Anschaulicher Katechismusunterricht

Die zehn Gebote

2. Teil: 6.–10. Gebot

von Fritz Lehmensiek

2 Bände 1.70

Koehlers
Lehrerbibliothek

Eine Sammlung von Büchern vorwiegend für die Hand des Lehrers zu Fortbildungs-, Prüfungs- und Unterrichtszwecken

Herausgegeben

von

Dr. Theodor Fritzsch

Zwölfter Band II.

Anschaulicher Katechismusunterricht

2. Teil: 6.–10. Gebot

Leipzig
Verlag von K. F. Koehler

Anschaulicher Katechismusunterricht

Gesetz
Die zehn Gebote

2. Teil: 6.–10. Gebot

Fritz Lehmensick
Seminaroberlehrer

Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1915

CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
SPRINGFIELD, ILLINOIS
43006

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des II. Teiles.

Seite

1. Das **sechste** Gebot . . 1—55
(A) Ehebruch (David) 1
Keuschheit (Josef) 3
Jesu Lehre 5
Luthers Beispiel 10
(B) Einigkeit und Rücksicht . . 12
Offenheit und Wahrhaftigkeit 21
Ritterliche und fromme Gesinnung 26
Reinheit und Pflichttreue . 27
Selbstachtung und Charakter 31
Schicksal 35
(C) Sei brav und unschuldig! . 41
Werde klug und vorsichtig!. 51
Bleibe fromm und gut! . 55

2. Das **siebente** Gebot 56—105
(A) In alter Zeit (Einbruch) . 56
Prophetenmahnung (Falscher Handel) 57
Jesu Auffassung vom Eigentum. 60
Zur Zeit der Apostel . . . 62
Luthers Forderung. . . . 63
(B) Treue Genossenschaft (14. Jahrhundert) 66
Unehrliches Schuldenbleiben 66
In Verdacht geraten (Der böse Dreier) 67
Arbeit 76
Berechnung 77
Sparen 80
Emporarbeiten (Krupp) . . 81
(C) Vom eigenen Eigentum . . 83
Erwirb! 83
Schütze! 86
Verwende! 91
Andrer Eigentum 95
Achte! 95
Hilf! 102

3. Das **achte** Gebot. . 106—141
(A) Alttestamentliche Grundlage 106
Das Verbot (Absalom) . 106
Das Gebot (Jonathan) . 112
Die Grundlage in den Evangelien 116
(B) Vom Zeugnis 117
Von der Ehre. 120
Vom Ehrabschneiden . . 120
(C) Wahrheit 122
Treue 133
Fürsprache 138

4. Das **neunte** und **zehnte** Gebot . . . . . 142—168
(A) Ahab. 142
Micha 150
(B) Das 10. Gebot als kulturgeschichtliche Urkunde. . 156
Wechselfälschung 156
Vom eigenen Grund und Boden 158
(C) Anwendung 159

5. Der **Beschluß** der Gebote . . . . . 168—204
(A) Die alttestamentliche Auffassung 168
Jesu Lehre 186
(B) Der Fluch der Sünde . . 191
Der Segen des Guten . . 193
(C) Denk immer an die schlimmen Folgen böser Taten! 194
Acht im Leben darauf, wie glücklich Gutestun macht 199

Das sechste Gebot.

A. Grundlegung.

I. Ehebruch.

1.

Wir lesen die sinnvolle Geschichte, die der Prophet Nathan dem Könige David erzählte,

2. Samuel 12, 1—4.

Das Glück des armen Mannes im Zusammenleben mit seinem einzigen Schäflein ist gar rührend geschildert.

1. Es aß von seinem Bissen.
2. Es trank aus seinem Becher.
3. Es schlief auf seinem Schoße.
4. Er hielt es wie eine Tochter.

Welches Unrecht sollen wir durch diese Schilderung recht tief empfinden?

Das Unrecht des Reichen. Er hat das ganze Glück des Armen zerstört. Er hat ihm seine einzige Freude genommen. Er hat ihn dadurch erst wahrhaft arm gemacht.

Diese Erzählung konnte ihre Wirkung auf den König nicht verfehlen.

Auch ihm mußte der Zorn in der Seele aufflammen gegen den herzlosen Räuber und Zerstörer des stillen Glückes des Armen.

Darin hat sich der Prophet Nathan denn auch nicht getäuscht.

2. Samuel 12, 5.

Und nun hört, welches gewaltige Wort Nathan dem Könige David entgegenschleudert:

2. Samuel 12, 7a.

„Du bist der Mann."

Wir fragen: Was hatte David begangen?

Inwiefern hatte David einem armen Manne sein stilles Glück gestohlen?

2.

Das lesen wir im Anfange des vorigen Kapitels.

2. Samuel 11, 1—4a[1]) (wiederholen).

Inwiefern hatte David in gleicher Weise schändlich gehandelt wie der Reiche in Nathans Erzählung?

Noch wußte der treue Untertan Uria nichts von dem Frevel, der an seinem Glücke begangen worden war; denn David hatte das Weib heimlich holen lassen. Wenn er es aber erfährt?

Auch er hatte einem armen Manne sein Glück zerstört und seine einzige Freude ihm genommen.

Tiefer Schmerz wird ihn erfüllen, denn er hat sein Weib lieb gehabt und mit ihr glücklich gelebt. Vielleicht wird er allen verkünden, was der König Schlimmes getan hat.

Das aber hatte der König vorausgesehen. Um nun die schlimmen Folgen seiner Freveltat zu verdecken, hat er einen entsetzlichen Plan gefaßt: den Uria zu beseitigen. Hört, auf welche furchtbare Weise er den Plan ausgeführt hat!

2. Samuel 11, 14. 15a. 16. 17.

Und warum er so gehandelt hat, das erkennt ihr aus dem Folgenden.

2. Samuel 11, 26. 27.

So ist der gemeine Mord die Folge von dem Verlangen des David nach dem Weibe seines Nächsten, das er aus dem stillen Frieden des Hauses herausgerissen und zu sich genommen hat. Während seine treuen Krieger in den Kampf fürs Vaterland auszogen, ergab sich der König dem Müßiggang und — dem Laster.

Deshalb also kam Nathan zu ihm, in der schlichten Erzählung mutvoll und unerschrocken dem Könige den ganzen Frevel vor die Seele zu führen. Nun werden wir sie erst recht verstehen, wenn wir sie nochmals lesen.

2. Samuel 12, 1—4.

Ob David und Bathseba wohl glücklich wurden?

3.

2. Samuel 12, 15—20a.
Psalm 38, 2. 5.
51, 3. 4. 12. 13.

Nun klagt und jammert er in seinem Schmerz, nun wirft er sich vor Jahwes Thron mit seinen Bitten. Wir sehen sie dann im

[1]) Oder der Lehrer erzählt.

Geiste an der Leiche ihres Kindes stehen, den David und die Bathseba, und durch ihre Seelen klingt es mit Donnergewalt:

2. Mos. 20, 14.

Du sollst nicht ehebrechen.

II. Keuschheit.

„Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz
und gib mir einen neuen, gewissen Geist!" Amen.

Ein reines Herz und ein fester Wille, das ist Panzer und Schwert in aller Versuchung. Das zeigt uns die alte Erzählung von den wunderbaren Schicksalen des Joseph.

Vom Vater geliebt und mit dem bunten Rock beschenkt, von den Brüdern gehaßt und an die reisenden Kaufleute verkauft, kommt er nach Ägypten und von dem Oberschlächter des Königs Potiphar, der zugleich Gefängnisvogt war, als Sklave gekauft und in sein Haus gebracht, erwirbt sich Joseph durch Fleiß und Tüchtigkeit in seiner Arbeit, auf der sichtbar der Segen Gottes ruht, seines Herrn Potiphar volles Vertrauen.

Potiphar setzt den Joseph zum Aufseher über sein Haus, und alle seine Habe gibt er in seine Hand. Er selber bekümmert sich um nichts mehr, außer um das Brot allein, das er aß.

Joseph war schön von Gestalt und von Ansehen. Und das Weib des Potiphar richtete ihre Augen auf ihn. Sie sprach zu ihm: „Werde du mein Mann[1])."

Da antwortete Joseph mit einem herrlichen Worte:

1. Mose 39, 8. 9. Er weigerte sich aber und sprach zu ihr: „Siehe, mein Herr nimmt sich keines Dinges an vor mir, was im Hause ist, und alles, was er hat, das hat er unter meine Hände getan. Und hat nichts so Großes in dem Hause, das er vor mir verhohlen habe, ohne dich, indem du sein Weib bist.

Wie sollte ich denn nun ein solch groß Übel tun und wider meinen Gott sündigen?"

Zuerst denkt Joseph an den Herrn, dem er kein Unrecht tun will. Wie schön begründet er seine Weigerung!

1. Mein Herr bekümmert sich um nichts im Hause; alle seine Habe hat er mir in meine Hand gegeben.

2. Er selbst hat im Hause keine größere Gewalt als ich.

3. Er hat mir nichts vorenthal-

[1]) 1. Mose 39, 1—7.

ten als sie allein, weil sie sein Weib ist.

Und dann denkt er an den himmlischen Herrn, den er nicht betrüben will. Es ist ein herrliches, unvergeßliches Wort, das er spricht.

„Wie könnte ich ein so großes Übel tun und gegen meinen Gott sündigen!"

Wohl dem, der in allen Versuchungen des Lebens so sprechen kann! Aus seinen Worten erkennen wir, was für ein Herz er hat.

Ein reines, edles, gutes Herz.

Die schamlosen Worte des ägyptischen Weibes (Werde mein Mann) wecken keine niedrigen Gedanken und Begehrungen in ihm. Das erkennen wir aus seinen Worten. Sie sind

keusch.

So besitzt er den einen köstlichen Schatz, um den David Gott im **51. Psalm** gebeten hatte.

Ein reines Herz.

Ob er den zweiten auch besitzt, einen gewissen Geist, einen festen Willen, das sollte sich bald zeigen.

1. Mose 39, 10—13[1]).

Die letzte Versuchung war die schwerste. Warum?

Die Frau des Potiphar begnügt sich nicht mehr mit Worten. Sie hält Joseph fest.

Inwiefern zeigt sich Joseph in der Versuchung standhaft und von unbeugsamem Willen?

Er entflieht der Versucherin, ob auch sein Mantel in ihren Händen zurückbleibt.

Und der Wille des Joseph ist ein sittlicher Wille und entspricht der Zucht und Sitte. Josephs Taten waren

züchtig.

Joseph wurde von dem verbrecherischen Weibe angeklagt, er mußte in das Gefängnis wandern wie ein Verbrecher. Hoch und herrlich steht Joseph vor uns, ein leuchtendes Vorbild. Erfüllte er des Weibes Willen, so winkten ihm für den Augenblick reiche Geschenke und eine bequeme Günstlingsstellung in reichem Hause. Er blieb standhaft und fürchtete nicht das Gefängnis und die Rache des abgewiesenen Weibes. Seine Hauptsorge war seine sittliche Reinheit. Sie wollte er erhalten, und wenn es das Leben kostete. Diese sittliche Tapferkeit ehren wir heute noch nach Jahrtausenden[2]).

---

[1]) Oder wohl besser: erzählen.
[2]) Pfeifer, Ethik S. 60.

Josephs Gang zum Kerker[1]).

1.

Aus dem Hause des Ägypters
Tritt ein Jüngling stolz und schön,
Doch es klagt bei seinem Schritte
Schwerer Fesseln dumpf Getön.
Joseph, reich an hohen Reizen,
Die der Jugend Glanz ihm gab,
Geht den schweren Gang zum Kerker,
Zu der Freiheit frühen Grab.

2.

Und er sieht der eitlen Gaffer
Tausendköpfiges Gemisch,
Und er hört der scharfen Zungen
Haßverblendetes Gezisch.
„Seht", so dringt es aus der Menge,
„Seht, das ist Verbrecherart!
Hocherhobnen Blicks zu schreiten,
Frechheit ist mit Stolz gepaart!"

3.

„Seine Ketten sprechen deutlich",
Fährt die blinde Menge fort.
„Für hebräisches Gesindel
Findet sich der rechte Ort!"
Joseph hört's; aus seinen Augen
Strahlt ein königlicher Glanz,
Wie ein Diadem von Golde
Leuchtet seiner Locken Kranz.

4.

Statt der feigen Wollust Netze
Wählt er frei Verbrecherschmuck,
Statt der schuldbeladnen Wonnen
Harter Bande rauhen Druck.
Für das schmeichlerische Werben
Sündlich-heißer Liebespein
Tauscht er geifernde Verwünschung
Flüche, Schmach, Verspottung ein.

5.

Aber Sieger selbst in Ketten
Flammt sein Geist voll Kraft und Mut,
Denn gerettet ist des Herzens
Gottgeweihte, heil'ge Glut.
Seiner Unschuld lichte Schwingen
Tragen ihn mit Adlerkraft,
Ob auch gähnend ihm zu Füßen
Seines Kerkers Höhle klafft.

6.

Welch ein Glück, zu triumphieren,
Wenn uns die Versuchung naht,
Wenn die falschen Freunde locken
Zu des Lasters scheuer Tat!
Herrlich Los, im Leid der Erde
Hochgemuten Sinns zu sein,
Über Spott und Hohn zu stehen
Tugendstark und engelrein.

Wir aber verbinden dieses Bild in unserer Seele mit den Worten der Erklärung:

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir keusch und züchtig leben in Worten und Werken.

III. Jesu Lehre.

I. Vom Ehebruch.

1. Was Jesus über Ehebruch urteilt.

Wir stellen uns das Bild vor: David auf dem Söller seines Hauses, untätig in der Zeit, da alle waffenfähigen Männer aus-

---

[1]) Balduin Herberger, Waldblumen. Meißen, Druck und Verlag von Krauße. 1911. S. 69.

gezogen sind in den Streit, wie er in die Höfe der weiter unten am Abhange des Berges gelegenen Häuser schaut und dort mit seinen Augen ein Weib erblickt. Ihr Anblick entzückt sein Auge. Durch das Tor seines Auges kam die Gefahr in seine Seele.

Jesus beantwortete nun die Frage: Wann beginnt das Unrecht in einem solchen Falle? Er beantwortet sie so:

Matthäus 5, 27. 28.

„Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen.

Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen."

Womit beginnt also die Sünde nach Jesu Wort?

Schon mit der ersten sündlichen Regung in der Seele, mit dem bösen Verlangen.

Welche Mahnung?

Hüte dich!

Welcher Rat?

Unterdrücke die erste böse Regung in deiner Seele!

Ja, Jesus meint: „Reiße sie aus deinem Herzen mit allen ihren Wurzeln und Fasern heraus! Reiße sie heraus, so weh es dir tun mag und so lieb dir sie auch ist, so viel sie dir auch versprechen mag! Reiße sie aus!"

Jesus drückt das noch gewaltiger aus.

Wir vergegenwärtigen uns das zweite Bild: Die Frau des Potiphar, wie sie in verwerflichem Verlangen die Hand nach Joseph ausstreckt.

2. Was Jesus in solchen Fällen rät.

Matthäus 5, 29. 30.

Wenn dich dein Auge verführen[1]) will, so reiß es aus und wirf es von dir! Will dich aber deine Hand verführen, so haue sie ab und wirf sie von dir! Es ist besser, daß eins deiner Glieder verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.

Ein gewaltiges Wort! An ein Unglück müssen wir denken, um zunächst das Bild zu verstehen. Ein Bauer ist gestürzt und hat sich einen rostigen, schmutzigen Nagel durch die Hand gestoßen. Blutvergiftung, Brandgefahr.

Es ist große Gefahr, daß der ganze Körper zugrunde geht.

Rat des Arztes?

Ich will die Hand durch Operation ablösen.

---

[1]) ärgern = arg (böse) machen.

„Aber dann bin ich ja ein Krüppel! Und weh tut es auch!" Antwort? (Sie steht im Jesu-Wort.)

Besser, ein Glied verdirbt, als der ganze Leib.

Diese letzten Gedanken können wir — zunächst ganz wörtlich — auf Davids Auge und der Potiphar Hand anwenden.

Statt daß der ganze Mensch schlecht und verdorben wird, ist es besser, er verlöre ein Auge oder eine Hand.

„Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse[1])?"

Aber tiefer, unter dieser wörtlichen Bedeutung, liegt noch eine andere. Sie heißt: „Reiße heraus! Haue ab!" Was denn?

Die bösen Gedanken, die bösen Gelegenheiten.

Arbeit ist da eine gute Helferin. Wende das auf unsre beiden Fälle an!

David hätte sollen in den Kampf ziehen wie die andern. Im Kampfgetümmel hätte er die schlimmen Gedanken schon vergessen.

Die Potiphar hätte sich sollen fern von Joseph halten und hätte tüchtig arbeiten sollen, wie eine rechte Hausfrau.

Dann hätte sie Auge und Hand zum Guten verwendet und ruhig behalten können. Das ist der tiefere Sinn. Wir müssen also, um Jesu Wort ganz zu verstehen, dreierlei unterscheiden. Worauf kommt es ihm hauptsächlich an? (1)

1. Daß der Mensch gut werde, das böse Handeln meide und die bösen Gedanken aufgebe.

Von selbst verschwinden sie nicht. Was muß er tun? (2)

2. Er muß sie mit Gewalt aus seinem Herzen ausreißen.

Dies drückt nun der Herr bildlich aus.

Auge, Hand.

Aber auch wörtlich gibt das einen Sinn. (3)

3. Besser ein Glied verdirbt, als der ganze Mensch.

Kein Vernünftiger wird Jesu Rat ganz wörtlich befolgen. Warum nicht?

Es weiß doch ein jeder, daß er sittlich gesunden kann, ohne sich zum Krüppel machen zu müssen: Dadurch, daß er das Böse mit all seinen Wurzeln aus dem Herzen reißt.

---

[1]) Mt. 16, 26. Mk. 8, 36. Lk. 9, 25.

II. Von der Ehe.

„Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen."

Dies Wort ist zuweilen falsch ausgelegt worden.

Aus Davids Geschichte ist zu sehen, was unter Weib gemeint ist:	Das Weib des Nächsten, die verheiratete Frau.
Und warum durfte die Potiphar keinen andern zum Manne begehren?	Weil sie selber verheiratet war. Sie hatte einen Mann, dem sie zur Treue verpflichtet war.

Wie aber, wenn ein unverheirateter junger Mann eine blühende, edle Jungfrau anschaut mit dem Verlangen, Freud und Leid fürs ganze Leben mit ihr zu teilen? Ist das verwerflich[1])?

Wir freuen uns an der Schönheit der Natur, der Schöpfung, warum nicht an der Schönheit der Krone der Schöpfung? Wir empfinden Freude an schönen Gemälden, an herrlichen Bildwerken, Gestalten, denen der Künstler Leben einzuhauchen verstanden hat. Sollen wir uns nicht freuen dürfen an schönen Gestalten, die aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen sind? Und an einer schönen, edlen Menschenseele?

Die Verführung zur Unkeuschheit, zur Untreue, zum Ehebruch ist verboten. Denn sie bedeutet Vernichtung des Familien- und Lebensglückes.

Ist aber auch — nach Jesu Auffassung — das Verlangen nach inniger Gemeinschaft, nach Gründung einer Familie mit einem hochgeachteten und geliebten Menschenkinde verboten?

Matthäus 19, 5. 6[2]).

(5) „Deshalb wird ein Mann Vater und Mutter verlassen
und sich mit seinem Weibe innig verbinden,
und beide werden eins sein.
(6) Danach sind sie also nicht mehr zwei,
sondern eins."

Was Gott zusammengefügt hat,
das soll der Mensch nicht scheiden.

Ihr könnt Jesu Auffassung von der Ehe am besten erkennen, wenn ihr an die Hochzeit zu Kana denkt. Er, der ernste Mann, der

---

[1]) Pfeifer, Ethik 59.

[2]) Pfeifer macht mit Recht auf Stages schöne, sinnrichtige Übersetzung aufmerksam: Mann und Frau sind nun nicht zwei, sondern eins. (Ein Herz und eine Seele, zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag.)

den Leuten so oft ins Gewissen redet, er wird zu einem Freudenfeste, zu einer Hochzeit geladen.

Und er kommt und weiht und heiligt das Fest durch seine Gegenwart.

III. Von der Ehescheidung.

1. In jüdischer Zeit war die Frau Sklavin des Mannes und ganz in seiner Gewalt. Er war Freiherr. Er konnte sie wieder fortschicken, wenn er wollte.

a) Alttestamentlicher Bibeltext **5. Mose 24, 1.**

Wenn jemand ein Weib nimmt und ehelicht sie
und sie nicht Gnade findet vor seinen Augen,
um etwa einer Unlust willen[1]),
so soll er einen Scheidebrief schreiben
und ihr in die Hand geben
und sie aus seinem Hause lassen.

b) Sinn[1]): Wenn er etwas Widerwärtiges an ihr entdeckt.

c) Auslegung der Gesetzesgelehrten.

Schamai: Unter dem Widerwärtigen darf man nur die eheliche Untreue verstehen.

Hillel: Alles, was dem Manne an der Frau nicht gefällt, ist Widerwärtiges.

Akiba: Ein Mann darf die Frau aus dem Hause jagen, wenn ihm eine andere Frau besser gefällt, oder wenn das Mittagbrot seinen Beifall nicht findet.

d) Ergänzung. Daß auch der Frau erlaubt war, den Mann zu verlassen, an dem sie etwas Widerwärtiges entdeckte, daß sie dem Hause den Rücken kehren durfte, in dem sie statt des erhofften Glückes nur Kummer und Not gefunden hatte, davon erfahren wir nichts. Hätte eine Frau so gehandelt, sie wäre gesteinigt worden.

Jesus spricht sich gegen die Herabwürdigung des Weibes, gegen ihre Schutz- und Hilflosigkeit aus. Sie ist ihm ein schreiendes Unrecht. „Der Mann", so sagt der Herr, „hat die ganze Verantwortung, die ganze Last der Schuld, wenn er (abgesehen von dem Falle, daß die Frau selbst ihm untreu gewesen ist und die Ehe gebrochen hat) sich von der Frau scheidet."

Matthäus 5, 31—32.

---

[1]) Pfeifer S. 57 ff. (Zum Teil wörtlich.)

IV. Von der Reinheit der Seele.

Was verleiht aber dem Joseph solche Seelenruhe, daß er ruhig, obwohl ohne Schuld, ins Gefängnis wandern kann?

Wir hören ihn nicht weinen, nicht klagen, sein Gesicht spiegelt inneren Frieden. In seinen Augen leuchtet ein seltsamer Glanz.

Ihr wißt, woher das kommt.	Eben weil er ohne Schuld war, darum war er so ruhig und gefaßt.
Wenn er an sich dachte, hätte er wohl traurig werden können.	„Nun mußt du fort aus dem Hause, in dem du so glücklich gewirkt hast."
Wenn er an die Menschen dachte, hätte er sich wohl schämen müssen.	„Nun geht's ins Gefängnis; auf dir lastet häßlicher Verdacht, sie sehen dich als einen Verbrecher an."
Aber er trauert nicht, er schämt sich nicht, ihm ist seltsam frei und leicht zu Mute. Vor seiner Seele steht das Bild des Vaters und Richters aller Menschen.	Das Bild Gottes. Joseph denkt: „Gott weiß, was mir jetzt geschieht, und er weiß, daß ich unschuldig bin."
Ein beseligendes Gefühl erfüllt ihn.	Er denkt: „Du hast recht gehandelt. Gott wird mit dir zufrieden sein."

Seht, das sagt Jesus von allen Menschen, die ihre Seele rein erhalten, in dem folgenden Spruche! Möchtet ihr oft an diesen Spruch denken und euch recht oft an ihm freuen! Der Spruch ist ein Leitspruch fürs ganze Leben, eine funkelnde Perle, die wie Sternenglanz vom Himmel strahlt.

Matthäus 5, 8.

Selig sind, die reinen Herzens sind,
denn sie werden Gott schauen.

IV. Luthers Beispiel.

Wir hörten, wie der Herr Jesus die Ehe billigt.

Die katholische Kirche fordert von Geistlichen, Mönchen und Nonnen Eheloſigkeit, damit sie ganz und gar in der Macht der Kirche sind und durch keine Rücksicht auf die Familie irgendwie von ihrem geistlichen Amte abgezogen werden.

Luther war der Überzeug:

Auch Geistliche dürfen sich verheiraten.
Die Klostergelübde gelten nichts.

1. Man stößt die Kinder und das schwache Weibervolk in die

Kloster. „O der unbarmherzigen Eltern und Freunde, die mit den Ihren so greulich und erschrecklich fahren[1])!"

So war eine Klosterjungfrau zu Eisleben, welche von ihren Eltern in ihrem sechsten Jahre ins Kloster gebracht worden war. Schon im 14. Lebensjahr fühlte sie sich nicht geschickt zu diesem Stand, wurde aber im Kloster zurückgehalten. Als sie später sich an Luther um Rat wendete, wurde dieser Schritt verraten, und sie hatte deshalb harte Mißhandlungen zu erdulden. Ein mißlungener Fluchtversuch brachte neue Peinigungen, bis es ihr endlich doch gelang zu entkommen.

Auf Luthers Veranlassung befreite ein Torgauer Ratsherr mit Hilfe von zwei Bürgern aus dem Kloster Nimbsch bei Grimma neun Nonnen, lauter Töchter angesehener Familien, und brachte sie nach Wittenberg.

„Von den Eltern und Freunden ist ihnen es abgeschlagen worden", schreibt Luther. „Es war eine Pflicht christlicher Liebe, ihre Seelen und Gewissen zu retten."

Eine dieser Nonnen, die 26jährige Katharina von Bora, die seit ihrem zehnten Jahre hinter Klostermauern gelebt hatte, heiratete über zwei Jahre danach Luther.

Daß sein Sohn sich verheiraten sollte, wollte Luthers Vater. So handelte Luther, um durch die Tat und sein Beispiel seine Überzeugung, daß der Ehestand ein gottwohlgefälliger Stand sei, zu beweisen.

2. Wiederholt äußerte sich Luther über Katharina in diesem Sinne: „Ich preise mich glücklich, daß mir Gott eine für mich passende, bescheidene und kluge Ehefrau geschenkt hat, die es so fein versteht, für meine Gesundheit zu sorgen, sich in meine Gemütsart zu schicken und meine Fehler und Gebrechen mit Sanftmut zu ertragen."

„Sie ist mir folgsam und in allen Dingen willfährig und, Gott sei Dank, mehr nütze, als ich zu hoffen gewagt hätte, so daß ich meine Armut nicht mit den Schätzen eines Krösus vertauschen möchte."

„Mir ist, gottlob, wohlgeraten; denn ich habe ein fromm treu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen darf."

Als er dem Tode nahe zu sein meint, sagt er von seiner lieben Käthe: „Sie hat wie ein frommes Weib nicht allein meiner treulich gepflegt und gewartet, sondern auch wie eine Magd gedient. Gott vergelte es ihr an jenem Tage!"

Käthe hatte viel zu tun: Sie hielt einen Kosttisch für Studierende, braute das Bier, das im Hause getrunken wurde, und machte sich

---

[1]) Burk, Martin Luther. Stuttgart bei Krabbe. 1. Aufl. 1883. S. 222 ff.

in der Landwirtschaft viel zu schaffen. In den drei Gärten, die Luther besaß, wurde neben Küchengewächsen auch Hopfen gebaut. Auf ihren Wunsch kaufte er seiner Käthe ein Landgütchen in Zulsdorf bei Wittenberg, das sie mit besonderer Vorliebe bewirtschaftete.

3. Im Kreise seiner Familie offenbarte sich die ganze Herzlichkeit des großen Mannes. Hier suchte er seine Erholung von den Geschäften und Kämpfen, deren sein Leben voll war. In seinen Tischreden wiederholt er gar oft das Lob des häuslichen Lebens. „Die Welt", sagt er, „hat keinen lieblicheren und freundlicheren Schatz auf Erden, denn den heiligen Ehestand."

Und wie freut er sich seiner Kinder!

„Die Kinderlein haben so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel ihr Gott und lieber Vater sei[1])."

So hat Luther selbst eine Anschauung[2]) gegeben und ein Beispiel für die Worte seiner Erklärung des sechsten Gebotes:

. . . und ein jeglicher (soll) **sein Gemahl lieben und ehren.**

B. Ausgestaltung.

I. Einigkeit und Rücksicht[3]).

1.

. . . Die Mutter hatte die Maschine ans Fenster gerückt und nähte bei dem schwindenden Tageslicht drauf los, die glänzenden, steifen Blaudruckstoffe bauschten sich am Boden. Die Frau hob nicht einmal den Kopf, als das Kind eintrat.

Nein, es war keine Freude in dieser Stube. Nur die Teller und Tassen hinter den Glasscheiben des Schrankes blinkten, die stellte Sophiechen selbst auf nach dem Aufwaschen. Überall machten sie zum Fest rein, machten alles schön; die junge Buchhaltersfrau unten hatte die Küchenkanten gewaschen und zum Trocknen ans Fenster gehängt und überall Gardinen aufgesteckt. Aber Mutter wollte nichts machen.

„Zu so was hab' ich nicht Zeit," hatte sie gesagt, „ich fühle abends meine Knochen!" Der Rücken tat ihr gewiß weh von dem ewigen Krumm-

---

[1]) Siehe: „Vom Himmel hoch da komm' ich her." Kernlieder der Kirche in Stimmungsbildern. Dresden-Blasewitz bei Schambach. Ferner: Luthers Koburger Brief an sein Söhnchen Hänschen. Burk S. 232.

[2]) Hier mag das Bild von Spangenberg: „Luther im Kreise seiner Familie" verwendet werden, das das Festhalten des Sachinhalts in den Worten der Erklärung sehr erleichtert. (Leipzig bei Wachsmuth.)

[3]) Aus der Novelle „Die Stärkeschachtel" von Clara Höffner. Gartenlaube 1912, Nr. 49, S. 1046.

sitzen. „Ich muß arbeiten, ich habe keine Zeit zu Putz und Staat. Dein Vater gibt mir nichts."

Aber Sophiechen wußte: das war es nicht. Mutter hatte immer noch nebenbei gearbeitet. Aber seit es mit Vatern immer schlimmer geworden war und er doch alles veraafte (vernichtete) — sie kannte keinen andern Ausdruck dafür, wenn der Trunkene, um die Frau zu ärgern, alles zerstörte, was sie mit Fleiß und Mühe erreicht hatte, die Decken herunterwarf, mit kotigen Füßen auf die Betten trat, die Gardinen von den Fenstern riß, das Oberste zu unterst kehrte, — seitdem rührte Mutter nichts mehr an. Es war ihr wohl die Lust vergangen. . . .

Jetzt hob die Frau das verbitterte, blasse Gesicht. „Mach zu! Du sollst Säume einknicken!"

Das Kind hielt die klammen Fäustchen über die Ofenplatte. „Ich komme gleich."

Es hauchte ein paarmal in die roten Hände, rieb sie ineinander und hing das gehäkelte Umschlagetuch an den Riegel.

Dann setzte es sich auf die Fußbank und fing an, den steifen, brettigen Stoff, aus dem die Mutter die spiegelnden Blaudruck-Küchenschürzen nähte, einzukneifen. Das tat es gern. Es waren so schöne Muster in den Schürzen. Manchmal Sternchen und kleine Halbmonde, das war wie ein ganz dunkelblauer Himmel voll heller Sternchen. Man konnte auch an Schneeflocken denken.

Sophiechen trug die Petroleumlampe auf die Maschine. Nachher kam sie in den Drahtring, der an der Decke hing. Das Kind rückte die Kartoffeln zurecht, sah sorglich zu, ob sie auch überall vom Wasser bedeckt waren, so daß die obersten nicht etwa halbgar blieben, tat einen Löffel Salz auf einen Teller, holte den Leinölnapf und das Brot aus dem Schrank. Vorher wischte es das Wachstuch des Tisches sauber und stellte die Teller auf. Es war jetzt bald sechs. Dann kam Vater. Vielleicht kam er auch nicht.

Die Uhr tickte, die Maschine rasselte. . . .

2.

Jetzt war es sechs durch. Ob Vater jetzt kam? Oder ob er wieder in der Destille mit der roten Laterne saß? Da hörte man seinen Schritt. —

In der nächsten Sekunde trat der Mann ein. Er brachte einen leichten Dunst von Fusel und Holz mit. Es war ein großer, kräftiger Kerl mit etwas verschwommenen Zügen. Seine Augen hatten den nicht recht definierbaren Ausdruck, den man zuweilen bei gutartigen großen Hunden findet. Er sah ein wenig borniert aus, trug sich liederlich, zog die Beine beim Gehen nach. Er hatte den Mund zu einem „Guten Abend" geöffnet. Aber die Frau wandte sich blitzgeschwind um und machte sich am Herd zu schaffen, so daß sie ihm den Rücken zukehrte. Sie bebte vor Entrüstung. Dieser Liederjahn, dieser Lump! Wenn er einmal zur Zeit nach Hause kam, sollte wohl alles gut und vergessen sein? Da kannte er sie schlecht. Sie schüttelte

die Kartoffeln im Dampf, damit sie schön mehlig würden und platzten. Nicht etwa dem schlechten Kerl zuliebe, Gott bewahre! Aber was sie tat, das tat sie nun einmal gründlich. . . .

Sie schüttete die Kartoffeln in den Napf und stellte ihn unsanft auf den Tisch. Die Hände bebten ihr. Wie sah der Kerl aus! Verliedert und verkommen und war solch ein schmucker Mensch gewesen! . . .

Der Mann hatte seine Mütze auf das Bett geworfen. Ein verbissener Ausdruck trat in sein Gesicht. Die hatte ja noch eine schöne Wut auf ihn! Das würde nun ein nettes Fest werden! Einen Augenblick schwankt er. Sollte er der Dumme sein und hier bleiben? Es zog ihn wie mit Stricken hinaus, dorthin, wo Helle war, Wärme, Genossen, Lachen, Musik und der scharfe, süße Trank, der wie alter Tokaier durch die Kehle glitt und die Eingeweide wärmte, der Vergessen brachte, Heiterkeit, und das Leben für ein paar Stunden zu einem Haus der Freude machte. Hier war es ein Jammertal. Er hatte es ja arg getrieben, aber sie hatte ihn ja auch genug gereizt. Konnte sie nicht freundlich sein, und wie alt und verärgert sie aussah! Nee, man weg hier, „Mahlzeit!"

3.

Er griff nach der Mütze.

Da zupfte das Kind ihn am Rock: „Vater, Vaterle, komm essen!" Das arme Gör, es sah ganz verbiestert aus.

Da fiel ihm die Wurst ein. Das hätte er bald vergessen. „Komm man her, Sophiechen," sagte er, „kuck, was Vater mitgebracht hat! Da kuckste, was?"

Die Frau hatte begonnen, die Kartoffeln für sich und das Kind abzupellen. Die Lampe warf einen freundlichen Schein auf das helle Wachstuch, die geplatzten Kartoffeln lagen appetitlich in der Schüssel. Das Leinöl blinkte goldhell in seinem Napf. Zandereits Appetit regte sich. Er setzte sich schwerfällig zurecht und holte etwas aus der Tasche; es war ein gut Stück gute Zervelatwurst, von dem er mit dem Taschenmesser große Stücke zu schneiden begann. Er schälte mit Daumen und Messer die Haut herunter und schob dem Kind die Scheiben zu:

„Da, mein Schnuteken, iß man!"

Die Frau fuhr das Kind an:

„Aber eß Kartoffeln dazu, das ist zu teuer! Das kann man nicht so runterschlingen!"

Der Mann sah sie etwas unsicher an.

„Willste nich ooch, Therese?"

„Ich eß Kartoffeln," sagte sie kurz.

„Eß doch," sagte er noch einmal und schob ihr ein Stück hin. Sie hätte es nehmen und ihm ins Gesicht werfen mögen. Die Wut stieg ihr in die Augen. Sie preßte den Mund zusammen. Wenn der Mann noch hungrig war, wäre er auf und davon gegangen. Dies Gesicht kannte er. Aber der befriedigte Magen schuf ihm ein schönes Gefühl von Wärme und

Sättigung, das ihn friedfertig machte. Und es freute ihn, wie gut es Sophiechen schmeckte. So könnte es doch ganz schön zu Haus sein. Aber die Frau! Es war, als hätte sie den Satan im Leibe.

Nicht einen Augenblick konnte er seine Ruhe haben. Jetzt lief sie schon wieder herum, schob das Geschirr zusammen, stellte das Essen weg, wischte den Tisch ab. Das Kind spülte die Teller.

Jetzt saß sie wieder unter der Lampe, neben sich den Haufen fertiger Schürzen und zugeschnittener Bänder. Ihre Nadel flog. Ihr Gesicht war streng gesammelt und verächtlich, es war, als ob sie für nichts Sinn hätte, als für ihre Arbeit.

Der Mann gähnte und reckte sich. Er war jetzt schön müde. Wie spät war es denn? Erst sieben vorbei.

Die Frau nähte, daß die Nadel heiß wurde. Es war, als wenn sie zwischen den Fingern lebendig würde, selbständig arbeitete, daß die Finger kaum mitkonnten. Sechsunddreißig Paar Bänder zu säumen und dann an die Schürzen zu nähen! Sie griff auf, nähte herum, verfestigte mit sechs, sieben kleinen, harten, zuckenden Stichen, riß ab und warf hin. Die Bänder ringelten sich wie die Schlangen.

Die fieberhafte Anstrengung reizte sie noch mehr. Einen Wimperschlag lang hatte sie ihn angesehen, wie er da hingelümmelt saß, faul, schlaksig, die Arme auf den Tisch geflegelt. Als ob er keine Knochen hätte. . . .

Der Mann hob den Kopf. Er versuchte unbefangen zu sprechen.

„Was äscherste so, Therese? Das hat ja keinen Zweck nich. Fertig wirste ja doch."

Sie nähte schweigend weiter.

„Mechste denn nichts fein auf Weihnachten?"

Die Frau biß den Faden durch und warf das Band hin.

„Damit du wieder alles zuschanden machst, nich? Ich danke schön."

„Denn mach doch wenigstens Jardinen an. Wo sieht denn det aus!"

Sie antwortete nicht.

Der Mann betrachtete sie aus seinen schläfrigen Augen. Wenn die nicht wollte, war sie wie eine stößsche Kuh.

4.

Das Kind hatte sein Taschentuch genommen, die Puppe hineingewickelt und in den Kasten getan. Der Vater sah ihr zu.

„Was haste denn da für'n Sarg?"

Das Kind erklärte: „Das ist ein Bett."

„Det hat ja kee Füße." Nein, Füße hatte es nicht.

„Ick wer dir Füße machen. Lang mal 'n Stück Holz her!"

Aber die Frau hob den Kopf.

„Holz is nich. Das bleibt zum Feuermachen morgen früh."

„Na, denn nich." Er war zu faul, sich zu zanken.

Nach einer Weile fing er wieder an.

„Jieb mal den Deckel her! Ick wer dir 'ne Wiege machen!"

Sophiechen sah ihn groß an. Konnte er denn so was?

Der Vater lachte. „Na, du traust mir wohl nich? Weil ich Stellmacher bin? Wat so'n Tischler kann, kann ick ooch, wenn ooch in Pappe."

Er wandte den Deckel hin und her und schien zu überlegen. Unwillkürlich richtete er sich dabei grader auf, und sein Gesicht gewann an Intelligenz. Ja, es würde gehen. Er stand schwerfällig auf und kramte in seinen Taschen.

„Hol' mal 'nen Teller!"

Er maß mit dem Zollstock, riß die halbkuglige Form der Gängel auf dem Deckel nach, verglich, sann nach und begann aufs neue. So stimmte es. Er zog das Taschenmesser und begann die Zeichnung auszustemmen. Das Kind sah aufmerksam zu.

Auch die Frau blickte auf. Was ihm heute wohl einfiel! Aber ordentlich machte er es. Das gefiel ihr. Wenn es auch nur Spielerei war.

Früher hatte er schön basteln können, einen hübschen Nähkasten mit zwölf Fächern hatte er ihr gemacht, im Deckel einen kleinen Spiegel, mit Muscheln eingefaßt. . . .

Sie nähte und nähte. Drüben knirschte das Messer. Das Kind hing mit den Augen an des Vaters Händen.

Der erste Gängel war fertig. Oben hatte er eine Art Falz, einen Querstab, um in der Schachtel befestigt zu werden.

Wie das Kind sich freute! Sie hätte ihm doch wohl was zum Spielen besorgen können zu Weihnachten. Drei Hemdchen hatte sie ihm genäht, ein warmes Unterröckchen, zwei helle Schürzen. Und Zuckerplätzchen sollte es auch haben und Pfeffernüsse. Aber einen Baum machte sie nicht. Nein, dazu war ihr nicht zumute. Sie fing wieder an, sich in ihre Erbitterung einzubohren. Unterdessen ging ihr die Arbeit schnell von der Hand. Das erste Dutzend war gebändert.

5.

„So, nu woll'n wer mal sehen."

Er maß, maß nochmals, machte einen Längsschnitt an den beiden Schmalseiten der Schachtel, schob die oberen Falzstreifen der Gängel hindurch, bog und drückte: die Wiege stand. Er stieß sie mit der Hand an: sie schwankte auf und ab wie eine richtige Wiege. Das Kind schrie vor Freude auf. Auch der Mann sah wohlgefällig auf sein Machwerk. Es war zierlich und hübsch.

„'n bißchen nach Rohbau sieht es noch aus. Da muß 'n Anstrich dran."

Er sann nach. In seiner Handwerkskiste auf dem Kleiderschrank mußte noch Silberpapier sein. Ja, das mußte noch drin sein. Früher hatte er mal Netze für den Baum geschnitten, um Pfeffernüsse hineinzulegen.

„Stelle mal den Leimtiegel auf den Herd!" befahl er dem Kinde.

Seine Bewegungen waren elastischer und frischer; er hatte etwas, was ihn interessierte. Er zog die Kiste nicht hinter sich her, wie es sonst seine

träge Gewohnheit war, sondern trug sie auf den Armen. Eine Weile kramte er drin herum, richtig, da war die Schachtel.

„Hol mal 'n Lappen und wisch den Staub ab!" sagte die Frau.

Sophiechen wischte, und der Deckel wurde aufgehoben. Wie schön war das! Silberpapier, Rauschgold, zehn, zwölf Blechleuchterchen mit blanken Sternen, vergoldete Nüsse.

Es war wie im Märchen, wenn man in die Tür der 13. Kammer sah: Gold, Silber und Mond und Sterne. Ach, es war mehr, es war ein Lichtstrahl, der aus einer lange verschlossenen Tür fiel, hinter der Glück und Frieden wohnte, was mehr war als Silber und Gold.

Auch die Frau sah herüber. Wie lange war das her, daß sie das angeschafft hatte. . . . Sie jung und zuversichtlich und er jung und zuversichtlich. . . . Das Herz tat ihr weh.

6.

Der Mann maß, legte auf, verglich und zog Linien. „Kann ich mal deine Schere kriegen?"

Sein Ton war milder und seine Sprache sorgfältiger als vorher. Nicht in diesem rohen Jargon seiner Arbeitsgenossen. Es war, als wenn ein sanfter und besänftigender Schein ausginge von dem blanken Stückchen Papier. Das Kind saß unbeweglich in einer stumm gewordenen Seligkeit wie ein lauschendes Vögelchen oder Kaninchen, bei dem nur die glänzenden Augen verraten, daß es lebt. Eine silberne Wiege! Seine Phantasie baute Feenschlösser aus Kristall und Karfunkel.

Der Vater klebte, wischte glatt, putzte ab. Die Längsseiten leuchteten silbern, jetzt kam das Kopfende daran, nun das Fußende. Er prüfte. Würde es noch für inwendig reichen? Ja, es ging. Er hatte es schön eingeteilt, man brauchte nur einmal zu stückeln.

„Mutter, ach sieh doch!"

Die Frau ließ die Arbeit sinken. Da stand das zierliche Ding, wie geschmiedet aus Edelmetall, akkurat, eigen gearbeitet, ohne Tadel! . . . Wenn man so was aus seinem Leben machen könnte mit Liebe und Geduld! . . . Die Augen taten ihr weh vom Nähen, sie wischte ein paarmal darüber weg.

„Jetzt mußt du zu Bett, Sophiechen, jetzt muß es trocknen, und morgen Abend da kriegst du es dann."

Das Kind sah sie unverwandt an.

„Auch 'n Baum, Mutter? Machen wir 'n Baum? Mit den schönen Sachen!"

7.

Die silberne Wiege stand auf dem Tisch. Sie schwankte leise. Ab und an hob der Mann sie auf, betrachtete sie, setzte sie wieder hin. . . .

Die Lampe summte. Unter den Händen der Frau knitterte die gedruckte Leinwand. Sie war fertig.

Und endlich sagte er mit gepreßter Stimme: „Therese, wenn du nich müde bist, mit ein paar Betten möchte sie hübscher sein morgen Abend . . ."

Die Frau stand wortlos auf.

Sie kniete vor der Lade des Schrankes. Da hatte sie ihren persönlichen Besitz drin. Die Seide ihres Brautkleides knisterte leise. Da lag es seit Jahren. Sie war sonst darin zum Abendmahl gegangen nach alter Sitte, in schwarzer Seide, es war lange her. An der Rückwand in der weißen Pappschachtel lag der Kranz . . . sie öffnete den Deckel ein wenig: die dürren Blätter fielen ihr raschelnd entgegen. Sie lag auf den Knien vor den dürftigen Symbolen ihres Lebens . . . Und plötzlich tropften ihr Tränen darauf . . . sie bückte sich tiefer . . .

Sie hatte sich gesammelt, sie hob den Nähkasten mit dem Muschelspiegel heraus. Sie erschrak, als sie in das Glas blickte. War das ihr Gesicht? Daraus hatte sie früher ein junges, ruhiges Gesicht angeblickt und jetzt dies alte, verhärmte? Aber ihr Haar war unordentlich, das machte sie so elend aussehend. Die Bluse, sauber, aber ohne eine Spur von Nettigkeit, stand ihr nicht. Unwillkürlich glättete sie ihr Haar.

Sie stellte den Kasten auf den Tisch. Da waren allerhand Reste drin, alles aus ihrer Jungfernzeit bei der Frau Gräfin. Leinenbattist und Seide und Tüll und Spitzenreste. Sie hatte das sich nehmen dürfen. Ach ja, sie hatte ja schon damals ihren Kopf für sich gehabt, ihre gütige Herrin hatte schon viel Geduld haben müssen! „Therese, du willst mit dem Kopf durch die Wand," hatte sie oft gesagt. Sie zog einen Streifen Tüll heraus, in dem kleine, flimmernde Tröpfchen hingen, Kristallperlen. Das war von Frau Gräfins Kleid mit den weißen Rosen und dem silbernen Laub. Das paßte zu Silber.

Sie schluckte ein paarmal. Es wurde ihr schwer. Endlich sagte sie mehr wie für sich: „Das könnte einen hübschen Vorhang geben!" Ihre Stimme klang belegt.

Er sah sie etwas zweifelhaft an. „Vorhang?"

Sie wurde schon wieder ungeduldig. So 'n Mann verstand gar nichts.

„Ja doch, über's Kopfende. So. Aber da muß 'ne Stange hin."

Der Rand des Deckels lag noch da. Er probierte: „So? Meinst du so?"

Ja, so meinte sie es.

Aber es war kein Silberpapier mehr da zum Bekleben.

Das machte nichts. Sie erklärte ihm gleich, wie er sie mit Chiffonstreifchen bekleben könnte. Dabei berührten sich ihre Hände. Er fuhr ein wenig zusammen und sah sie an. Sie wandte den Kopf und bemühte sich, ein gleichgültiges Gesicht zu machen.

„So mußt du es machen," sagte sie etwas barsch.

Er klebte und wickelte, sie nähte. Die Lampe summte wie vorhin. Aus der Ecke kamen Sophiechens Atemzüge. Es war so friedlich. Ringsum alles still.

8.

Es legte sich etwas über die beiden verwilderten und verhärteten Seelen wie etwas Tröstendes, Lösendes: der Segen der häuslichen Gemeinschaft, der Familie, des Hauses. Es verband sie wieder etwas; ein gemeinsames

Streben. Um nichts Großes, nein, sicher nicht, aber eine Bestrebung der Liebe.

Während sie die Tüllstreifen säumte, kamen ihr in der friedlichen Nachtstunde gute und friedliche Gedanken, und ein paar Zeilen kamen ihr wieder, die sie einst im Theater gehört:

O, wenn in unserm stillen Zimmer
die Lampe wieder freundlich brennt . . .

Dann ging es nicht weiter. Aber nachher kam:

Vernunft fängt wieder an zu sprechen
und Hoffnung wieder an zu blühn.

Wie war das schön! Wie eine sanfte, tröstende Stimme . . . ach, sie war wohl recht unvernünftig gewesen, wo sie hätte klüger und besser sein können . . .

„Nun gib einmal her!"

Sie konnte nicht erwarten, wie es fertig aussehen würde. Nach all den Wochen der Verbitterung kam es über sie wie kindliche Freude. So hatte sie sich als Mädchen freuen können, wenn ihr etwas gelungen war.

Noch ein paar Minuten . . . nun stand es da. Über die silberne Wiege fiel der duftige Schleier, tropfenübersprüht, und darunter bauschten sich die weißen Bettchen, die Puppe lag darin wie ein Christkindchen. Es war noch schöner, als sie gedacht hatte.

Auch der Mann staunte: „So 'was kriegt man ja nich um Geld zu kaufen," sagte er, bemüht, seiner Bewunderung Worte zu geben, wie er sie gerade fand. Sein Kopf neigte sich über den Tisch, streifte ihr Haar, ihre Wange fühlte seine Wange . . .

Auf einmal umfaßte er sie: „Therese, ach Therese, es soll wieder gut werden! . . . Ach, warum bist du denn nicht immer so? . . . Soll es nicht wieder gut sein?" . . .

Ein knabenhaftes Schluchzen stieß ihn hin und her, er legte den Kopf an ihre Schulter und weinte laut.

Sie stand still, das Gesicht in sein Haar gepreßt, mit Gefühlen, die mehr die einer Mutter waren als die einer Frau.

„Sei still, sei still!" sagte sie zuredend. In ihrer Stimme war Güte: „Nun lege dich nur hin! Ich hab' noch zu tun." Sie wollte noch die Gardinen auswaschen — zu morgen.

Und als sie über den Waschtrog gebückt stand und mit den schmächtigen Armen rieb und seifte und knetete, daß sie die Flecken herausbekäme, kam es wie Zuversicht über sie, es würde ihr glücken, auch die Flecken herauszubekommen aus seinem Leben, und sie fühlte es in sich wie Erwachen lange, lange gebundener Kräfte.

Die silberne Wiege stand schimmernd da wie eine Verheißung.

In dieser Stunde begann draußen der Schnee zu fallen und legte sich weich und sanft auf all das Harte, Erstarrte und Traurige, wie die Liebe über Schwäche und Sünde.

Ein trübes Familienbild sahen wir bei armen Leuten. Die Leute waren wirklich arm. Zunächst im eigentlichen Sinne.

Wenig Einkommen, kärgliches Essen, keine Vorhänge.

Vor allem aber: innerlich arm. Wieso?

Sophiechen war ein fleißiges, gutartiges Mädchen. Sie arbeitet mit der Mutter trotz der Kälte im Zimmer in der Nacht.

Denkt zunächst an das Kind!

Das Kind hat keine Aussicht auf ein frohes Weihnachtsfest, nicht auf einen Baum, nicht auf Geschenke.

Und die Frau ist auch arm.

Sie ist so fleißig und arbeitet bis in die Nacht. Aber wofür? Der Mann zerstört ja alles wieder. Sie erlebt keine Freude.

Der Mann hat es auch nicht gut.

Der Teufel Alkohol hat ihn gepackt. Da ist er unglücklich. Und die Frau ist so verbittert, daß der Mann kein friedliches Heim zu Hause finden kann.

Arme Menschen! Wer ihnen helfen könnte!

Da ist ein Glück in all dem Unglück: Eins ist ohne Schuld an allem in dieser Familie: das Kind. Inwiefern kommt alles durch das Kind wieder zurecht?

Es hält den Vater zurück.

Durch die Liebe zum Kinde kommen die edleren Eigenschaften des Mannes wieder zutage.

Das rührt das verbitterte Gemüt der Frau. Sie wird milder und freundlicher.

Und welche Wirkung übt die milde Freundlichkeit auf den harten Sinn des Mannes?

Er bricht in Tränen aus und in die Worte: „Ach, warum bist du nicht immer so? Soll es nicht wieder gut sein?"

Aus der Geschichte können Erwachsene viel lernen, Männer und Frauen, auch wenn sie in ganz anderen Lebensverhältnissen sind: Verzeihen, Verstehen, Achten der guten Eigenschaften des andern, christliche Liebe, Nachsicht, Milde, aber auch: Zusammenraffen, Vorsatz, Ausdauer und Energie. Uns aber interessiert am meisten etwas anderes: der Anteil des Kindes.

Was soll ein so armes Kind tun in so traurigen, trüben Verhältnissen?

Nicht mit zanken und streiten, sondern ruhig und still und bescheiden seine Pflicht tun allezeit und allewege.

Scheidung der Ehe.

Das war ein glücklicher Ausgang. Wenn aber die beiden sich gar nicht verstehen? Können sie geschieden werden? Unter welchen Voraussetzungen? Ideal und hoch ist Jesu Auffassung von der Unlöslichkeit der Ehe:

Was Gott zusammengefügt hat,
soll der Mensch nicht scheiden.

So stand auch auf den Trauringen Luthers und seiner Frau Käthe.

Um großes Unrecht und großes Unglück zu verhüten, besonders auch für die Kinder, läßt das Bürgerliche Gesetzbuch in einigen Fällen die Ehescheidung zu.

Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen:

1. Bei Ehebruch des andern Gatten (§ 1565).
2. Wenn der andere Gatte ihm nach dem Leben trachtet (§ 1566).
3. Wenn der andere Gatte ihn böslich verlassen hat (§ 1567).
4. Schwere Pflichtverletzung, grobe Mißhandlung, ehrloses und unsittliches Verhalten des andern (§ 1568).
5. Bei schwerer Geisteskrankheit des einen Gatten, dann aber erst nach drei Jahren der als unheilbar erkannten Krankheit (§ 1569).

II. Offenheit und Wahrhaftigkeit[1]).

1.

. . . Nach wenigen Monaten erschien Fonteney plötzlich unangemeldet in Eggermanns Junggesellenwohnung. Er sah sehr elend aus, und in seinen Augenhöhlen waren blauschwarze Schatten; es schien Eggermann, als sei seine schmale Figur vornübergebeugt. Er war nervös und konnte seine innere Unruhe nur schwer bemeistern. „Denke dir," sagte er mit leiser, aufgeregter Stimme, „ich bin hierher gekommen, um einen eurer Professoren zu konsultieren, eine von den Größen —" Sein Lachen sollte überlegen sein und war gequält. „Ich hatte letzten Winter einen schweren Katarrh und bin seither nicht ganz in Ordnung, Fieber zuweilen — natürlich nur eine Lappalie! Aber ich wollte die Sache gern los werden, und darum kam ich hierher —" Er schob die Journale und Broschüren auf dem Tisch hin und her, sein Fuß wippte unruhig auf und nieder.

Heinrich Eggermann stand aufrecht am Tisch und sah ihn gespannt an. Die sanfte Herbstsonne fiel in einem schrägen Strahl durch das Fenster auf den blauen Anzug des Freundes.

„Und weißt du, was der alte Kerl ohne jede Sentimentalität mir ins Gesicht sagt?! — Tuberkeln."

Ein Aufstöhnen kam nach dem Worte, und Eggermann sah, daß in den Augen Erwins helle Tränen der Angst standen. Er fühlte, daß das

[1]) Die folgende Erzählung berichtet uns von zwei Freunden, Erwin Fonteney und Eggermann. Aus „Auf stillem Wege" von Else Höffer. Westermanns Monatshefte 1913. Heft 10.

Erschrecken wie ein Schlag durch seinen Körper fuhr. Mit beiden Händen nahm er die unruhige Hand des Freundes.

„Aber, Erwin, Junge, das ist doch jedenfalls übertrieben. So etwas verheilt doch selbstredend bei vernünftigem Leben. Das ist doch noch lange kein Grund zum Verzagen."

Fonteney senkte den Kopf auf seine Brust, und ein Schauer ging über seine Haut. „Mir graut allein schon vor dem Wort."

Auch Eggermann fühlte, daß er fröstelte, es war ihm, als ob ein Dritter, Unheilbringender bei ihnen im Zimmer sei. Er zwang sich gewaltsam zu einem leichten Ton. „Weißt du, Erwin, der Professor hat dir dies Wort gesagt, um dich zu erschrecken, um von vornherein jedem Leichtsinn vorzubeugen, um dir eventuelle Folgen klar zu machen. Gewiß mußt du dich schonen und nach der Vorschrift leben —"

Fonteney flammte auf. „Das ist's ja grade! Mein ganzes Leben soll unter einem Drucke stehen: sich schonen — sich alles versagen — entbehren! Immer an diesen elenden Körper denken, wenn andre das Leben genießen! Das kann ich ja gar nicht aushalten! Lieber ein paar Jahre früher ins Gras beißen!" . . .

„Ich kann ja wohl ein paar Wochen nach St. Moritz gehen. Ganz amüsant dort in der Sportsaison. Jetzt wollen wir aber von der Sache nicht mehr reden, sie ist abgetan!"

„Erwin, aber versprich mir, vorsichtig zu sein und die Vorschriften zu befolgen!"

„Nichts verspreche ich dir, alter Freund; ich denke nicht daran, etwas zu entbehren! Ich will dasselbe vom Leben haben wie ihr auch, und nichts will ich mir versagen. Bitte, nun rede nicht mehr davon! Sei doch froh, daß ich es so leicht nehme."

2.

Sie hatten nie mehr davon gesprochen. Tagelang war Eggermann den Gedanken an die drohende Gefahr nicht losgeworden, aber als die Briefe aus St. Moritz so vergnügt und übermütig klangen und von Krankheit niemals darin die Rede war, da hatte auch er die ganze Sache leicht genommen und schließlich nicht mehr daran gedacht.

Bis ihm eines Tages Erwin von Fonteneys Verlobungsanzeige auf dem Schreibtisch lag.

Das harte Blatt hatte zwischen seinen Fingern gezittert, und ein Heer von erschreckten Gedanken war auf ihn eingestürmt.

Ob Erwin sich wohl den Ernst dieses Schrittes überlegt hatte? Ob er seiner Gesundheit so völlig sicher war? Er konnte doch unmöglich ein andres Leben leichtsinnig an sich gefesselt haben, ohne die Folgen sich zu überlegen! Aber der Professor hatte es doch klar und erbarmungslos ausgesprochen. Das sagte er doch nicht so obenhin. — Das war doch schwerer Ernst. . . .

Eggermann hatte plötzlich das Gefühl, als hätte er sich zum Mit-

schuldigen einer schlimmen Tat gemacht, ihm war, als laste die Verantwortung auf ihm allein.

Er schrieb an Fontenay, aber es war kein Glückwunsch, es war ein Brief voll ernster Warnungen, voll von großer Sorge.

Erwin antwortete ihm empört, er las aus dem Briefe weiter nichts als die böse Absicht, ihm sein Glück zu vergällen, und er ließ den Freund fühlen, daß er ihn für mißgünstig hielt. . . .

3.

Und dann war er auf einmal wieder bei ihm, vergnügt und harmlos wie immer; nur blasser und schmaler erschien er Eggermann.

„Weißt du, Heinrich, dein Unkenruf, so sehr er mich verdrossen hat, läßt mir doch keine Ruhe. Ich will doch noch einmal zu dem alten Zeloten gehen und mich beklopfen lassen. Ich weiß ja doch, was er sagt. Es ist ja alles in Ordnung! Das bißchen Fieber hat ja doch nichts auf sich."

„Um so besser! Es ist ein anständiger Entschluß von dir, Erwin! Und nun erzähle mir von deiner Braut." — . . .

Er erzählte von jener Stunde, in der er zum erstenmal von ihr gehört — und ihr Bild gesehen. . . .

Sie hatte sehr ernste Augen und einen stolzen Mund, um den aber ein kleines, glückliches Lächeln schwang. Eine süße Mädchenhaftigkeit lag über der Gestalt, und in der Haltung war eine verhaltene Innigkeit.

„Ist sie nicht süß?" fragte Fontenay und nahm Eggermann das Bild aus der Hand, um seine Blicke darin zu versenken. „Du machst dir von ihrer Grazie, von ihrer scheuen Zärtlichkeit keinen Begriff. Weißt du, der Professor kann sagen, was er will, ich lasse sie nicht."

Eggermann hatte das Bild wieder genommen, er konnte sich von dem Gesicht nicht losreißen. „Sie ist bezaubernd!" sagte er mit belegter Stimme, und er dachte: Wenn sie einem schweren Schicksal entgegenginge, es wäre grausam.

Verstohlen sah er auf den Freund. Er erschien ihm zarter und nervöser als je, so gar nicht geeignet, ein feines Glück zu behaupten und vor dem Leben zu schützen.

Und da tauchte ein Gedanke in ihm auf, jäh und heimtückisch, aus den dunkelsten Gründen seiner Seele: Ich könnte sie besser schützen, ich, der Gesunde —

Bis ins tiefste Herz erschrak er vor der sündhaften Regung, und noch viele Wochen später litt er bei dem Gedanken an diesen Augenblick, der ihn vor sich selbst hatte erschrecken lassen.

Er hatte sich rasch ermannt. „Komm, wir gehen jetzt zu deinem Professor. Ich bin sicher, du bekommst guten Bescheid. Ich gehe mit dir und warte in den Anlagen auf dich."

Sie waren langsam durch die Stadt geschlendert, Fontenay mit verhaltenem Schritt, es war ihm doch etwas unbehaglich zumute.

Als er vor der Tür des Arztes stand, war sein Gesicht ganz fahl. „Es

ist doch unangenehm," sagte er gepreßt, „man kann — kann doch nie wissen —"

Es legte sich wie ein Alp auch auf Eggermanns Brust, aber da lachte Erwin schon wieder. „Ich bin nur nervös, das ist alles!" In der Tür drehte er sich noch einmal lachend um nach dem Freunde und winkte.

Eggermann setzte sich in den Anlagen, die dem Hause des Arztes gegenüberlagen. Er hatte die Tür im Auge und wartete voll Ungeduld auf den Augenblick, wo Fonteney auf den hellen Sandsteinstufen erscheinen würde. Er hielt seine Gedanken fest und wünschte aus mitfühlendem Herzen, daß der Freund eine günstige Auskunft erhalten möge. Die häßliche Regung eines Augenblicks lag versunken hinter ihm.

4.

Es schien ihm, als sei eine Stunde vergangen, seit Erwin hinter der schweren Eichentür verschwunden war, und in Wirklichkeit war es kaum eine halbe. Er wartete voll Ungeduld, und trotzdem, als Fonteney aus dem Hause trat, war er tief erschrocken, sein Herz begann rasend zu klopfen.

Und als er dies seltsam fremde Gesicht sah mit dem stumpfen Ausdruck in den Augen und die müde Haltung der schmalen Gestalt, da wußte er alles. Da sah er die Brillengläser des Arztes mit ihrem kalten, erbarmungslosen Funkeln, da wußte er, daß der Freund ein Todesurteil gehört hatte. Ein gewaltiges Erbarmen betäubte ihn fast.

Mit einigen hastigen Schritten ging er Fonteney entgegen und schob seine Hand in dessen Arm. Erwin sah ihn groß an: „Ach ja — richtig — du hast ja gewartet!"

Er ging willenlos neben Heinrich Eggermann her und fragte nicht nach der Richtung, er starrte gedankenlos auf seine Füße, die sich schwer und gleichmäßig vorwärts schoben.

Eggermann spürte, wie ihm das Herz gegen die Rippen hämmerte. Er wagte nicht zu fragen. Er wußte, er hatte keine Gewalt über seine Stimme.

Sie gingen am Kanal entlang, dessen grünes Wasser kühl und leblos aussah und in der Dämmerung kaum blinkte. Von der Stadt her drangen alle Geräusche weich gedämpft zu ihnen. Der Friede des Abends folgte ihnen auf den Spuren.

„Erwin," sagte Eggermann erschüttert, und in seiner Stimme wollte schon ein Trost mitklingen.

Fonteney fuhr zusammen und sah ihn verwirrt an. „Was willst du eigentlich? Du sollst mich gar nicht trösten, es ist nicht nötig! Er hat mir nichts Schlimmes gesagt — wirklich nicht!"

Heinrich fühlte die Unwahrheit im Ton der Stimme. Er nahm die Hand des Freundes und hielt sie ganz fest. Die Hand brannte und zuckte unter seinem Griff.

„Ich habe es dir ja gleich gesagt, daß er nichts finden würde. Es ist

alles in Ordnung! Wir heiraten in drei Wochen." Vor einer Bank blieb er stehen. „Wir können uns auch setzen," sagte er obenhin.

Sie starrten schweigend auf das Wasser des Kanals, das schwer schien wie Öl.

Aber auf einmal sank Fonteneys Oberkörper vornüber, und ein hartes, qualvolles Schluchzen stieß und rüttelte ihn so, daß Eggermann meinte, das Schluchzen müsse ihm die Brust zerreißen.

„Erwin, lieber Kerl, sprich dich doch aus!"

Erwin stieß seine Hand von sich. „Ich bitte dich, geh — geh fort! Laß mich allein. Ich will mich nicht aussprechen! Kein Mensch soll es wissen! Niemand darf es hören! Geh doch um Gottes willen! Wenn du noch eine Minute bleibst, sage ich es, und niemand — auch du nicht — darf es wissen."

Heinrich ließ seine Hand nicht los, da sank ihm der Kopf des Freundes an die Brust. „Ich kann es nicht allein tragen — ich gehe daran zugrunde — ich werde wahnsinnig — ich zerbreche. Heinrich, es ist alles aus — hoffnungslos, hoffnungslos! Ach, der Kerl, der Professor, ist eine Bestie! Er hat es mir so schonend gesagt, aber er blieb dabei trotz meiner Verzweiflung: Heiraten sei ein Verbrechen! Verbrechen! sagte er. Ich hätte ihn erwürgen mögen. Weißt du denn, was das heißt, Heinrich?" . . .

„Ich soll nicht heiraten, wenn ich einen Funken Ehrgefühl im Leibe habe —" sagte der Kerl! „Meine Inge hergeben — allein bleiben, mich zu Tode nach ihr sehnen, — irgendwo allein zugrunde gehen. Sie einem andern lassen." . . .

„Was weiß der Professor, der alte Mann! Pah, ich lache über ihn und sein Geschwätz. Höre es, Heinrich, ich lasse sie nie, niemals!" Sein Atem keuchte, und Fieberschauer flogen über seine Glieder. „Und wenn es ein Verbrechen ist — so nehme ich es auf mich! Und wenn ich es mit Höllenqualen büßen muß — lieber drei Tage sie ganz besitzen und jammervoll sterben, als ohne sie hundert Jahr alt werden —" . . .

Er tauchte ins Dunkel der Nacht, und Eggermann hörte noch eine Weile seinen flüchtigen Schritt auf dem Pflaster der Kanalstraße . . .

Inwiefern hat Erwin eigennützig, kaltherzig und unverantwortlich gehandelt?

Er verschweigt seiner Braut sein Schicksal. Er bindet sie an sich, und nach kurzem Glück wird er sie als Witwe einsam und glücklos zurücklassen müssen.

Wahre Liebe hätte anders gehandelt.

Offen die Wahrheit bekannt und sich getrennt, so weh es auch tun mag.

„Das muß was Wunderbares sein
ums Lieben zweier Seelen,
sich nehmen ganz einander ein,
sich nie ein Wort verhehlen."

III. Ritterliche und fromme Gesinnung.

1. Rohe, schamlose Knaben bedrängen und verfolgen unter schlimmen Reden ein Mädchen. Ein kräftiger, edler Knabe kommt dazu.

Wie handelt er ritterlich? — Er wird das zarte Mädchen schützen, die Bösewichter vertreiben und zur Anzeige bringen[1]).

2. Ihr habt die Schule verlassen, eßt euer selbstverdientes Brot, euch wird der Hausschlüssel anvertraut. Gasthäuser, Ballsäle, Vergnügungsvereine stehen euch offen[1]).

Sollt ihr dem allem immer fern bleiben? — Nein, das wünschen unsre Eltern nicht.

Ihre eigne Jugendzeit war ihnen auch eine Zeit der Freude. Gern erzählen sie davon. Mit stiller Wehmut stimmen sie mit ein oder hören gern zu, wenn das Lied erklingt:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
klingt ein Lied mir immerdar:
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
was mein einst war!"

Unsere Eltern und Lehrer denken wie der alttestamentliche Spruchdichter

Prediger Salomonis 11, 9:

Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend,
und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend!

Wie freuen sich Eltern und Großeltern, wenn der zum stattlichen Jüngling herangereifte Sohn oder Enkel edle Vergnügungen aufsucht, am Baden, Turnen, an Bewegungsspielen im Freien, an Turnfahrten und am Eissport sein Wohlgefallen hat, ein ehrbares Mädchen zum Tanze führt und täglich zunimmt an Gewandtheit und Körperkraft, an Tüchtigkeit in seinem Beruf und „an Gnade bei Gott und den Menschen".

3. Und wenn das junge Mädchen das Elternhaus verläßt, dann hat die Mutter beim Scheiden keinen innigeren Wunsch, als den: Wenn sie doch gut bliebe und bewahrt vor böser Gesellschaft und Verführung und standhaft in aller Versuchung!

Dann zieht's durchs Mutterherz beim Anblicke der jungen Menschenblüte:

Du bist wie eine Blume
so jung und schön und rein,
ich schau dich an, und Wehmut
schleicht mir ins Herz hinein.
Mir ist, als ob ich die Hände
aufs Haupt dir legen sollt,
betend, daß Gott dich erhalte
so rein, so schön und hold.

---

[1]) Pfeifer, S. 78.

IV. Reinheit und Pflichttreue.

Nachtgesicht[1]).

1. Wie ein junger Mann töricht gelebt hatte, töricht und liederlich, ähnlich wie der verlorne Sohn.

Er erzählt:

„Gegen Mitternacht kam ich von einem Gelage heim, vor dem Hause rauschte der Ulmenbaum, und Sterne hingen in seinen Zweigen, ein dünner Nebel stand über den gemähten Wiesen und schwamm kraftlos um den schwarzen Waldrand. . . .

Die Tür fiel schwer ins Schloß zurück, es hallte im hohen Treppenhause wieder. Die brennende Flurlampe wartete auf mich, ich hob sie mit der rechten Hand, Lichtkegel schossen durch den Raum, die alten Bilder schwankten ungewiß an den Wänden, und mit der Kühle und Verschwiegenheit des schlafenden Hauses fiel mich Trauer an. . . .

Indem ich mich bückte, gähnte eine traumhafte Raumtiefe mir entgegen: der Spiegel. Und da war ich auf einmal wach und nüchtern, und im schwachen rötlichen Kerzenschein sah mein Gesicht mir entgegen, in dem tiefen, unergründlichen Raume hängend, vom alten Glase bläulich-schattenhaft gefärbt. Und ich sah in müde, rotgeränderte Augen ohne Glanz, ich sah ein abgespanntes, nervöses Gesicht mit erschrocken suchenden Blicken, zerstört und verzogen, Falten in Stirn und Wangen und den Mund erschlafft. Das war ich.

Und indem ich die Kerze hinwegschob und die Blicke abwendete, sah ich oder träumte ein Bild der Erinnerung: mich selbst, zwanzigjährig, mit heller wachsamer Stirn, jung, ernst, den Blick nach allen Gipfeln des Lebens gerichtet, Weltverachtung um die frischen Lippen, den Hauch der Jugend auf den mageren Wangen.

Und ich blies die Kerze aus und setzte mich ins Fenster, und draußen klang das hohe, heilige Sausen der Nachtstille; in weiter Ferne hörte ich einen Wagen über den Feldweg rollen. Ich saß und lehnte mich ans Fensterkreuz; Sterne blickten ernst durch die Bäume, und in den Bäumen und Feldern, in Sternen und blauer Nachtstille sang gespenstisch und leise, wie aus unsäglicher Ferne und Versunkenheit herüber, das Lied meiner Jugend . . ."

Warum war der Mann so erschrocken, als er sein Bild im Spiegel erblickt?

Sein Gesicht war schlaff, müde, abgespannt, nervös, verlebt.

Und welches Bild stieg in seiner Seele auf?

Er sah sich frisch und jung, unverdorben und unschuldig in seiner Jugend.

---

[1]) Aus der Skizze von Hermann Hesse. Jugend (München) 1913.

Und es kam tiefe Trauer über ihn, mit stillen Vorwürfen gemischt.

Wie sagte er sich?

Da pocht sein Herz in reuevollen Gedanken. Welchen Vorwurf macht er sich?

Hättest du doch anders gelebt, deinen Körper frisch und gesund erhalten!

Wenn du's so forttreibst, ist's bald mit dir zu Ende.

O, wie hast du deine Tage verbracht, deine Kraft vergeudet, die Reinheit deiner Seele verloren!

Das Pochen des reuevollen Herzens in der Stille der Nacht malt der Dichter Platen also:

1.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht
und fühlte mich fürder gezogen,
die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
durchwandelte sacht
in der Nacht, in der Nacht,
das Tor mit dem gotischen Bogen.

4.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
ich blickte hinunter aufs neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
nun stille du sacht
in der Nacht, in der Nacht,
im pochenden Herzen die Reue!

Und ein anderer (Moritz Hartmann) schreibt ein Gedicht mit der Überschrift: Gewisse Worte.

O, Worte gibt's, die nie verhallen!
Sie sind wie Steinchen, die gefallen
in einen Brunnen, schwarz und tief,
und die von Kant' zu Kante springen
und stets von neuem aufwärts klingen,
wenn scheinbar längst ihr Ton entschlich.
Es sind die Worte, die sich senken
in unsers Herzens tiefen Schacht:
Aus der Vergessenheiten Nacht
klingt ewig neu ihr Angedenken.

Ich kehrte heim nach langen Jahren,
des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
gekostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt ich beide.
Die Mutter hielt mich lang umfangen,
und als die erste Lust gestillt,
sprach sie mit Tönen traurig-mild:
„O Kind, wie blaß sind deine Wangen!"

O Kind, wie blaß sind deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
die Mutterworte auszumerzen,
ob Jahre drüber hingegangen.
Und sitz' ich nachts allein und schaue
mit falt'ger Stirne düstrer Braue
tief zu des Bechers gold'nem Grunde,
ist mir, als ob aus treuem Munde
heraus die Klageworte klangen:
„O Kind, wie blaß sind deine Wangen!"

In einen Spiegel schaut auch dieser Mann.

Die Mutter spricht aber doch ein ganz einfach Wort.

Wie kann das Wort eine so große Wirkung hervorrufen?

Was klingt aus den Worten der Mutter neben dem Vorwurf?

Alles, was die Mutter spricht, ist Liebe, auch dieses Wort. Das Wort weckt ein andres Bild in seiner Seele, nicht das des Zwanzigjährigen.

Wovon erzählt es jetzt?

In den reinen Spiegel des Mutterherzens.

O Kind, wie blaß sind deine Wangen!

Es ist das Gewissen, das hier spricht.

Die stille Angst um das Wohl des Kindes, die bange Sorge.

Das Bild des Kindes in den blühenden Jahren mit roten vollen Wangen, leuchtend vor Gesundheit und Unschuld.

Von durchwachten, durchzechten, durchjubelten Nächten.

Und was sagt das Gewissen?

Wenn jemand gearbeitet hat und darum bleich ist, oder zu wenig zu essen hat, oder eine schwere Krankheit durchgemacht hat und bleich ist, so kann er nichts dafür. Aber hier?

Du bist dran schuld.

Er war selbst daran schuld durch sein leichtfertiges Leben.

Die Lehre! Sie gilt zunächst für die Knaben.

Auch für die Mädchen!

Sie sollen es nicht auch so treiben.

Hört auf der Mutter Wort! Auch aus ihren Vorwürfen klingt Sorge und Liebe.

2. Wie zwei Menschen, die einander sehr lieb hatten, ins Unglück kamen, ja, ich kann sagen: Dadurch ins Unglück kamen.

I.

„Entflieh' mit mir und sei mein Weib
und ruh' an meinem Herzen aus;
in weiter Ferne sei mein Herz
dir Vaterland und Vaterhaus.

Und flieh'st du nicht, so sterb' ich hier,
und du bist einsam und allein;
und bleibst du auch im Vaterhaus,
wirst doch wie in der Fremde sein."

II.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
er fiel auf die bunten Blaublümelein;
sie sind verwelket, verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb;
sie flohen heimlich von Hause fort;
es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
sie sind gestorben, verdorben, gestorben.

III.

Auf ihrem Grab, da steht eine Linde,
d'rin pfeifen die Vögel im Abendwinde,
und drunter sitzt auf dem grünen Platz
der Müllersknecht mit seinem Schatz.

Die Winde wehn so still und so schaurig,
die Vögel singen so süß und so traurig:
Die schwatzenden Buhlen, sie werden stumm,
sie weinen und wissen selbst nicht warum.

3. Wie ein Mädchen durch einen Mann ins Unglück gebracht wurde uud wie sie zur Verbrecherin wurde.

Aus Goethes Faust.

(Auch Gretchen in Goethes Faust hat die Warnung der Mutter nicht befolgt, gut und brav zu bleiben. Ergreifend ist ihr Gebet an die Mutter Maria.)

1.

(Zwinger. In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der leidenden Mutter Gottes. Blumenkränze davor.)

Gretchen
steckt frische Blumen in die Krüge.

„O neige,
du Schmerzensreiche,
dein Antlitz gnädig meiner Not!

Wohin ich immer gehe,
wie weh, wie weh, wie wehe
wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach, kaum alleine,
ich wein', ich wein', ich weine,
das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
betaut ich mit Tränen, ach!
als ich am frühen Morgen
dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
die Sonne früh herauf,
saß ich in meinem Jammer
in meinem Bett schon auf.

Hilf, rette mich vor Schmach und Tod!
Ach neige,
du Schmerzensreiche,
dein Antlitz gnädig meiner Not!"

2.

(Das Gebet der Schuldbeladenen findet keine Erhörung. Entsetzlich ist das Unheil, das aus der Schuld hervorgeht.

Die Mutter stirbt an einem Schlaftrunk, den Gretchen ihr gegeben, der Bruder, der die Ehre seiner Schwester verteidigt, wird im Duell erstochen, in wahnsinniger Verzweiflung wird Gretchen zur Verbrecherin, sie tötet ihr Kind. Als Kindesmörderin schmachtet sie im Gefängnis.

Ihr Verstand ist umnachtet. Sie kennt den Faust, ihren Geliebten, nicht, der ins Gefängnis gekommen ist, mit ihr zu fliehen. Sie hält Faust für den Henker.

Margarete auf den Knien.

„Wer hat dir, Henker, diese Macht
über mich gegeben?
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genug?"
(Sie steht auf.)
„Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch,
und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit,
zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut."

Auf die Aufforderung, mit ihm zu fliehen, antwortet sie klagend:

„Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehen? Sie lauern doch mir auf.
Es ist so elend, betteln zu müssen,
und noch dazu mit bösem Gewissen!
Es ist so elend, in der Ferne schweifen,
und sie werden mich doch ergreifen!"

Am nächsten Morgen wird Gretchen hingerichtet.

V. Selbstachtung und Charakter[1]).

1.

. . . Am Fenster saß ein Mann von ungefähr 25 Jahren (Henning) und starrte auf jene lustigen Farben. Die Tür zum Nebenzimmer stand weit offen, und drinnen am Klavier saß eine junge, schöne Dame (Fräulein Lind) und spielte. Das Klavier stand nahe am offenen Fenster, und die Brüstung war so niedrig, daß sie hinaus auf den Grasplatz und den Weg sehen konnte, wo ein andrer junger Mann (Bryde) im stilvollen Reitanzug damit beschäftigt war, einen Schimmel zuzureiten . . .

Lind auf Stavnede hatte sich des Sohnes Henning angenommen und hatte die Kosten der Erziehung getragen, doch nur so einigermaßen; denn obgleich Henning sehr begabt war und viel Lust zu den Büchern hatte, wurde er doch vom Gymnasium genommen, sobald er konfirmiert war, und kam dann wieder heim nach Stavnede, um die Landwirtschaft zu lernen. Jetzt war er eine Art von Verwalter auf dem Gute, aber er hatte keine rechte Autorität, da der alte Lind es nicht lassen konnte, dreinzureden.

Seine Stellung war im ganzen genommen sehr unangenehm. Das Gut war schlecht im Stande, und es konnte nichts geschehen, um es auf-

---

[1]) Aus Jacobsens Sechs Novellen. Reclam, Leipzig, Universalbibliothek 2880.

zubessern, da es an Kapital fehlte. Es konnte nicht die Rede davon sein, mit den Nachbarn Schritt zu halten, wieviel weniger noch mit der Zeit. Alles mußte gehen, wie es seit, Gott weiß wie lange, gegangen war: soviel wie möglich für so wenig wie möglich. In schlechten Jahren mußten daher auch Äcker verkauft werden, damit man nur bares Geld zu sehen bekam.

Im ganzen war es eine recht traurige Tätigkeit für einen jungen Mann, Zeit und Kräfte dafür einzusetzen; hierzu kam noch, daß der alte Lind sehr hitzig und unverträglich war; und da er Henning die so vielen Wohltaten erwiesen hatte, glaubte er, ihm durchaus gar keine Rücksichten schuldig zu sein. Lind unterließ daher nie, sobald er heftig wurde, diesen hören zu lassen, was für ein verhungerter Junge er gewesen, als er ihn zu sich nahm, und wurde er wirklich böse, dann ging er sogar so weit, daß er mit allerdings wahren, trotzdem aber schonungslosen Andeutungen über seinen Vater kam.

Ein unverheirateter Onkel, der unten im Schleswigschen einen ausgedehnten Holzhandel betrieb, hatte mehrere Male versucht, Henning zu sich zu bekommen, und dieser hätte das Leben auf Stavnede auch längst schon aufgegeben, wenn er nicht so verliebt in die Tochter gewesen wäre, daß er sich die Möglichkeit, an einem andern Ort zu leben als sie, nicht denken konnte. Es war indessen keine glückliche Liebe. Agathe Lind konnte ihn wohl leiden, sie hatten als Kinder zusammen gespielt, und was das betrifft, auch als Erwachsene; als er jedoch eines Tages, vor einem Jahre ungefähr, sich ihr erklärt hatte, war sie sowohl ärgerlich wie bestürzt gewesen und hatte ihm gesagt, daß sie dies für einen unüberlegten Scherz halte und hoffe, er werde ihr keine Veranlassung geben, es für puren Wahnsinn zu halten, indem er in Zukunft nochmal etwas Ähnliches andeute.

Die Sache war nämlich die, daß die entwürdigende Behandlung, welcher sie ihn stets ausgesetzt hatte, und die er ertrug, und zwar aus Rücksicht auf seine Liebe zu ihr, ihn in ihren Augen wirklich herabgesetzt hatte, so daß sie ihn als zu einer niederen Kaste gehörend betrachtete, nicht niederer an Rang oder weil er arm war, aber niederer an Ehrgefühl und Empfindung.

2.

Einige Zeit darauf kam die Verlobung mit Bryde.

Was hatte Henning nicht in dem gegenwärtigen Vierteljahr gelitten! Und doch blieb er; er konnte den Gedanken nicht aufgeben, sie zu gewinnen; er hoffte, daß irgend etwas geschehen werde; ja, er hoffte eigentlich kaum, er phantasierte von merkwürdigen Begebenheiten, die eintreten und jener Verbindung ein Ende machen sollten, aber er erwartete nicht, daß seine Phantasien zur Wirklichkeit werden könnten, er brauchte sie nur als Vorwand zum Bleiben . . .

„Sag' mir, bleibst du den ganzen Vormittag dort am Klavier?"

„Ja."

„Nun, dann will ich doch versuchen — ja, wir können doch nach Hagestedthof hinüberreiten und zu Mittag wiederkommen?"

„Ja, wenn ihr euch beeilt; adieu, dicker Bläß, adieu, Niels."

Er ritt fort; sie schloß das Fenster und spielte weiter, aber nicht lange; — es war doch viel unterhaltender zu spielen, wenn er da draußen ritt und ungeduldig wurde.

Henning sah dem Fortreitenden nach. Wie er diesen Menschen haßte; wenn der nur nicht gewesen wäre . . .

Agathe kam in das grüne Zimmer, sie summte die Melodie des Nokturne, die sie soeben gespielt hatte, und ging an den kleinen Tisch, um das Farrenbukett zu ordnen. Das Sonnenlicht fiel gerade auf ihre Hände; sie waren groß und weiß und schön geformt. Henning war stets bezaubert von diesen hübschen Händen, und heute trug sie sehr weite Ärmel, so daß man den runden Arm bis zum Ellbogen hinaufsehen konnte; sie waren so üppig, diese Hände mit ihrer weichen Fülle, ihrer blendenden Weiße und den kräftigen Formen; und dann das feine, wechselnde Muskelspiel, die anmutigen Bewegungen — es war eine so niedliche, wogende Bewegung, wenn sie sich über das Haar strich . . .

Wie sie so dastand, mit den Farrenkräutern beschäftigt, lag in ihrem Gesicht ein Ausdruck gleichgültigen Glücks, der Henning reizte. Weshalb mußte für sie das Leben so hell und leicht sein, für sie, die ihm jeden Lichtstrahl geraubt hatte? Wenn er sie aus dieser klaren Ruhe aufscheuchte, wenn er einen kleinen Schatten über ihren Weg jagte! Sie hatte ihm seine Liebe vor die Füße geworfen in den Staub und war darüber weggeschritten wie über einen toten Gegenstand, wie wenn es nicht eine Menschenseele wäre, die sich sehnsuchtsvoll und glückverlangend in dieser Liebe krümmte und wandte . . .

„Jetzt kann er bald in Boreby sein", sagte er und blickte zum Fenster hinaus.

„Nein, er wollte nach Hagestedthof", antwortete sie.

„Nun das andre liegt ja nicht weit aus dem Wege."

„Wie? Es ist doch nicht am Wege."

„Nein, das ist es eigentlich auch nicht — verkehrt er dort noch immer viel?"

„Wo?"

„In Boreby natürlich, beim Holzvogt."

„Das weiß ich wirklich nicht. Was sollte er dort?"

„Ach, das ist wohl nur Gerede — du weißt, der hat die schönste Tochter."

„Na, und?"

„Ja, lieber Gott! Alle Männer sind doch nicht Mönche."

„Spricht man denn etwas?"

„Ach, es wird ja über alle Menschen gesprochen; aber er könnte ja auch vorsichtiger sein."

„Aber was sagt man denn? Was sagt man?"

„Na, Rendez-vous und . . . das Gewöhnliche."

„Du lügst, Henning! Das sagt kein Mensch, das alles reimst du dir zusammen."

„Weshalb fragst du denn? — Welche Freude sollte ich übrigens daran haben, den Leuten zu erzählen, was für Glück er bei den Mädchen in Boreby hat?"

Sie ließ die Farren liegen und trat zu ihm. „Für so gemein hätte ich dich doch nicht gehalten, Henning", sagte sie.

„Ja, Liebste, ich begreife, daß dich dies empört; es muß ja auch unangenehm für dich sein, daß er sich nicht einmal so viel Zwang auferlegt — wenigstens jetzt."

„Pfui, Henning! das ist niedrig und unwürdig von dir, aber ich glaube deinen Lügen nicht."

„Ich bin's ja nicht, der dies sagt", sprach er und sah vor sich nieder, „ich habe ja nicht gesehen, wie sie sich küssen."

Agathe beugte sich vor und schlug ihm verächtlich ins Gesicht.

Er wurde leichenblaß und sah sie mit einem Blick an, der halb der eines kranken Hundes war, halb der eines beleidigten Mannes. Agathe verbarg das Gesicht in den Händen und ging an die geöffnete Tür. Hier blieb sie einen Augenblick stehen und stützte sich, als ob sie ohnmächtig wäre, und dann sah sie über die Schulter zu ihm hin und sagte kalt und ruhig: „Henning, ich sage dir, ich bereue nicht, was ich getan habe."

Darauf ging sie.

Henning saß lange wie betäubt da; dann wankte er auf sein Zimmer und warf sich aufs Bett. Er widerte sich selbst an. Jetzt war alles zu Ende — das klügste, was er tun konnte, war, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen; leben — sich wie ein getretener Hund durchs Leben schleichen? Nein!

Henning hat viele Fehler gemacht. Zuerst: Es wäre vielleicht klug gewesen, als er merkte, daß ihn Fräulein Lind interessierte, zu gehen.

Sie war aus ganz anderm Stande, und sie blickte auf ihn von oben herab.

Hier paßt der Rat, den der Dichter Storm seinem Sohne gibt:

Wo zum Weib du nicht die Tochter
wagen würdest zu begehren,
halte dich zu wert, um gastlich
in dem Hause zu verkehren.

Doch wenn er blieb? Wodurch allein hätte er hoffen können, die Aufmerksamkeit des Mädchens zu erwecken?

Durch Tüchtigkeit in seiner Arbeit, durch Fleiß und Pflichttreue.

Ein zweiter Grund zum Fortgehen war gegeben in dem Verhalten des Mädchens.

Sie machte unfreundliche Andeutungen über Hennings Vater, sie behandelte ihn unwürdig.

Wenn Henning dennoch blieb, wie hätte er sich verhalten müssen?

Er hätte aufrecht und stolz die unwürdige Behandlung sich verbitten müssen.

Nun kam aber der dritte Grund, der ihn unbedingt hätte zum Fortgehen bringen müssen.

Fräulein Lind verlobte sich.

Damit war die Sache endgültig entschieden. Er hätte jeden Gedanken an das Mädchen streng von sich weisen und sie vergessen müssen. Aber?

Er versucht in Fräulein Lind den Verdacht zu erwecken, ihr Verlobter wäre ihr nicht treu.

An seiner ganzen Art merkt das Mädchen die Lüge.

Wie er allmählich den Verdacht erwecken will und immer deutlicher wird, aber schlau vermeidet, etwas Bestimmtes zu sagen.

Das ist der feigen Verleumder heimtückische Art. Was erreicht er?

Die erste Folge ist, daß das Mädchen ihn nun erst recht verachtet (ja ihn auf den lügenhaften Mund, in das heuchlerische Gesicht schlägt).

Die zweite, daß er sich selbst verachtet.

Nicht die unglückliche Liebe hat ihn ins Unglück gebracht, sondern seine Charakterschwäche und seine Schlechtigkeit.

VI. Schicksal.

I. Liebe und Leid aus Dichtermund.

1.

Du hast viel Lieb erfahren
im treuen Vaterhaus.
Nun geht's in die Gefahren
der weiten Welt hinaus.

2.

Nicht wünsch ich dir ewigen Sonnenschein;
auch Stürme gehören ins Leben hinein.
Doch wahr' dir im Glück wie im läuternden Schmerz
den Schatz deiner Jugend, dein kindliches Herz!

3.

Annchen von Tharau ist's, die mir gefällt.
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Annchen von Tharau hat wieder ihr Herz
auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.
Annchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.

4.

Du bist mein, ich bin dein,
des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen in meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüsselein:
Nun mußt du immer darinnen sein.

5.

Leise zieht durch mein Gemüt
liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
kling hinaus ins Weite!

Kling hinaus bis an das Haus,
wo die Blumen sprießen,
wenn du eine Rose schaust,
sag', ich laß sie grüßen!

6.

In einem kühlen Grunde
da geht ein Mühlenrad.
Mein Liebchen ist verschwunden,
das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
gab mir ein' Ring dabei.
Sie hat die Treu gebrochen,
das Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
weit in die Welt hinaus
und singen meine Weisen
und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
wohl in die blut'ge Schlacht,
um stille Feuer liegen
im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
ich weiß nicht, was es will —
ich möcht' am liebsten sterben,
da wär's auf einmal still.

7.

Am fernen Horizonte
erscheint, wie ein Nebelbild,
die Stadt mit ihren Türmen
in Abenddämm'rung gehüllt.
Ein feuchter Windzug kräuselt
die graue Wasserbahn;

mit traurigem Takte rudert
der Schiffer in meinem Kahn.
Die Sonne hebt sich noch einmal
leuchtend vom Boden empor
und zeigt mir jene Stelle,
wo ich das Liebste verlor.

8.

Es war ein Traum, ein süßer Traum,
den ich mit dir verlebt;
zerronnen ist er gleich dem Schaum,
der auf der Woge schwebt.

Nun blieb allein, ach ganz allein
dein holdes Bildnis mir,
und ewig, ewig denk ich dein
und sehne mich nach dir.

9.

Die Arbeit hebt dich gut hinweg
vom kalten Weltverneinen.
Sie gibt der Stunde einen Zweck,
hätt' auch das Leben keinen.

II. Frauen-Liebe und -Leben.

Von Chamisso.

1.

Seit der Vater gestorben, verlief das Leben des jungen Mädchens einsam und still. Oft saß sie mit der Mutter am Fenster plaudernd und nähend und schaute die stille Gasse entlang nach dem Marktplatze mit dem bunten Treiben und nach der Wiese, auf der sie mit ihren Freundinnen ihren Ball im Spiele zu werfen pflegte. Da war heute ein Reiter die Gasse herab gesprengt gekommen, der hatte zu ihr hinaufgeschaut wie freudig erschrocken bei ihrem Anblicke, sein Tier an ihrem Fenster angehalten und hatte leuchtenden Auges in edlem Anstande zum Fenster hinaufgegrüßt, so daß sie tief errötend sich zurückgezogen hatte ins Innere des Zimmers.

Warum sitzt sie noch immer so still und versonnen? Will nicht ans Fenster zur Mutter kommen? Will nicht singen, nicht nähen? Will auch nicht spielen mit den Freundinnen? Was sieht sie nur vor sich, wenn sie so ins Weite schaut?

Seit ich ihn gesehen,
glaub' ich blind zu sein.
Wo ich hin nur blicke,
seh' ich ihn allein.
Wie im wachen Traume
schwebt sein Bild mir vor,
taucht aus tiefstem Dunkel
heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
alles um mich her,
nach der Schwestern Spiele
nicht begehr' ich mehr,
möchte lieber weinen
still im Kämmerlein;
seit ich ihn gesehen,
glaub' ich blind zu sein.

2.

Heute hat sie ihn wiedergesehen auf dem Marktplatze, wie er hilflosen Frauen zu ihrem Rechte verhalf. Alte Frauen waren's, arm dazu. Rohe Burschen mit kräftigen Armen wollten sie widerrechtlich von ihrem Platze verdrängen.

Wie rasch er die Lage erfaßt hatte! Wie sein Auge flammte! Wie kühn er eingriff! Wie milde und gut er zu den alten Frauen sprach!

Und die ganze Stadt sah zu und bewunderte ihn. Wie sie alle auf ihn schauten, den schönen, edlen Mann! Nun steht ihm jedes Haus und jedes Herz in unserm Städtchen offen.

Ihr aber ist er ferner geworden.

So sitzt das Mädchen und sinnt und schaut hinauf in den tiefblauen Abendhimmel, von dem aus endloser Ferne ein einzelner Stern hernieder-blinkt.

Er, der Herrlichste von allen,
wie so milde, wie so gut!
Holde Lippen, klares Auge,
heller Sinn und fester Mut.

Höre nicht mein stilles Beten,
deinem Glücke nur geweiht!
Darfst mich niedre Magd nicht kennen,
hoher Stern der Herrlichkeit.

So wie dort in blauer Tiefe,
hell und herrlich, jener Stern,
also er an meinem Himmel,
hell und herrlich, hoch und fern.

Wandle, wandle deine Bahnen;
nur betrachten deinen Schein,
nur in Demut ihn betrachten,
selig nur und traurig sein!

Nur die Würdigste von allen
soll beglücken deine Wahl,
und ich will die Hohe segnen,
segnen viele tausend Mal.

Will mich freuen dann und weinen,
selig, selig bin ich dann,
sollte mir das Herz auch brechen,
brich, o Herz, was liegt daran!

3.

Und er hat doch den Weg in dieses Haus gefunden. Das erste Mal nun schon seit vielen, vielen Wochen. Und inzwischen wie oft! Und heute muß er wieder von dannen ziehen.

Und das Mädchen erwacht am Morgen. Aber sie ist nicht traurig. „Wie war's nur? Was sagte er zu mir? Was zur Mutter?"

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter allen
mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein —
Mir war's — ich träume noch immer,
es kann ja nimmer so sein.

O laß im Traume mich sterben,
gewieget an seiner Brust,
den seligsten Tod mich schlürfen
in Tränen unendlicher Lust.

4.

Und nun ist er von dannen geritten in die Ferne. Sie aber sitzt am Fenster in stillem Selbstgespräch, und ein Ring blitzt an ihrem Finger.

Du Ring an meinem Finger,
mein goldenes Ringelein,
ich drück dich fromm an die Lippen,
dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
der Kindheit friedlichen Traum,
ich fand allein mich, verloren
im öden unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
du hast mich erst belehrt,
hast meinem Blick erschlossen
des Lebens unendlichen Wert.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
ihm angehören ganz,
hin selber mich geben und finden
verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
mein goldnes Ringelein,
ich drücke dich fromm an die Lippen,
dich fromm an das Herze mein.

5.

Und nun ist ihr Freudentag, ihr Ehrentag erschienen, der Tag ihrer Hochzeit, und die Freundinnen flechten ihr Myrtenzweige ins Haar.

Sie aber spricht zu ihnen:

„Helft mir, ihr Schwestern,
freundlich mich schmücken,
dient der Glücklichen heute, mir!
Windet geschäftig
mir um die Stirne
noch der blühenden Myrte Zier!

Als ich befriedigt,
freudigen Herzens,
dem Geliebten im Arme lag,
immer noch rief er,
Sehnsucht im Herzen,
ungeduldig den heut'gen Tag.

Helft mir, ihr Schwestern,
helft mir verscheuchen
eine törichte Bangigkeit;
daß ich mit klarem
Aug' ihn empfange,
ihn, die Quelle der Freudigkeit!

Bist, mein Geliebter,
du mir erschienen,
gibst du, Sonne, mir deinen Schein?
Laß mich in Andacht,
laß mich in Demut
mich verneigen dem Herren mein!

Streuet ihm, Schwestern,
streuet ihm Blumen,
bringt ihm knospende Rosen dar!
Aber euch, Schwestern,
grüß' ich mit Wehmut,
freudig scheidend aus eurer Schar."

7[1]).

Diesen Tag schätzte sie als den glücklichsten ihres Lebens. Aber es sollte noch ein glücklicherer kommen, der Tag, an dem sie ihr Töchterlein in den Armen hielt.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
das Kind, dem sie die Nahrung gibt;

nur eine Mutter weiß allein,
was lieben heißt und glücklich sein.

O wie bedaur' ich doch den Mann,
der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schaueſt mich an und lächelst dazu,
du lieber, lieber Engel du.

---

[1]) Um die zarte Stimmung, die diese feinsinnige Dichtung auch in Kindesseelen zu wecken vermag, nicht zu gefährden, erscheint es zweckmäßig, Kindern das sechste Lied vorzuenthalten. In reiferem Alter mögen sie seine Schönheit genießen.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
du meine Wonne, du meine Lust!

8.

Jahre köstlichen Familienglückes waren dahingegangen, sonnige, glückliche Jahre. Da kam ein dunkler Tag.

Auf der Treppe klangen die schweren Tritte der Männer, die einen Toten trugen. Vom Pferde war er gestürzt.

„Warum hast du mich nicht mit dir genommen?“ so rief sie verzweiflungsvoll aus, als sie an seinem letzten Lager saß. „Warum bist du allein gegangen in das unbekannte Land? Das ist das erste Leid, das du mir angetan.“

Nun hast du mir den ersten Schmerz getan,
der aber traf.
Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann,
den Todesschlaf.

Es blicket die Verlass'ne vor sich hin,
die Welt ist leer.
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
nicht lebend mehr.

Ich zieh' mich in mein Inn'res still zurück,
der Schleier fällt,
da hab' ich dich und mein vergangnes Glück,
du meine Welt.

9.

Jahre um Jahre sind ins Land gegangen. Grau sind ihre Haare geworden, abgezehrt und bleich das Gesicht. Das sagt ihr der Spiegel.

Aber das Bild an der Wand erzählt von anderer Zeit. Da steht sie dort als junge Braut im grünen Myrtenkranze.

Da erscheint in der Tür eine junge Gestalt. Ist das Bild an der Wand lebendig geworden? Wie sie einst war, so jung und froh im bräutlichen Schmucke. Die Tochter ist's ihrer Tochter, ihr Enkelkind. Heut' an ihrem Ehrentage will sie sich den Segen der Großmutter holen.

Traum der eignen Tage,
die nun ferne sind,
Tochter meiner Tochter,
du mein süßes Kind,
nimm, bevor die Müde
deckt das Leichentuch,
nimm ins frische Leben
meinen Segensspruch!

Siehst mich grau von Haaren,
abgezehrt und bleich,
Bin, wie du, gewesen
jung und wonnereich,
liebte, wie du liebtest,
ward, wie du, auch Braut,
und auch du wirst altern,
so wie ich ergraut.

Laß die Zeit im Fluge
wandeln fort und fort,
nur beständig wahre
deines Busens Hort;
hab' ich's einst gesprochen,
nehm' ich's nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück.

Als ich, den ich liebte,
in das Grab gelegt,
hab' ich meine Liebe
treu in mir gehegt;
war mein Herz gebrochen,
blieb mir fest der Mut,
und des Alters Asche
wahrt die heil'ge Glut.

Nimm, bevor die Müde
deckt das Leichentuch,
nimm ins frische Leben
meinen Segensspruch:
Muß das Herz dir brechen,
bleibe fest dein Mut,
sei der Schmerz der Liebe
dann dein höchstes Gut!

C. Anwendung.

I. Sei brav und unschuldig!

1. Luther sagt einmal: „Das kann ich nicht verhindern, daß die Vögel (die bösen Gedanken) über meinem Haupte hinfliegen. Aber das kann ich hindern, daß sie in meinen Haaren Nester bauen."

Was meint Luther?

Man soll sich bösen Gedanken nicht hingeben, ihnen nicht Wohnung geben, sonst setzen sie sich fest und beherrschen einen.

Nach diesen Worten handelt ein braver Sohn. Ein böser Bube erzählt liederliche Witze.

Der brave Sohn sagt: „Laß das! Ich mag so etwas nicht hören."

Da bringt ein anderer, ein verdorbener Knabe, unzüchtige Bilder mit, immer wieder, und zeigt sie, obwohl der gute Sohn ihm seinen Abscheu oft ausgesprochen hat.

Er meidet die Gesellschaft der verdorbenen Menschen.

Da schenkt ihm einer ein liederliches Buch, bei dem ein artiger Mensch rot werden muß.

Sobald er das merkt, gibt er's ihm ungelesen zurück.

2. Ein Vater gab seiner Tochter diesen Rat: „Bei jedem Gedanken, der dir unrecht vorkommt, prüfe, ob du ihn deiner Mutter anvertrauen könntest!"

Warum ist das ein guter Rat?

Niemand liebt das Kind so wie eine Mutter. Die Mutter will nur das Beste des Kindes. Sie wird nur bekämpfen, was dem Kinde wirklich zum Schaden ist.

Welche sehr beklagenswerten und unglücklichen Kinder nur können diesem Rate nicht folgen?

Solche, deren Mütter selbst gar ihre Kinder zum Bösen anhalten, wie es in Verbrecherfamilien ist.

Aber an wen sollen die denken?

Sie sollen an den reinsten und edelsten Menschen, den sie in ihrer Umgebung haben, denken und ihn zum Maßstab nehmen.

Wer aber keinen fände in seiner ganzen Umgebung?

Er kann an den Vater im Himmel und an seinen besten Sohn, an den Herrn Jesus und seinen reinen Lebenswandel denken.

3. Grimmige Kälte, Weihnachtszeit. Auf dem weißen Schnee an dem Portale eines großen Hauses liegt ein weißes Paket. Hat einer ein Weihnachtsgeschenk besorgen wollen und verloren? Es sieht fast wie ein Stollen aus.

Ein alter Mann findet es und trägt es nach Hause. Er legt es seiner Frau auf den Tisch, und als sie es öffnen, da sehen sie ein Kind, blaugefroren die Händchen, zitternd vor Kälte. Ein Findelkind.

Wo ist die Mutter?

Sie hat ihr Kind ausgesetzt, heimlich, daß niemand es merkt.

Angstgepeitscht irrt sie vielleicht durch die Straßen, Schamröte im Gesicht, peinigende Reue im Gewissen: „O hätte ich doch meiner Mutter gefolgt und wäre brav geblieben!"

Wo ist der Vater?

Er hat die junge Mutter verlassen.

Er steckt in einer fremden Stadt verborgen in ihrem Gewühle, keiner weiß, wo er ist, wo er lebt. Er will das Mädchen nicht heiraten. Er hat sie böslich verlassen.

Zweie haben schwere Schuld auf sich geladen. Wer?

Das Mädchen und der Mann.

Mann und Frau dürfen nur zusammenleben, wenn sie verheiratet sind, so will es das Gesetz des Staates, die Vorschrift der Sitte und Gottes Gebote.

Drei sind unglücklich geworden durch die Schuld:

Das Mädchen in Schande und Not.

Der Vater in steter Sorge und mit Selbstvorwürfen.

Das arme elternlose, hilflose Kind.

Und noch mehr!

Die Verwandten.

Im Kinodrama und im schlechten Roman geht die Sache dann immer so weiter, daß die alten Leute das Kind aufnehmen, es gut

erziehen, ihm eine große Erbschaft vermachen, und daß es sehr reich und sehr glücklich wird.

Aber das wirkliche Leben fügt es meist anders. Warum? Wie?

4. Und dem schlechten Menschen, der das leichtfertige Mädchen ins Unglück gebracht hat, dem hatte der Vater beim Abschied ins Leben einen beherzigenswerten Rat gegeben: „Denke bei jedem Mädchen, das du näher kennen lernst, an deine Schwester und deine Mutter!"

Was wäre verhütet worden, wenn er diesen Rat befolgt hätte?

Das große Unglück, die Schande und Schuld.

Welch eine stille Mahnung wäre das lichte Bild der Schwester gewesen!

Welch eine ernste Warnung das liebe Bild der Mutter!

Verfrühung! Das ist für viele junge Menschen das Unglück. Sie können nicht warten. Die jungen Burschen wollen schon Tabak rauchen, ehe sie erwachsen sind, und schaden ihren Lungen und Nerven; sie trinken Alkohol und zerrütten ihre Gesundheit. Sie wollen leben wie Erwachsene. Aber sie sind noch nicht erwachsen. Ihr Körper ist noch nicht kräftig und widerstandsfähig. Auch verdienen sie noch nicht so viel, einen Hausstand zu gründen.

Lerne warten! Verfalle nicht der Genußsucht! Das Leben ist lang.

5. In eine Klasse mit guten, unschuldigen Kindern kommt Ostern, weil er das zweite Mal sitzen bleibt, ein verdorbener Junge. Er versucht durch unreine, unkeusche Bilder, durch schlechte Reden den kindlich reinen Sinn der andern zu verderben, sie zu verführen, sie hinabzuziehen.

Warum handelt der nicht unrecht, der von so schamlosem Treiben dem Lehrer Mitteilung macht?

Weil man sich nur dadurch vor dem Schlimmen retten kann.

Man kann ihm aber doch aus dem Wege gehen? Ihn unbeachtet lassen.

Dann schadet er andern Kindern.

Er verdirbt sie, macht sie schlimm, böse, macht sie ärger, ärgert sie, wie Luther sagt. Nun werdet ihr Jesu Ausspruch recht verstehen, Mt. 18, 6.

Wer aber ärgert (ärger, schlimmer, böser macht) dieser geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ersäufet würde im Meer, da es am tiefsten ist.

6. Um die Weihnachtszeit berichteten die Zeitungen: Ein Tapezierer aus Charlottenburg unternahm einen Ausflug in den Grunewald. Abends 6 Uhr fanden sie beim Hundekehlensee in einer Schonung die Leiche eines jungen Mannes liegen. Neben ihm lag ein Revolver. Mit dem hatte sich der junge Mann eine Kugel hinter das rechte Ohr geschossen.

Polizeibeamte benachrichtigten die Eltern. Die unglücklichen Eltern begaben sich nach der Halle auf dem Selbstmörderfriedhof in Schildhorn, wo sie ihren vermißten Sohn sofort wieder erkannten. Er war ein mittlerer Schüler und ein guter Sohn gewesen. Man stand vor einem Rätsel.

Die eifrigen Nachforschungen ergaben das Folgende: Gemeinsam mit einem Freunde hatte er sich einen guten Tag machen wollen. Er hat dabei mehr ausgegeben, als er an barem Gelde bei sich gehabt hatte. Uhr und Ring, die er verpfändet hatte, sind bereits wieder zur Stelle. Ein zweiter Ring und ein Sparkassenbuch liegen ohne Zweifel irgendwo für eine Zechschuld. Mit dem Freunde besuchte er ein Lustspiel im Theater. Statt ruhig nach Hause zu gehen, erfüllt von den fröhlichen Gedanken, ging er noch ins Kino. Dann ins Nachtcafé. Darauf in ein zweites Nachtcafé in Begleitung zweier Mädchen. Paarweiser Abgang. Ein drittes Nachtcafé. Autofahrt nach dem Grunewald. Ekel vor sich selbst. Ein trauriger Schluß.

Lehrer und Eltern berichten, daß es ein guter Sohn war, der so endete. Er war keineswegs leichtsinnig gewesen bisher, sondern gut und brav. Ein einziger Ferientag hatte alles Gute in ihm verdunkelt und alle Hoffnungen seiner Eltern und die seinen vernichtet und Schande und namenloses Unglück über seine Familie gebracht[1]).

Wie kam nur alles, wie kam's nur? Da sehen wir zunächst das Maß der Freuden an, die er suchte.	Theater, Kino, Café. Café, Café, Mädchen. Auto. Er taumelt von einem Genuß zum andern.
Dann die Art der Freuden. Theater und Kino!	Theater ist ein edles Vergnügen. (Schiller schrieb einen Aufsatz: Das Theater als moralische Bildungsanstalt.) Im Kino lernen die jungen Leute meist nichts Gutes, oft Schlechtes.
Nachtcafé und Mädchen!	Nachtcafés. Sie sind gegründet zunächst für Reisende, die zur Nacht-

[1]) Deutscher Kurier, 29. und 30. Dezember 1913.

zeit ankommen, und für Leute, die sehr früh ins Geschäft müssen.

Aber er?

Er ging nicht, weil er mit der Bahn ankam, nicht, weil er zu früher Arbeit mußte, er ging, weil er die Nacht durchschwärmen wollte.

Und was mögen das für Mädchen sein, die sich nachts mit Männern herumtreiben, die ihnen ganz fremd sind!

Keine edlen, reinen, guten Mädchen.

Die Autofahrt nach dem Grunewald!

Die Autofahrt ist ein teurer Luxus für reiche Leute. Ein notwendiges Berufs-Verkehrsmittel z. B. für Ärzte.

Und nun denken wir an den Erwerb der Mittel!

Zwei Ringe, die Uhr, das Sparkassenbuch versetzt! Sinnlos muß der junge Mann gewesen sein.

Und was will er zur Nachtzeit mit dem Mädchen im Grunewald? In dunkler Nacht, wahrlich eine dunkle Stunde des Schicksals in seinem Leben! Merkt euch das Wort aus Parzival:

Hätte er sich doch gesagt: Was das Licht zu scheuen hat, will ich nicht tun!

Und ein getreuer, steter Sinn,
er wandelt licht im Lichte hin.

Er war Obersekundaner. In $2\frac{1}{4}$ Jahren hätte er seine Anstalt verlassen können, der Welt etwas sein können zur Freude seiner Eltern. Und nun?

Nun liegt er dort in der Halle der Selbstmörder, kalt und bleich!

Sucht rechte Freuden, rechte Freunde, rechte Freundinnen!

Und hätte er nur etwas Vertrauen zu seinen Eltern oder zu einem geliebten und verehrten Lehrer gehabt, hätte das Schlimmste verhütet werden können.

Er hätte sich ihnen anvertraut und wie der verlorene Sohn um Verzeihung gebeten, vielleicht, vielleicht wäre er noch einmal auf den rechten Weg gekommen.

Und die armen unglücklichen Eltern! Eltern stehen immer in tiefer Trauer am Grabe ihres Sohnes. Aber in die Trauer mischt sich stille Wehmut. Mit welch bitterem Gefühl im Herzen stehen sie an diesem Grabe!

7. Wir denken noch einmal an den Freund, den Genossen der unreinen Freuden, und an die beiden Mädchen.

Welche schweren Vorwürfe muß sich der Freund machen?

„Ich bin in schwerer Mitschuld. Hätte ich ihn abgehalten von dem liederlichen Leben, so wäre er nicht

in Unglück und Schande und in den Tod gegangen."

Und die Mädchen! Auch an ihrem Bett hat einst eine Mutter gewacht, auch ihre Hände hat eine Mutter zum Gebete gefaltet. Und nun?

Nun sind sie untergegangen in dem schmutzigen Gewässer der Großstadt, in dem Strudel und Treiben der Nacht.

Sie dachten: „Wir wollen ein schönes Leben haben, gut zu essen, feine Kleider, wenig zu arbeiten. Vor allem Vergnügen, Vergnügen, Vergnügen!" Ob sie dauernde Befriedigung finden in solchem Leben?

Gewiß nicht. Nur brave, stille Arbeit, Bescheidenheit und Sparsamkeit führt zum Glück; Genußsucht und Putzsucht nicht.

Man spricht vom Wortbruch der Begierde. Erkläre, wie das Wort hier auf sie paßt!

Ein glänzendes, freies Leben verspricht die Begierde, aber was sie bietet, ist glänzendes Elend, Ekel und Not und ein Ende mit Schrecken.

Darum haltet euch rein im Leben und brav!

8. Und laßt euch euren Sinn nicht verwirren durch die Kinodramen! Da flimmert die Leinwand, und mit glühenden Wangen und mit glänzenden Augen sitzen die jungen Menschenkinder vor den lebenden Bildern und denken, sie geben ein Bild des Lebens.

Ein junges, bescheiden, fast ärmlich gekleidetes Mädchen ist auf der leuchtenden Fläche der Kinoleinwand in einer vornehmen Straße zu sehen. Sie verliert ihr Geldtäschchen. Sie weint. Ein vornehmer Herr fragt sie. Sie schildert ihm ihre Not. Er nimmt sie mit in sein Haus. Man sieht sie essen und trinken und lustig werden unter dem Einflusse des Alkohols. Er gibt ihr das Geld, das sie verloren hat, und beschenkt sie reichlich. Sie wird seine Freundin und wird reich und glücklich.

So das Kinodrama.

Nur dumme Leute denken, daß auch das Leben so ist. Ihr wißt es besser.

Sprecht über die Handlungsweise des vornehmen Herrn!

So uneigennützig sind im allgemeinen die Menschen nicht, daß sie ganz fremden Leuten, dazu noch: ohne zu prüfen, mit viel Geld aushelfen.

Sprecht über die Handlungsweise des Mädchens!

Das tut ein anständiges Mädchen nicht, daß sie in die Wohnung eines fremden Herrn geht und sich beschenken und bewirten läßt.

Im Kinodrama wird das Mädchen reich und glücklich. Wie wäre es

aber in Wirklichkeit, im Leben geworden?

Da sitzen nun viele und beneiden das Mädchen. Beklagen und bejammern müßte man sie.

Sie wäre ins Elend, ins Laster, ins Unglück gekommen.

Sie kommt vom rechten Wege ab und verbaut sich selbst den Weg zum wahren, stillen Glücke des Familienlebens.

Also nehmt nicht alles ungeprüft dahin, was euch im Kino auf der flimmernden Leinwand erscheint! Das Kino lügt häufig. Das Leben belehrt.

9. Gedanken bei einer Trauung[1]).

1. Die Schwester ist glückliche Braut! Wie glücklich sie aussieht! Wie der Verlobungsring an ihrem Finger glänzt! Auf Tischen und Fensterstöcken prangen Blumen. Die Bekannten kommen, um Glück zu wünschen. Alle sind fröhlich. Nur Mutterchen muß sich oft der Tränen erwehren; denn bald muß sie sich von ihrem Kinde trennen.

2. Dann kommt der Hochzeitstag. Der Weg zum Altar ist mit Blumen bestreut. Den Myrtenkranz im Haar, gehüllt in den Brautschleier, schreitet die Braut zur Kirche.

Lieblich in der Bräute Locken
spielt der jungfräuliche Kranz,
wenn die hellen Kirchenglocken
laden zu des Festes Glanz.

Der Geistliche beginnt zu reden.

Warum sieht der Bräutigam so ernst aus?

Warum schimmern im Auge der Braut Tränenperlen?

Der Sommer des Lebens beginnt mit seinen Sorgen und Mühen. Wird dieser glückliche Tag der Anfang eines glücklichen Lebens sein?

Die Braut denkt: „Wird es mir gelingen, ihn glücklich zu machen?"

Der Bräutigam denkt: „Mit dem heutigen Tage gründe ich eine Familie. Verantwortung übernehme ich auch noch für ein anderes Leben. Werde ich meiner Braut Schutz und Hüter sein? Meine Braut verläßt ihr glückliches Elternhaus, den Kreis lieber Freundinnen. Sie gibt ihren Namen her und nimmt meinen an. Sie legt das Steuer des Lebensschiffleins in meine Hand. Werde ich es stark und sicher führen in den Hafen des Glückes?"

---

[1]) Siehe Pfeifer S. 63.

10. Mittel, um unreine Gedanken zu vertreiben[1]).

1. Arbeite! Arbeit ist ein gutes Heilmittel.
2. Suche in Gemälden und Bildwerken das Edle, Schöne und Erhebende auf!
3. Meide den Alkohol!
4. Meide böse Gesellschaft!
5. Meide unkeusche Bücher, Bilder, Zeitungen!
6. Besuche kein Kino, in dem unedle Sachen vorgeführt werden!
7. Bewahre dir Schamgefühl, Ehrgefühl und edlen Stolz!
8. Denke in allem an deine Eltern, Lehrer und an edle Freunde, an Jesus und an Gott!
9. Knaben seid keusch, Mädchen seid tapfer!
10. Sage zum Verführer und zum Versucher mutig: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Dann werden reine Gedanken und Gefühle in deine Seele ziehen, und dann wird es auch von dir heißen, wie einst vom Herrn:

Da traten die Engel Gottes zu ihm
und dieneten ihm.

11. Grundlagen des häuslichen Glückes[2]).

Da ist zuerst die **Sparsamkeit.**
Schon vor der Ehe! Wozu?

Zum Barbezahlen der Ausstattung. Nicht Abzahlungsbazar!

Die Eltern der Braut statten das Heim aus.

Die Braut selbst ist vielleicht in Stellung und legt sich von ihrem Verdienst zur Anschaffung der Wäsche zurück.

Der Bräutigam steuert das Seine bei für die ersten nötigen Ausgaben des Hausstandes, Miete, Kohlen, Holz usw.

Nicht unnützes Gerümpel, protzig aufgeputzte Möbel; schlichte, solide Möbel, behaglich und nett.

Und in der Ehe!

Sparen durch Einteilen und Einschränken! Durch Zurücklegen[3])!

Damit verbindet sich gesunde **Einfachheit.**

Einfache, passende, schmucke Kleidung und Wäsche.

---

[1]) Ausführungen einzelner dieser Gedanken in dem Abschnitte „Hüte dich!" von Pfeifer, S. 77.

[2]) Vergleiche Pfeifer, Ein glückliches Heim. S. 64.

[3]) Siehe 7. Gebot!

Keine rauschenden, kostspieligen Vergnügungen; einfache Spaziergänge in der freien Zeit in Gottes freier Natur.

Und dann der **Fleiß.** Der Mann arbeitet tüchtig in seinem Berufe. Er freut sich schon auf den Augenblick, wo er sich zu Mittag an dem gedeckten Tisch oder am Abend zum Abendbrote niederläßt.

Die Frau arbeitet den ganzen Tag, und immer denkt sie an ihren Mann, ihm das Heim behaglich zu machen, das Essen gut und schmackhaft, die Stube sauber, die Wäsche und Kleider rein.

Und endlich **liebevolles Verstehen.** Wenn er Ärger im Berufe hat, so verscheucht sie ihm die Sorgen und glättet ihm die Stirn, er fühlt:

Mir ist wohl beim höchsten Schmerz,
denn ich weiß ein treues Herz.

An seiner Freude nimmt sie teil:

Sei fröhlich oder leide,
das Herz bedarf ein zweites Herz.
Geteilte Freud' ist doppelt Freude,
geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Und er weiß ihre Arbeit zu würdigen, die viel Nachdenken, Sorgen, Geduld und Entsagen erfordert, und ist ihr dankbar und erkennt ihre Arbeit an.

Und zu diesem Verstehen gehört: **Einander vertrauen, dienen, vergeben.** Führe das aus[1])!

12. Ursachen häuslichen Unglückes[2]).

1. Im kleinen Städtchen wohnte ein reiches Fabriktöchterlein. Sie verstand sich schick zu kleiden, war eine Berühmtheit im Ballsaale und in Gesellschaften die Liebenswürdigkeit selbst. Sie hat sich den Kopf voll gelesen von prächtigen, bequemen, lügenhaften Lebensbildern, glaubt, ihr Auserwählter werde für jeden freundlichen Augen-

[1]) Pfeifer S. 66, 67.
[2]) Förster, Jugendlehre S. 257 und Pfeifer, Ethik S. 70.

aufschlag in Wonne und Dankbarkeit zerfließen und nach jedem gelungenen Mittagessen eine Lobrede auf sie, als das Mustereremplar einer deutschen Hausfrau, halten. Sie hatte sich nur um das Äußere, nie um die Charaktereigenschaften des junger Mannes gekümmert. Sie wollte einmal eine Rolle spielen in der Welt.

Er war ein junger Kaufmann, ein flotter Tänzer und Reiter, ein gewandter Redner. Er verstand, die Leute zu unterhalten, ihnen nach dem Munde zu reden. Er hatte ein flottgehendes Geschäft, war eine „feine Partie". Zwar lebte er flott und brauchte viel. Aber das störte sie nicht. Sie wollte eine gute Partie machen.

Im Frühlinge ward Hochzeit gefeiert. Die reichen Freunde des jungen Mannes begleiteten den Hochzeitswagen zu Pferde als fröhliche Reitersleute und bliesen fröhliche Lieder auf dem Waldhorn, als der Hochzeitszug über den Bergrücken dahinzog.

Es zog eine Hochzeit den Berg entlang,
ich hörte die Vögel singen.
Da blitzten viel Reiter, das Waldhorn klang,
das war ein lustiges Klingen.

Und eh ich gedacht, war alles verhallt,
die Nacht bedecket die Runde.
Nur von den Bergen noch rauschet der Wald —
und mich schauert's im Herzensgrunde. (Eichendorff.)

Warum schauert's den Dichter? Hinter dem Glanz sieht er die Hohlheit des Lebens. Er weiß, der Jubel wird verklingen, und dann wird Streit und Klage erklingen.

Warum? Welche Fehler hat die Braut?
1. Sie gibt nur etwas auf Äußerlichkeiten, Kleidung, Tanz, gesellschaftliche Form.
2. Sie hat törichte, unerfüllbare Erwartungen.

Der Bräutigam?
1. Er lebt flott und gibt viel aus.
2. Er heiratet um des Geldes willen.

Ist das wirklich so schauerlich, daß es den Dichter schauern muß?

Wie geht die Geschichte weiter?

Ein großes Haus, Gesellschaften, Badereisen. Mehr verbraucht als eingenommen. Vorwürfe: „Dein Geschäft malteſt du mir so rosig. Und nun stehen wir vor dem Bankerott!" Harte, bittre Worte: „Durch deine Schuld! Des Schwiegervaters Mitgift stand hinter allen Erwartungen zurück. Ich bin betrogen worden."

Fehler? Der Hunger nach Glück. Selbstsucht. Hochmut. Kein aufrichtiges Aussprechen. Hohlheit.

Nun stehen sie auf der Trümmerstätte ihres Glücks.

2. Ein andres Bild![1])

„Schön wie Venus muß meine Frau einmal sein." Das war des jungen Malers Wort. Ein liebreizendes Mädchen lernte er kennen, „weiß wie Milch und rot wie Blut und schwarz das Haar wie Ebenholz". Und gut und sanft und edel war das Kind, von rührender Güte und Aufopferung. Und er war glücklich und trug sie auf den Händen, nachdem sie vor dem Altare die Seine geworden war.

Da kam über Nacht die Krankheit. Die Pocken kamen ins Land. Es war in der Zeit, in der es noch keine Schutzimpfuug gab. Die junge Frau ward von der tückischen Krankheit ergriffen. Blattergruben entstellten ihr liebliches Gesicht. Mit welch rührender Geduld sie das schwere Schicksal trug! Und wie liebevoll sie für den Gatten sorgte!

Und er? Entsetzt wandte er sich von ihr und lief andern nach, leichtfertigen, bösen, verächtlichen Frauen. Da siechte sie in Elend und Jammer dahin, magerte ab, und der Gram grub seine Gräben in das Gesicht.

Fehler? Der egoistische, oberflächliche Mann hatte kein Verständnis für die innern Schätze seiner unglücklichen Gattin. Ihm fehlt die rechte, wahre Liebe[2]).

II. Werde klug und vorsichtig!

1. Drum prüfe, wer sich ewig bindet[3]).

1. Nach welchen Eigenschaften soll der sehen, der sich eine Familie gründen will?

1. Schönres kenn' ich nicht, das ich erwähle,
als in schöner Form die schöne Seele.

2. Ein reines Herz, eine tätige Hand
führen den Segen ins Vaterland.

3. Und hätt'st du alle Erdenpracht und aller Weisheit Blüte,
das, was dich erst zum Menschen macht,
das ist allein die Güte.

4. Was zur Fahrt durchs Leben dir not?
Starke Ruder und leichtes Boot.

[1]) Zu dem folgenden: Pfeifer S. 73ff.

[2]) Er hat das wahre Wort noch nicht erkannt: Schönheit der Seele ist mehr wert als Schönheit des Leibes.

[3]) Vergleiche dazu die Ausführungen von Pfeifer S. 75!

Starker Wille und froher Sinn
führt auch durch Sturm über Klippen dahin.

5. Dein wahres Glück, du Menschenkind,
o glaube doch mit nichten,
daß es erfüllte Wünsche sind!
Es sind: Erfüllte Pflichten.

6. Gesund an Leib und Seele sein,
das ist der Quell des Lebens.
Er strömet Lust durch Mark und Bein,
die Lust des tapfern Strebens.
Was man mit frischem Herzensblut
und keckem Wohlbehagen tut,
das tut man nicht vergebens.

7. Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf!
Das ist der beste Tageslauf.

Also: 1. Eine edle Seele, ein reines Herz. 2. Fleiß. 3. Herzliche Güte. 4. Starker Wille. 5. Froher Sinn. 6. Pflichtbewußtsein. 7. Gesundheit. 8. Frömmigkeit.

2. Da sitzt der Lehrer um Ostern in seiner Stube[1]) und schreibt in die Liste:

Name:	Vater:	Mutter:	Wohnung:
Karl Z.	Franz Z., Mechaniker. Aufenthalt unbekannt.	Aug. verlassene Z., Wäscherin. In Aftermiete bei Ernestine, getrennt lebende A.	A.-Straße, Hof IV, Hinterhaus V Treppen.

Den Lehrer schauert's. In den wenigen Worten wieviel Elend! „Die arme Frau, schwächlich und leidend. Trotz ihrer Schwächlichkeit geht sie waschen und scheuern, den Hunger ihrer Kinder zu stillen. Sie mußte um Armenunterstützung bitten. Bei allem Fleiß war's ihr nicht möglich, sich ohne Hilfe der Armenbehörde mit ihren Kindern durchzuschlagen.

Den Lehrer schauert's im tiefsten Herzensgrunde, als er dann die bleichen, armen Kindergestalten vor sich sieht. Das zehnjährige blondhaarige Mariechen, den neunjährigen Karl mit dem ernsten, bleichen Gesicht und den siebenjährigen muntern Paul.

Was mußten diese Bejammernswerten alles entbehren! Das herrliche Wort Vater, so herrlich, daß man im Christentum für Gott keinen herrlicheren Namen weiß, ruft in den armen Kindern Erinnerungen voll Grauen und Entsetzen wach. Was haben sie alles sehen und hören müssen, als ihr Vater noch unter ihnen weilte! Wie haben sie gezittert, wenn er betrunken nach Hause kam und einen reich gedeckten Tisch forderte, von seinem Lohne aber keinen Pfennig

[1]) Pfeifer S. 73.

hergab, weil er ihn für sich und seine liederlichen Freunde und Freundinnen brauchte.

Für die jüngeren Geschwister war es ein Glück, daß sie noch nichts verstanden von dem, was im Elternhause vorging. Den ältesten Bruder aber schnitt es ins Herz, wenn er sehen mußte, welche Qualen sein armes Mutterchen zu ertragen hatte, wie es immer bleicher wurde, immer mehr zusammenwelkte, welche Blicke ihn trafen, wenn er leise merken ließ, daß er auf der Seite der Mutter stand. Und was er zu Hause sah, ließ ihn in der Schule nicht los. In der Schule wurde davon gesprochen, wie umsichtig die Vögel zu Werke gehen, wenn sie das Nest für ihre Kinder anlegen, damit diese geschützt sind vor Sturm und Wetter, vor der List der Raubtiere und der Neugier und Roheit ungezogner Burschen. Es wurde davon gesprochen, wie unermüdlich die Vögel die Umgebung des Nestes absuchen nach Futter für die kleine hungrige Gesellschaft im Neste, welcher Jubel allemal in dem kleinen Heim anbricht, wenn die Vogeleltern mit vollem Schnabel zurückkehren, wie das junge Völkchen im Suchen nach Nahrung unterrichtet wird usw. Was unser armer Junge im Unterricht erfuhr, das beobachtete er selbst im Schulhofe, im Garten, im Walde. Und wie stand es um diese Fürsorge in seinem Neste, in seinem Heim? Stand sein Vater sittlich tiefer als die Vögel, tiefer als die Tiere? War es nicht Grausamkeit und elende Feigheit, Frau und Kinder in Hunger und Elend sitzen zu lassen, um allein schwelgen und prassen zu können? Mußte er nicht erröten, wenn er nach seinem Vater gefragt wurde?"

3. Und die getrennt lebende Vermieterin! Einer andern ist ihr ungetreuer Mann nachgelaufen, der hat er seine Liebe geschenkt. Gebrochen ist das im Standesamte vor Zeugen geleistete Versprechen und das am Altar vor dem Geistlichen und vor Eltern, Geschwistern und Freunden feierlich gegebene Jawort!

Mann und Frau, die eins sein sollten, sind eine Weile kalt und stumm nebeneinander hergegangen, liebeleer war das Heim. Dann kam die Untreue an den Tag. Nach langen, peinvollen Verhandlungen war die Ehe vor Gericht gelöst worden. Still sitzt die Frau im dunklen Stübchen am Geburtstage ihres Mannes, an dem Tage, an dem sie so oft ihn mit all ihrer Liebe umgeben hat, und sinnt und denkt, und Tränen tropfen aus ihren Augen.

Der treulose Mann aber sitzt bei der andern am gedeckten Tisch bei Grog und Kuchen und lacht übermäßig. Aber es will keine rechte Fröhlichkeit kommen. Das Gewissen! Das Gewissen!

Drum prüfe, wer sich ewig bindet!

2. Prüfe die Menschen, die dir begegnen, und sei vorsichtig!

1) Ein Mädchen soll nicht ohne Not allein durch dunklen Wald in einsamer Gegend gehen. Denn es gibt Verbrecher, die Frauen, Mädchen, ja selbst Kindern am Wege auflauern, sie unglücklich zu machen.

2) Ein Mädchen soll nicht in fremder Stadt, etwa wenn sie auf einem Bahnhofe in der Zeit der Dunkelheit ankommt, die Begleitung und den Rat eines fremden Mannes annehmen (Bahnhofsmission!).

3) Ein Mädchen, das allein reist, muß vorsichtig sein. Denn unter den Mitreisenden könnte es ja auch einen Menschen geben, der Schlimmes im Schilde führt. Beobachte die Menschen und achte auf den Rat der Eltern, die mehr Menschenkenntnis als die Kinder haben!

4) Ein Mädchen muß in der Wahl des Gasthofes, in dem sie übernachtet, vorsichtig sein. Sie muß in einem guten Hause absteigen. Da kann sie ja ein billiges Zimmer nehmen (die gibt es auch in größern Gasthöfen). In einem kleinen, schmutzigen, dunklen Gasthause, aus dem vielleicht wüster Lärm herausklingt, ist sie vor rohen Männerblicken, Männerworten, Männerhänden vielleicht nicht sicher.

5) Vor allem sollen Mädchen den Alkohol meiden. Schon manches Mädchen ist mit Bier, Wein, Likör bewirtet und dann unter dem Einflusse dieser Betäubung verschleppt, um ihre Unschuld gebracht und um ihr Lebensglück betrogen worden. Da sitzt sie dann im stillen Kämmerlein und rauft sich das Haar und ist dem Wahnsinn nahe.

Und der falsche Freund, der so ehrlich und liebevoll tat, ist nicht zu ermitteln. Falsch war sein Herz, falsch der Name, den er angab. Er hat die Schwäche des unglücklichen Mädchens gewissenlos mißbraucht.

Und das arme Kind, das dieser tollen Nacht entspringt, es hat keinen Vater; denn Polizei und Gericht suchen vielleicht vergeblich nach dem niedrigen, gemeinen Gesellen.

Darum hütet euch vor dem Alkohol! Hütet euch auch vor denen, die euch Alkohol geben wollen! Und hütet euch vor denen, die selbst dem Alkohol huldigen!

6) Marktschreierischen Anpreisungen: „neuer Frauenberuf“ und „Erwerbsmöglichkeiten“ ist mit Vorsicht zu begegnen. Stellung im Aus-

land anzunehmen ist gefährlich. Je lockender das Anerbieten, desto größere Vorsicht ist durch eingehende Erkundigung geboten. Erkundung beim Konsul!

10 Gebote für die weibliche Jugend bei der Berufswahl. Aufgestellt von der Zentrale des Vereins deutscher Frauen. Frei und ganz kurz wiedergegeben:

1. Prüfe deine Körperkraft!
2. Überschätze deine geistigen Fähigkeiten nicht!
3. Der Beruf muß zu deinem Charakter passen!
4. Vergleiche die Ausbildungskosten und deine Geldmittel!
5. Berufsbildung ist nötig!
6. Jede Ausbildung muß gründlich sein!
7. Die Berufsschulung soll bald beginnen!
8. Halte die Ausbildungszeit aus!
9. Häusliche Kenntnisse hat jedes Mädchen nötig!
10. Vorsicht bei Angebot von Auslandstellen und bei marktschreierischen Anpreisungen! (Ausführlich in der Deutschen Elternzeitschrift, III. Jahrgang, 7.)

III. Bleibe fromm und gut!

Konfirmation[1]).

Da sitzen sie alle beisammen, die Mädchen und die Knaben, in ihren schwarzen Kleidern, das Gesangbuch in der Hand. Ernst und still und feierlich ist's in der kleinen freundlichen Dorfkirche, aus der sie hinaustreten sollen in die große, fremde, weite Welt. Wie wird's ihnen ergehen? so zieht es durchs Elterngemüt, und manche Träne rinnt über die Wangen, manch sorgenvoller Blick wird hinaufgesendet zum Himmel, manche Hände falten sich zum Gebete.

An der Kirchtür steht eine alte Frau und ihr Sohn. Wie liebevoll die vier Augen gerichtet sind auf das kleine Mädchen in der vordersten Reihe! Bis hierher hat treulich der Mutterarm sie geführt. Und nun? Tugend und Glück! Wird ihrem Leben beides beschieden sein? Wer wird sie nun führen? Da tönt wie zur Antwort der weiche Klang des Liedes zu Gott empor aus den frischen, jugendlichen Kehlen der Konfirmandinnen und Konfirmanden:

So nimm denn meine Hände
und führe mich
bis an mein selig Ende
und ewiglich!

Ich mag allein nicht gehen,
nicht einen Schritt.
Wo du wirst geh'n und stehen,
da geh' ich mit.

[1]) Kernlieder der Kirche in Stimmungsbildern. Dresden, bei Schambach.

Das siebente Gebot.

A. Grundlegung.

I. In alter Zeit.

Geld oder Gut nicht nehmen!

Ein jüdischer Bauer verliert sein einziges Eigentum.

Die Morgenstille wird in Jericho durch einen lauten Schrei unterbrochen. „Unsere Kuh! Bauer, steht auf! Die Kuh ist fort."

1. Diebestat.

Ja, so ist's, die Stalltür ist offen, der Strick ist zerrissen, der Stall ist leer. Da stehen die Kinder und weinen. Die Mutter ringt die Hände. „Woher nun Milch, Käse und Butter nehmen?" Der Vater hat inzwischen alles untersucht, Spuren des Diebes zu entdecken. Da stößt er einen Ruf der Überraschung aus. „Die Truhe ist erbrochen. Das Geld fort, alle unsere Ersparnisse!" Er stützt das Haupt in die Hände. „So lange haben wir gearbeitet, gedarbt, gespart; nun sind wir arm. Nun werden wir hungern müssen."

Mitleid und Zorn erfüllen unsre Seele. Mitleid?

Der arme Bauer! Die arme Familie! Ihr Einziges ist ihnen genommen.

Zorn?

Zorn gegen den schlechten Menschen, den Dieb, der dem Armen sein Letztes nahm.

Aus welchem Grunde mag der unbekannte Dieb das getan haben?

Er wollte seinen Vorteil. Er will von der Kuh Milch, Butter, Käse und später Fleisch, oder er will sie verkaufen für Geld. Und für dies Geld und das aus der Truhe gestohlene will er sich kaufen, was er will.

2. Diebesangst und Diebeslohn.

Da sehen wir ihn auf unbetretenen Pfaden durch den Wald hasten. Die Kuh zieht er hinter sich her. Die Glocke hat er ihr abgenommen.

Scheu schaut er sich nach allen Seiten um. Sein Gesicht ist verzerrt. Angstschweiß steht auf seiner Stirn. Sein Herz pocht. Seine Pulse jagen.

„Ein Dieb! Ein Dieb! Wenn sie dich erwischen! Wenn sie dich fangen!"

Da knackt ein Zweig. Da geht ein Ächzen durch die Bäume. Da schrickt er zusammen. „Sie kommen, sie kommen!" Da birgt er sich in schrecklicher Angst in dem Waldesdickicht mit dem gestohlenen Tier. Die Glieder schlottern. Die Knie zittern. Immer näher kommen die Schritte.

Wovor hat der Mann so entsetzliche Angst?

Vor der Strafe?

Vor der Schande und vor der Strafe.

Ja, sobald er ergriffen ist, wird er festgehalten, vom Gericht verhört, verurteilt und ins Gefängnis gesteckt.

Kuh und Geld wird ihm abgenommen, dann wird er auf die Polizei geschafft. So bei uns. Bei den Juden war die Strafe für den Diebstahl die Steinigung.

Schande?

Mit Fingern weist man auf den Dieb, sein Leben lang trägt er den Makel, seine Familie ist geschändet.

Das ist heute so. Das war schon so in alter Zeit. Wie Donnerwort klingt's durch die Jahrhunderte:

Du sollst nicht stehlen.

Scheue dich, andern durch Diebstahl zu schaden!

Bewahre dich vor der Angst und Schuld!

Hüte dich vor der Schande und Strafe!

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsers Nächsten Geld oder Gut nicht nehmen.

II. Mahnung des Propheten.

Noch mit falscher Ware oder Handel an uns bringen.

Der Prophet Amos in Sichem an der Holzwand eines Getreidespeichers hört, wie andere auf andere Weise um ihr Eigentum gebracht werden.

1. Er will warten, bis die Leute kommen, ihren Weizen zu kaufen. Da hört er sprechen: „Schade, nun kommen wieder Festtage, an denen wir nichts verkaufen können", sagt eine Stimme. Und eine andere: „Um so mehr müssen wir jetzt verdienen. Ich lege eine dicke Holzscheibe in das Maß, daß es kleiner wird! Und unten an die Wagschale, auf welche die Säcke kommen, stecke ich Nägel! Hast du auch genug Spreu eingemischt unter die Körner?"

Jetzt hört er die Tür des Speichers knarren; denn sie wird geöffnet. Da kommen Kinder, die wollen Getreide holen. „Es ist teurer geworden", sagt der Getreidehändler. „Ihr müßt mehr bezahlen!" Und mit traurigem Gesichte geben sie ihre Münzen, lassen sich Korn einmessen und Weizen abwiegen und gehen mit ihren kleinen, halbgefüllten Getreidesäcken ab.

„Tue Barmherzigkeit!" ruft eine Frau. „Borge uns nur noch eine kurze Zeit. Wir hatten Hunger und mußten essen. Du sollst alles wieder bekommen!" — „Nein!" antwortete der Getreidehändler. „Dein Mann wird verkauft. Dann komme ich endlich zu meinem Gelde. Mag er Sklave werden und für andre arbeiten! Ich brauche notwendig ein Paar Schuhe. Dazu muß ich das Geld haben", und damit wendet er der weinenden Frau den Rücken.

Da kommen zwei alte Männer mit ihren Säcken zurück. „Korn haben wir dir bezahlt und nun sieh: So viel Spreu ist in unseren Säcken! Sollen wir aus Spreu Brot backen? Gib uns, was recht ist!" Da braust der Händler auf: „Was sagt ihr? Ihr redet Lüge und nicht Wahrheit! Ihr habt die Spreu selbst hineingetan. Geht weg von hier!" Und er drängt die beiden Männer zur Tür hinaus[1]).

2. Zum Herbstfeste in Bethel ist das Volk versammelt. Wer sind die, welche dort am Tische stehen und leise miteinander zischeln und tuscheln? Die Getreidehändler sind's, die den Armen betrügen. Hier ist es, das ganze sündige Volk. Da flammt's in des Propheten Seele auf wie Gewitterzorn. Da kann er sich nicht mehr halten. Da springt er von seinem Platze auf und drängt durch die Menge. Hinauf steigt er die Stufen des Heiligtums und stimmt mit gellender Stimme den schrecklichen Weheruf der Totenklage an.

Zu den Getreidehändlern wendet er sich, die dort am Tische stehen und miteinander leise flüstern, von denen der eine ein Paar herrliche Schuhe trägt. Und er hebt an:

Höret dies:

---

[1]) Lehmensick, Amos, der Prophet, in der Volksschule. Monatsblätter für den evangel. Rel.-Unt. Jan. 1910. (Daselbst auch ein Beispiel für Bestechung.)

Ihr, die ihr hinter dem Armen her seid,
den Geringen im Lande den Garaus zu machen,
Ihr sprecht:
„Wann ist der Neumond vorüber,
daß wir Korn verkaufen,
und der Sabbat,
daß wir den Speicher auftun,
das Maß zu verkleinern,
den Preis vergrößern,
die Wage fälschen zum Betrug?
Den Dürftigen zu verkaufen für Geld
und den Armen um ein Paar Schuhe
und die Spreu für Getreide zu verkaufen[1])?"

Auch hier wieder erfüllt Mitleid und Empörung unsere Seele. Mitleid?

Mitleid mit den Kindern, die das Getreide so teuer bezahlen müssen,
mit dem Manne, der wegen der Schuld, die er nicht bezahlen kann, verkauft wird,
mit den alten Männern, die Spreu unter ihr Getreide gemischt bekamen.

Wieso bekamen sie falsche Ware?

Getreide hatten sie bezahlt, Spreu bekamen sie. Spreu sättigt und nährt nicht.

Aber wir hörten, die Leute trieben auch falschen Handel!

Der Getreidehändler hatte eine dicke Holzscheibe in das Maß gelegt, daß es kleiner ward. Er hatte falsches Maß.
Er hatte auch Nägel in die Wagschale gesteckt, daß die mit wiegen sollten statt der Körner. Er hatte auch eine falsche Wage.

Falsches Maß und falsche Wage aber gibt falschen Handel. Das konnte den Käufern nicht gleichgültig sein.

Die Käufer bekamen doch wenig Getreide für viel Geld. Sie mußten tüchtig arbeiten und erlangten dann für ihre viele Arbeit wenig Brot.

Darum erfüllt uns diese Handlungsweise mit Empörung. Worüber sind wir empört?

Daß die Getreidehändler die armen Leute betrügen, daß sie ihnen ihr mühsam Erworbenes auf schlaue Weise abnehmen.

So empfindet auch der gerechte Gott. Wir lesen:

Spr. Sal. 11, 1. Falsche Wage ist dem Herrn ein Greuel, aber ein völlig Gewicht ist ein Wohlgefallen.

[1]) **Amos** 8, 4—6.

Luther erklärt das Gebot mit diesen Worten: **Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsers Nächsten Geld oder Gut nicht mit falscher Ware** (z. B. Spreu unter Getreide) **oder Handel** (Holzscheibe ins Maß, Nägel an die Wagschale) **an uns bringen.**

III. Jesu Auffassung.

1.

Was sollen wir nach Jesu Lehre unterlassen und tun in Hinsicht auf das Eigentum?

Das zeigt uns Anfang und Ende des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter. **Lukas 10,** 30. 33—35.

Wir hören's nicht ausdrücklich, aber wir fühlen's, was Jesus für verwerflich, für schändlich hält.

Das Treiben der Räuber. Mit roher Gewalt entreißen sie dem friedlichen Wanderer sein sauer erworbenes Eigentum.

Wer aber handelt mit seinem Eigentum vorbildlich?

Der barmherzige Samariter. Er nimmt sein Öl, seinen Wein, um die Wunden zu lindern; er leiht ihm sein Tier und schenkt ihm sein Geld.

Also: 1. Du darfst dem Nächsten sein Eigentum nicht nehmen.
2. Mit deinem Eigentum sollst du den Nächsten unterstützen.

Das klingt auch aus dem Anfange des Gleichnisses vom reichen Mann und armen Lazarus, **Lukas 16,** 19—21.

Der Reiche hätte wohl mehr tun können an seinem armen Mitmenschen!

2.

Jesu Kernauffassung vom Eigentum.

1. Was Jesus sagt denen, die Eigentum haben.

Wir sind nicht Besitzer, sondern Gottes Haushalter.

Das zeigt uns das Gleichnis von den anvertrauten Talenten: **Matthäus 25,** 14—30.

Also das Geld vermehren? Ist das die Hauptsache?

2. Was Jesus denen sagt, die nach Eigentum streben:

Mahnend: **Matthäus 6,** 19—21. Ihr sollt euch nicht Schätze —.
Matthäus 6, 33. Trachtet am ersten —.

Warnend: **Matthäus 16,** 26. Was hülfe es dem Menschen —.

Also? 1. Arbeitet mit dem anvertrauten Gute als Verwalter!
2. Die Hauptsache aber ist das Heil eurer Seele.

3. Was Jesus einem reichen Jüngling sagte, dessen ganzes Herz am Reichtum hing.

Matthäus 19, 16—24.
Markus 10, 24.

Auffällig ist uns des Herrn Urteil über die Reichen.

Ein Reicher wird schwer in das Himmelreich kommen.

Das macht er klar an dem Bilde der kleinen Tür neben dem großen Stadttor, der kleinen Tür, die das Nadelöhr heißt.

Eher wird ein Kamel durch die kleine Tür, das Nadelöhr, gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt[1]).

Unmöglich ist es also nicht.

Dem reichen Jüngling gibt der Herr an, was er alles tun muß.

1. Die Gebote halten.
2. Sein Geld den Armen geben.
3. Jesu nachfolgen.

„Verkaufe alles, was du hast und gib dein Geld den Armen!" Das hat Jesus nur von diesem Jüngling verlangt und von solchen, die ihm ähnlich waren. Die Markusstelle (10, 24) sagt uns, warum.

Er hängte sein ganzes Herz an den Reichtum. Er setzte sein ganzes Vertrauen auf das Geld. Sein Geld war ihm lieber als alles, auch als sein Nächster.

Da der Reichtum für ihn ein Hemmnis war, gut zu werden, gab es für ihn nur eine Rettung.

Den Reichtum abtun.

Wir denken an den Spruch Mt. 5, 29.

Ärgert dich dein rechtes Auge —.

Ob Mönche und Nonnen recht hatten, die, ehe sie ins Kloster gingen, alles hingaben, die das Versprechen ablegten, nie Eigentum zu erwerben und arm zu bleiben, weil sie meinten, da im Sinne Jesu zu handeln?

Nur in dem Falle, daß sie selbst merkten, daß sie schlechte Verwalter der göttlichen Gabe des Reichtums seien und nur ins Unglück kämen und Unheil damit anrichteten. Denn in diesem Falle war ihnen ja ihr Reichtum ein Hemmnis auf dem Wege, gut zu werden.

Wir freilich wissen, daß man im Sinne Jesu das Eigentum, den Reichtum noch besser verwenden kann:

Gutes und Großes wirken. (Beispiele!)

Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Wie werden sie also Reichtum verwenden?

1. Dankbar.
2. Klug.
3. Zum Segen der Nächsten.

---

[1]) Eine ganz andre Auffassung der vielumstrittenen Stelle siehe bei Weiß, Die Schriften des Alten Testaments. Göttingen. S. 170.

IV. Zur Zeit der Apostel.

Die Aufforderung des Herrn an den reichen Jüngling hat die Menschen viel beschäftigt. Sie sahen darin ein hohes Ideal. Worin?

In der Forderung: Verkaufe alles, was du hast, gib alles den Armen, werde selbst so arm wie sie!

Besonders welche Leute mögen daran Gefallen gehabt haben?

Besonders alle Armen.

Nun ist dieses Ideal auch einmal Wirklichkeit gewesen. Wir sehen, wie in der ersten Christengemeinde die Reichen wirklich in herzlicher Liebe freiwillig das Ihre hingaben, daß es an die armen Gemeindeglieder verteilt werde. Sie hatten einander so lieb, daß sie es für unrecht hielten, wenn der eine mehr hätte als der andere.

Ap.-Gesch. 2, 44—45.
4, 32. 34—35.

Das ist wirklich ein herzerfreuendes Bild.

Hat sich die Sache bewährt?

Die Frage zu beantworten, lesen wir zuerst

Ap.-Gesch. 5, 1—4.

Also?

Es findet sich schon einer, der einen Teil des Erlöses unterschlägt. Er will die Ehre haben, Anteil am Gesamtgute, aber will nur ein kleines Opfer bringen.

Die Hauptfrage aber ist, wie die Gemeinde in Jerusalem bei dieser Einrichtung dastand, ob es ihr besser ging, als anderen Gemeinden.

Darauf antwortet

1. Korinther 16, 1—4.

Also? Sammeln muß Paulus, eine Steuer ausschreiben für die Gemeinde in Jerusalem, damit ihre dürftigen Mitglieder erhalten werden können.

Schade, daß ein so menschenfreundlicher Gedanke sich nicht bewährt hat!

Warum mag er sich nicht bewährt haben?

Die Armen werden weniger gearbeitet haben, die Not als Anreiz fiel ja weg. In der Not half die Gemeinde.

Die Reichen werden sich wohl auch weniger angestrengt haben. Der Gewinn als Anreiz fiel weg. Er kam ja der Gesamtheit zu gute.

Woran fehlte es dann?

Sie hatten keine Äcker mehr, auf denen sie säen und ernten konnten, und kein Geld mehr für das Geschäft.

V. Luthers Forderung.

Sondern ihm sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten.

1. Der Gelehrte saß im Schatten des Lampenschirms. Er schaute freundlich durch seine scharfen Gläser auf das Gesicht des Jünglings, der vor ihm stand und sprach: „Ich habe deinem Vater versprochen, daß ich meine Augen auf deinen Lebensweg halten will. Kaufmann willst du werden. Nun gut! Werde ein tüchtiger, ein guter, ein gewissenhafter!

Das erste, was ich dir geben kann, ist mein Rat. Bei Franke trittst du ein! Du möchtest lieber zu Meyer. Aber bei Franke mußt du tüchtig dran mit der Arbeit, es ist ein solides Geschäft, und du bekommst etwas unter die Hände. Dort kannst du vorwärts kommen.

Zwei Abende in der Woche sehe ich dich bei mir. Da sollst du mit Abendbrot essen. Aber dann sollst du mit mir arbeiten: Rechtschreibung und Stil, Handelsgeographie und Rechnen. Ich will dir Unterricht und Belehrung geben. Nur wer sich fortbildet, kommt heutzutage vorwärts."

2. Es ist 10 Jahre später. Haar und Bart des Gelehrten sind grauer geworden. Das sieht der hochaufgeschossene junge Mann mit stiller Wehmut, als er auf den Freund des Vaters blickt.

Der junge Mann sieht, wie der Freund des Vaters zum Schreibtisch geht. „Hier", sagt er, „du sollst aus meinem Hause nicht mit ganz leeren Händen gehen. Ein paar hundert Mark schenke ich dir zum Anfang deines Geschäfts. Ein paar tausend Mark borge ich dir zu 4%.

Und hier die Briefe nimmst du dir mit! Die kannst du beilegen, wenn du Waren bestellen willst. Es sind Empfehlungen, damit die Leute erfahren, daß du gewissenhaft und fleißig bist.

Und nun bleibe brav und tüchtig! Viel Glück zum Anfang! Und: Gott mit dir!"

Durch welche Mittel hat der Freund des Vaters dem jungen Kaufmann geholfen?

Durch Rat, durch Unterricht, durch Geldgeben und Geldleihen, durch Empfehlung, durch gute Wünsche.

Er hat seine Nahrungsquelle, seine Leistungskraft durch Rat und Unterricht gebessert. Inwiefern?

Seine Nahrungsquelle ist seine Leistungskraft. Indem er in das gute Geschäft zu dem tüchtigen Prin-

zipal kam, ward er selbst gewandter und geschickter. Durch den Unterricht lernte er mehr.

Er hat auch sein Gut, sein Vermögen und Geld gebessert durch Geben und Borgen von Geld und durch Empfehlungen. Zeige das!

Der junge Kaufmann hat gleich Geld in die Hände bekommen, so kann er fürs erste alles bar bezahlen. Das ist sehr viel wert.

Durch die Empfehlungen bekommt er Kredit.

Das ist vorbildliche Hilfe. Ihr Grundsatz heißt: „Hilf andren, daß sie sich selber helfen können!" Inwiefern ist's hier so?

Insofern, als er etwas Tüchtiges lernt und so eine feste Grundlage bekommt. Er aber muß nun selber arbeiten und streben, daß er sein Geschäft in die Höhe bringt.

Vergleiche diese Hilfe mit der, die die Reichen gaben zur Apostelzeit!

Gut und Nahrung helfen bessern ist nützlicher als alles verteilen. Denn nur so wird Streben geweckt.

Welches Gefühl muß den jungen Kaufmann erfüllen, wenn er am Grabe des Freundes des Vaters steht?

Das der Dankbarkeit: Du hast mir emporgeholfen. Dir danke ich, was ich bin.

3. Und das Geschäft ging empor und blühte auf, als schon längst der alte Gelehrte unterm grünen Rasen lag. Das Haus reichte nicht mehr zu. Es mußte angebaut werden.

Es war ein Glück, daß der junge Kaufmann einen Freund hatte, einen jungen Freund, einen Lehrer. Hört, was der ihm für Dienste erwies!

Einst ging er am späten Winterabend am Kaufmannshause vorüber. Da sah er Licht aus dem Speicher schimmern. Er pochte ans Fenster. Da verschwand das Licht. Der Lehrer wartete im Dunkeln eine ganze Stunde lang. Da schlich eine Männergestalt heraus, der Lehrer erkannte den Markthelfer. Am andern Morgen zeigte er's dem jungen Kaufmann an. Der Markthelfer ward entlassen.

Vor einer doppelten Gefahr hatte der Lehrer den Kaufmann behütet.

Davor, daß er bestohlen wird.
Davor, daß er abbrennt.

Nun paßte er auf den neuen Markthelfer auf. Da war ein tüchtiges Regenwetter. Der Kaufmann war über Land. Da sah der Lehrer die Mehlsäcke, die abgeladen waren, ohne Decke im Freien stehen.

Was er wohl getan haben mag?

Er hat mit Hilfe anderer die Säcke ins Trockene, in den geschützten Schuppen gebracht.

Vor welchem Schaden hat er den Kaufmann bewahrt?

Daß die Waren verderben.

Und einst hörte der Lehrer, wie jemand sagte: „In das Geschäft gehe ich nicht mehr. Wenn der Herr nicht da ist, muß man dort so lange warten, und die Leute sind auch unfreundlich."

Was wird er getan haben?

Er hat es dem jungen Kaufmann erzählt.

Und der?

Der hat nicht etwa losgezankt, sondern selbst scharf beobachtet und sobald er sich selbst überzeugt hatte, ernst und streng zu schneller, freundlicher Bedienung ermahnt.

Er hat eine Drohung hinzugefügt:

„Wer sich nicht nach meinen Befehlen richtet, fliegt aus dem Geschäft."

Und?

Und wenn es nötig wurde, hat er die Drohung auch wahr gemacht.

Der Kaufmann war fleißig und tüchtig, aber eine üble Gewohnheit hatte er: Das Kartenspiel. Da hörte der Lehrer: „Nehmt euch in Acht, bei dem steht es schlecht. Wer Geld von ihm zu fordern hat, der mag es sich schleunigst wiedergeben lassen. Er hat im Spiele viel verloren."

Der Freund, der Lehrer, erschrickt. Warum?

Er fürchtet für das Schicksal seines Freundes, des Kaufmanns.

Was tut er?

Er fragt ihn.

Zum Glück erfährt er, daß alles übertrieben ist. Aber das beruhigt ihn nicht.

Es ist doch etwas Wahres daran.

Er mahnt und warnt seinen Freund, den Kaufmann:

„Laß ab vom Spiel! Es ruiniert deinen Kredit und damit dein Geschäft!"

Und der hört auf den Rat des Freundes.

Er läßt das Spiel.

Vor welchen schlimmen Gefahren hat der Lehrer den Kaufmann bewahrt?

Davor, daß ihm seine Waren gestohlen werden oder sein Geschäft wegbrennt.

Davor, daß die Waren verderben.

Davor, daß die Kundschaft wegbleibt wegen Unfreundlichkeit oder Langsamkeit der Gehilfen.

Davor, daß der Kredit schwindet wegen seines Kartenspiels.

Wahrlich, große Dienste hat ihm der Lehrer, sein Freund, erwiesen. Zwar hat er ihm nicht sein Glück geschaffen, aber?

Aber er hat ihm geholfen, sein Glück zu bewahren.

Er hat ihm sein Gut behütet. Nämlich?

Die Waren vorm Gestohlenwerden, Verbrennen, Verderben.

Er hat ihm sein Geschäft (das ist nun seine Nahrungsquelle) behütet. Inwiefern?

Kredit und Kundschaft.

So wollen wir als Christen handeln.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten.

Nicht stehlen.

Nicht betrügen.

Geben.

Nicht alles weggeben.

So helfen, daß der andre sich selbst helfen kann.

B. Ausgestaltung.

1. Treue Genossenschaft im Ernst des Lebens.

(Aus dem 14. Jahrhundert.)

Ein Kaufmannsdiener hat ein armes Mädchen geheiratet gegen den Willen seines und ihres Brotherrn, er verliert darum den Dienst; da beweist das junge Weib den Mut einer wackern Hausfrau, sie tröstet den Gatten, sie werde ihm wohl durch Wollspinnen zu Hilfe kommen. Er findet einen gelehrten Pfarrer, der ihm ein Buch zum Abschreiben gibt und einen Gulden, um Papier zu kaufen. „Also kam ich heim zu meiner Hausfrau und sagte ihr, was ich erreicht hatte, da war sie froh. Und ich hub an zu schreiben und schrieb in derselben Woche vier Sextern des großen Papiers Kartaregal und brachte sie dem Herrn. Das gefiel ihm wohl. Und mein Weib und ich saßen zusammen, und ich schrieb, und sie spann, und wir gewannen oft drei Pfund Pfennige (2 Taler 10 Sgr.) in einer Woche, doch sind wir oft die ganze Nacht zusammen gesessen[1]).“

2. Unehrliches Schuldigbleiben.

1.

Schön rötet sich im Osten der Himmel, und noch immer sitzt der Meister auf seinem Schemel und näht und klopft und arbeitet. Der reiche Herr muß die Stiefel heute haben.

[1]) G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bei Hirzel, Bd. II, 1. Abteilung, S. 134.

Nun leuchtet das graue Haupthaar des alten Meisters im ersten Frühlicht. Er löscht die Lampe und steht auf. Noch wichsen muß er die Stiefel. Dann ist er fertig. Er reckt sich. Der Rücken ist ihm doch steif geworden. So eine durcharbeitete Nacht fühlen die alten Knochen. „Na, besser durcharbeitet als durchschwärmt."

Nun ist der Lehrjunge auch auf. Er macht sich fertig. Inzwischen schreibt der Meister mit steifer Hand die Rechnung. „So. Grüße den gnädigen Herrn! Ich lasse ihm glückliche Reise wünschen. Sobald er das Geld hingezählt hat, gibst du ihm die quittierte Rechnung. Aber nicht eher, damit kein Irrtum entsteht! Verstanden?"

Der Junge nickt und greift nach den Stiefeln, die rabenschwarz und glänzend dort stehen. „Trag' sie vorsichtig!" mahnt der Meister. „Sie sind schwarz wie die Nacht". „'s ja auch Nachtarbeit", scherzt er, während der Lehrjunge mit den Stiefeln hinausgeht.

2.

Nach einer Stunde kommt der Lehrjunge zurück, etwas niedergeschlagen und still. Er hat kein Geld bekommen. Der Herr hatte, trotzdem er nicht bezahlen wollte, die Rechnung durchaus haben wollen. Aber der Junge war pfiffig genug gewesen und hatte gesagt: „Nee, gnädiger Herr, bei unsern vielen Geschäften könnte ich mir irren. Ich nehme die Quittung wieder mit. 19 Mk. macht's." „Ohne Trinkgeld", hatte er etwas frech hinzugefügt.

Der Meister geht am nächsten Tage selbst in die Wohnung. „Der gnädige Herr ist fort. Wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. Es waren schon viele Leute mit Rechnungen da." Und so ist's. Und der Meister steht betrübt. Der Hauswirt, der Lederhändler, der Kaufmann warten auf Geld. Woher nun nehmen?

Die Nacht hat er durchgearbeitet, er in seinem Alter, und für das Leder und die Zutaten noch sein Geld eingebüßt.

3. Durch eigene Schuld mit fremdem Eigentum in Verdacht geraten[1]).

1. Ein Dreier.

1.

Es war Montags, wo die Schuhmacher gern „blau" machen, d. h. nur kurze Zeit arbeiten und dann in Bierwirtschaften gehen. Badler hätte gern auch „blau" gemacht, aber das ganze Vermögen der Familie Badler bestand nur in einem Dreier. Eben wollte die Mutter Ernst fortschicken mit dem Dreier, um für sich und die Kinder ein Dreierbrot zum Kaffee holen

[1]) Der böse Dreier oder „Ehrlich währt am längsten" von Julius Winkler. (Verband für Jugendhilfe, Dresden.)

zu lassen, als der Vater auffuhr: „Was, ein Dreierbrot? Ihr könnt Schwarzbrot essen, davon wird euch der Mund nicht federig werden." . . .

Im Kaufmannsladen an der Ecke der Schuhmachergasse stand der kleine Diener mit den rotgefrornen und geschwollnen Händen hinter der Ladentafel und sagte zu dem hereintretenden Ernst: „Ein Lot, nicht wahr, für einen Dreier?" nahm die Dose und ging hinter das Regal, um sie mit dem narkotischen Kraute zu füllen; denn er kannte die Dose gar gut, da sie tagtäglich in den Kaufmannsladen wanderte, tat unter den Schnupftabak ein bißchen „Senkteweh" (Sankt Omer, wollen die Leute sagen), fing mit Ernst ein wenig an zu schwatzen, nahm gedankenlos den Dreier, warf ihn durch die Ladentafelmündung in den Geldkasten, zog den Kasten auf und gab Ernst einen Dreier zurück. „Ich bekomme wohl nichts wieder?" sagte Ernst.

„War's nicht ein Sechser?" entgegnete der kleine Diener.

„Ach ja!" sagte Ernst, aber eine dunkle Röte überzog sein Gesicht. Ernst verließ herzklopfend den Laden, und als er auf die Gasse trat, war es ihm immer, als ob er wieder in den Laden gehen sollte und das Geld zurückgeben; denn eine innre Stimme sagte ihm: „Du hast unrecht getan!" Wiederum aber dachte er an das Dreierbrot, an seine Geschwister und sagte zu sich: „Warum ist der Kaufmannsdiener so dumm, er mag aufpassen, dazu ist er ein Kaufmannsdiener. Und was schadet es denn, wenn der Herr einen Dreier weniger hat? Das wird der reiche Kaufmann nicht merken." . . .

„Ernst!" sagte die Mutter, „wie geht das zu? Wo bekommst du das Dreierbrot her?" „Vom dummen Kaufmannsdiener", sagte Ernst zuversichtlich, als ob er eine gute Tat begangen hätte. „Er dachte, ich hätte ihm einen Sechser gegeben, und darum gab er mir einen Dreier wieder. Dem Kaufmann wird der Dreier nicht fehlen, wir aber können's brauchen."

„O Gott, Ernst, was hast du getan?" rief die bestürzte Mutter. „Wußtest und fühltest du nicht, daß dies ein Unrecht war?"

Ernst wurde sehr verlegen und bereute jetzt seine Tat und hätte sie gewiß gleich, als er aus dem Kaufmannsladen trat, durch Zurückgabe des Dreiers wieder gut gemacht, wenn ihn seine Liebe zu den Geschwistern nicht dazu verleitet hätte; denn er hatte es nur gut meinen wollen. Der Vater aber legte die Arbeit weg und rief: „Ernst! Hierher!" Zitternd trat Ernst näher und wagte den Vater kaum anzusehen. „Bube!" rief dieser, indem er eine Prise aus der frischgefüllten Dose nahm, „du willst also Leute betrügen? Du willst deinem Vater Schande machen? Arm sind wir wohl, aber betrügen wollen wir nicht! und den Knieriemen ergreifend, schlug er unbarmherzig auf Ernst los. Die Mutter wagte nicht, Einhalt zu tun; aber August und Christel umklammerten weinend des Vaters Knie und baten den aufgebrachten Vater, den armen Bruder nicht mehr zu schlagen. „Marsch, marsch!" rief er, „solche Betrüger, die ihren Eltern Schande bringen, muß man schlagen, solange man den Arm rühren kann. Ich will keine schlechten Menschen erziehen!" O, welche Jammerszene! Der arme Ernst, der schlagende Vater, der aufgebrachte, die jammernden Geschwister zu seinen Füßen und die händeringende und stillweinende Mutter! Endlich

warf der Vater den Knieriemen unter den Werktisch, ging mit großen Schritten eine Zeitlang im Stübchen auf und ab, nahm zuweilen eine Prise, ohne sich um den im Ofenwinkel kauernden und ächzenden Ernst zu kümmern, und setzte sich dann auf seinen Schemel, um seine Arbeit wieder zu beginnen. Es war totenstill im Stübchen, nur zuweilen unterbrach ein unterdrückter Seufzer die bange Stille. Der Kaffee und das Dreierbrot standen unberührt auf dem Tische. Auf einmal hielt der Vater mit arbeiten inne. „Ernst! August!" rief er.

Beide Knaben traten zu ihm heran. „Ernst! Auf der Stelle gehst du augenblicklich mit deinen Borsten und Pflöcken zu deinen Kunden und siehst, daß du etwas verkaufst; dann gehst du augenblicklich zum Kaufmann und gibst ihm den Dreier wieder. Jetzt wird es 5 Uhr sein, um 6 Uhr bist du wieder da!" August setzte seine Wollkappe auf, nahm einige Bündel Borsten und mehrere Schock Holzpflöcker, und beide gingen mit einem leisen „gute Nacht" zur Tür hinaus. . . .

2.

August war bald mit seinem Geschäfte fertig und kehrte mit dem verdienten Gelde fröhlich nach Hause zurück. Bei Ernst wollte es nicht so gehen. Er war schon bei mehreren Kunden gewesen, aber alle waren schon versorgt. Der Schuhmacher, bei welchem er zuletzt vorgesprochen, sagte ihm aber: „Gehe auf die äußere Pirnaische Straße, rechts in einem Bäckerhause wohnt ein Schuhmacher; dieser fragte dieser Tage nach guten Holzpflöckern." Ernst dankte und schlug seinen Weg nach jener Gegend ein. . . .

Ernst wollte nicht wieder ein Unrecht begehen, sonst hätte er dort sagen können, sie seien so arm und hätten kein Brot im Hause, oder sein Vater sei lange krank, wie es oft solch kleine Verkäufer machen, sondern er bat nur, ihm etwas abzunehmen, und wenn es nur für einen Dreier wäre. Die junge Frau aber entgegnete, da müsse er am Tage kommen, ihr Mann sei nicht zu Hause und schob den Jungen, dem sie gar nicht recht traute, zur Tür hinaus. Da stand der arme Ernst wieder vor der ins Schloß gefallenen Tür im Finstern, und die Tränen rannen von neuem. O! dachte er bei sich, hätte ich doch den Kaufmann nicht betrogen, so säß ich jetzt im warmen Stübchen und schnitzte Pflöcker, und mein Vater hielt mich für keinen schlechten Jungen, hätte mich noch lieb und hätte mich nicht so hart schlagen müssen!

An der Wand im Finstern sich mühsam forthelfend, war er bis an die letzte Treppe gekommen, plötzlich glitschte er aus, schlug mit dem Rücken auf die Treppenstufen, mit dem Kopfe gegen die Wand und rollte die Treppe vollends hinunter bis ins Haus. Vor Schmerz fing er laut an zu jammern. Da flog die Backstubentür auf, ein Dienstmädchen fuhr mit einem Lichte in der Hand heraus und sah den Knaben blutend im Hause liegen und die Borsten und Pflöcker rings um ihn her gestreut. „Herrjeses!" rief sie laut im Kamenzer Dialekt, „was ist denn hier für ein Unglück geschehen?" Sie hob den armen Ernst auf, leuchtete ihm ins Gesicht und rief, den Knaben

plötzlich wiedererkennend: „Ach du meine Güte, der arme Junge! Das ist ja der kleine Feuerrüpelverkäufer!“ Es war die Kamenzer Hannel, welche dem armen Ernst beigesprungen war. Auch Ernst erkannte sie wieder, und ein Engel hätte ihm seine Schmerzen nicht so lindern können als die Erscheinung der Kamenzer Hannel. . . .

„Sehen Sie, Frau Meistern“, sagte sie eintretend, „das kommt vom vielen Wassergießen auf der Treppe und vom Nichtsandstreuen. Jetzt konnten wir ein schönes Unglück haben.“ Hannel hätte gern noch recht viel gezankt, aber sie holte schnell frisches Wasser. Ernst mußte sich auf einen Lehnstuhl setzen, und nun legte sie Leinwandbäuschchen, in kaltes, frisches Wasser getaucht, auf Ernsts blutende Stirne. O, wie wohl tat dies dem Ernst! Er suchte immer nach Worten, um den Dank für den Stollen darzubringen. . . .

„Komm“, sagte Friedrich, „wir wollen weiter spielen. Du bist am Kartengeben. Draußen im Hause ist es kalt, und das Zeug können die Lehrburschen auflesen.“ Theodor gab die Karten, und sie spielten, ohne sich um den fremden Knaben ferner zu kümmern, ihr Spiel weiter. Als Ernst merkte, daß die Stirn nicht mehr blutete, wollte er hinaus, seine Pflöcker und Borsten aufzulesen; aber Hannel ließ es nicht zu und sagte: „Deine Sachen will ich dir auflesen, und morgen kannst du sie bei mir abholen.“ „Nein“, sagte Ernst ängstlich, „ich muß meine Pflöcker und Borsten heute haben, ich brauche sie!“ „Nun, so will ich dir helfen“, sagte die gute Hannel, nahm ihr Licht und sagte im Hinausgehen: „Wir wollen die faulen Jungen hier sitzen lassen, die nicht einmal so viel Mitleid haben, einem, der Schaden genommen, einen Gefallen zu tun.“ Aber Friedrich und Theodor hörten gar nicht darauf, und die Mutter sagte: „I, lasse sie doch, Hannel! Du siehst ja, daß sie beide in Strümpfen sind.“ Draußen beim Auflesen fragte Hannel: „Höre, mein Junge, wie kommt es denn, daß du so spät noch auf den Handel gehen mußt? Euch fehlt's wohl zu Hause an Brot?“ . . .

3.

Währenddessen war Ernst zum Kaufmann gekommen. Der Diener war nicht im Laden, aber der Herr. Ernst legte seine beiden Brote auf die Ladentafel und sagte verschämt: „Ich habe nach 4 Uhr ein Lot Schnupftabak geholt für einen Dreier, und da hat mir der Diener auf einen Dreier einen Dreier herausgegeben. Seien Sie nicht böse, hier ist er. Wollen Sie mir wiedergeben?“ Dabei legte er sein 4-Groschenstück hin. „Närrischer Kerl“, sagte der lächelnde Kaufmann, „wenn dir der Diener einen Dreier wiedergegeben hat, so ist es nicht deine, sondern seine Schuld. Mich geht dein Dreier nichts an.“ „O nein!“ sagte Ernst, „das wäre schlecht von mir, wenn ich den Dreier behalten wollte, da wäre ich am Ende gar ein Dieb, und mein Vater würde sehr böse sein, wenn ich den Dreier nicht zurückgegeben hätte.“

„Na“, sagte der Kaufmann, „das freut mich, kleiner Badler, daß ihr

ehrliche Leute seid. Ich will deinen Dreier nehmen, aber da du einmal da bist, so nimm deiner Mutter diese Tüte mit, sie hat sie vor einer Weile hier liegen lassen." Darauf gab er Ernst das Geld wieder auf sein Viergroschenstück und eine Tüte in die Hand und spaßte noch, indem er sagte: „Ihr habt wohl in der Lotterie gewonnen, daß ihr heute zwei große Brote auf einmal kauft." . . .

„Mutter", sagte Ernst, „ob mich wohl der Vater wieder lieb haben wird? Du kannst versichert sein, liebe Mutter, daß ich nie wieder schlecht handle!" „Tue dies nie wieder, mein Ernst", sagte die Mutter, „dann wird der Vater dich endlich gewiß wieder lieb gewinnen. Du bist kein böser Junge, aber auf schlimmem, gefährlichem Wege, in Gefahr, ein schlechter Mensch, ein Betrüger und Dieb zu werden. Darum danke Gott, daß du einen Vater hast, der dich straft, ehe es zu spät ist! Jetzt bist du traurig. Da denke an den Spruch: ‚Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die in Geduld in guten Werken geübt sind'." Unter solchen Gesprächen war die Schlafenszeit herangekommen, und die Mutter und die Kinder schlummerten längst, und sie hörten den Vater nicht, welcher sehr spät vom blauen Montag zurückkehrte. Denn von dem Viergroschenstück, das Frau Badler dem Ernst geschenkt hatte, hatte er zwei Groschen genommen und blauen Montag gemacht. . . .

2. Das Bodenschloß.

1.

Friedrich und Theodor, welche nicht glücklich waren im Maikäferauffinden, fingen an, mit Steinen auf die Kastanienbäume zu werfen, ohne sich um die Scheltworte der Vorüberwandelnden zu kümmern. Ja, der kecke Friedrich sagte sogar zu einer Frau, die er bald auf den Kopf getroffen hätte: „Geh'n Sie weg, wenn mit Steinen geworfen wird. Ich kann nicht wissen, wo der Stein hinfliegt!" Eben wollte die Frau auf den frechen Friedrich losgehen und ihren gerechten Zorn an ihm auslassen, Friedrich war auch schon bereit, ihr Grimassen zu schneiden, als plötzlich hinter ihm von einigen Kindern der Ruf ertönte: „Der Bettelvogt! der Bettelvogt!" Friedrich drehte sich wie der Blitz um und sah den Bettelvogt im grauen Rocke, mit einem spanischen Röhrchen in der Hand, dicht hinter sich. Ein panischer Schrecken durchfuhr ihn, und Fersengeld gebend, suchte er sein Heil in der schleunigen Flucht. Theodor war längst voraus unter einer großen Schar Schachtelträger, wovon ein Teil nach der Viehweide und ein andrer Teil nach Friedrichstadt, ein Dritteil aber nach den königlichen Ställen, vor dem Bettelvogt fliehend, schwenkte. Unter den letzteren befand sich auch Theodor, und am Holzhofe, der ehemals hinter den königlichen Ställen sich befand, holte Friedrich seinen Bruder, der sich mit andern Knaben hinter die Holzstöße versteckt hatte, ein. „Was lauft

ihr denn so sehr?" rief er prahlerisch. „Vor diesem elenden Bettelvogt fürchte ich mich schon lange nicht! Kommt, wir gehen auf den Zwingerwall, dort spielen wir etwas." . . .

2.

— Auffallend laut lärmend zog nun die ganze Knabenschar dem Zwingerwalle zu und bestieg denselben auf dem krumm hinauflaufenden Kanonenwege. Oben angekommen, schlug Friedrich vor, Räuber zu spielen. An den Spielen der Kinder erkennt man die Kinder selbst. Friedrich und zwei große Barfüßler waren die Räuber. Zwei andre Knaben stellten die Handwerksburschen vor, und Theodor mit den übrigen Knaben bildeten die Häscher. Das Spiel ging an. Friedrich und seine zwei Begleiter hatten sich in eine zerfallene Kasematte versteckt, und auf den Ruf der Handwerksburschen: „Hilfe! Hilfe!" wurden die Räuber verfolgt. Vom Zwingerwall aus erhob sich ein Sandberg mit halbverfallner Mauer, auf dem sich ein kleiner Garten mit einem Lusthäuschen befand. Diesen Sandberg erstieg Friedrich mit seinen Begleitern. Alle drei kletterten über die Mauer und faßten Posto hinter dem Lusthäuschen. Nach langem Suchen hatte sie Theodor entdeckt. „Kommt hierher!" rief er. „Hier oben sind sie!" Und jetzt wurde der Berg erstürmt, aber Steine und Sand wurde auf die Anstürmenden herniedergeworfen. Jetzt versuchte Friedrich, die Tür des Lusthäuschens zu öffnen, und siehe da, es gelang ihm sehr leicht, indem die Haspe des Schlosses aus dem halbverfaulten Holzgewände fiel. Die drei Knaben, welche jetzt zu wirklichen Räubern wurden, drangen hinein und durchsuchten das Häuschen. Drinnen stand ein zerbrochener Stuhl, ein kleines Tischchen, alte Blumennäpfe und auf dem Tischchen ein Schreibzeug und ein alter Leuchter. „Halbpart!" riefen alle drei zugleich und bemächtigten sich der Gegenstände. Im Triumphzuge trugen sie dieselben heraus. Friedrich machte noch das Klinkenschloß ab, welches er mitnahm, aber plötzlich wurden sie von dem mit den übrigen Knaben nachgestiegenen Theodor überfallen und festgehalten. Nach langer Gegenwehr führte sie der Trupp der Jungen unter großem Jubel und wildem Geschrei nach der verfallenen Kasematte, um dort Gericht über sie zu halten. Doch plötzlich stiebte der Zug der Räuber und Häscher auseinander; denn die Schildwache, welche auf dem Walle stand und den Lärm von fern gehört hatte, kam herbeigelaufen, diesem Unfuge zu steuern. Blitzschnell lief die ganze Schar den Kanonenweg hinunter; aber, o Schrecken! unten stand der Bettelvogt mit ausgebreiteten Armen, die Räubergesellschaft zu empfangen. So sehr sich der Bettelvogt auch Mühe gab, gelang es ihm doch nur, einen einzigen kleinen Barfüßler in einer wollenen Strickjacke einzufangen. Alles Sträuben, Weinen und Bitten half nichts, und der Knabe mußte mit auf die Polizei. Der Schrecken hatte aber so auf die Knaben gewirkt, daß sie sich nicht wieder zusammenfanden. Die meisten waren nach Hause gelaufen; und Friedrich mit dem Schlosse in der Hand und Theodor hatten sich nach dem kleinen Gehege geflüchtet. Hier machten sie endlich Halt, und Theodor meinte: „Es ist ordentlich ekelhaft heute, überall werden wir gestört."

3.

Als nun beide nach der Elbe zu gingen, um den müßigen Anglern zuzuschauen, begegneten ihnen auf einmal Badlers Kinder, Ernst, August und Christelchen. Sie hatten sich vom Vater die Erlaubnis ausgebeten und waren durch das große Ostragehege gegangen; zum ersten Male, daß ihnen der Vater erlaubt hatte, die Schönheit des Maies in diesem Jahre zu genießen, und er würde es auch nicht getan haben, wenn er nicht zu Hause die Stube ausgeweißt und den Ofen gekehrt hätte. „Schusterjunge", sagte Friedrich, „jetzt hättest du sollen dabei sein! Keinen von uns hat der Bettelvogt erwischt. Da kann er lange gucken, ehe er einen packt!" Und dabei warf Friedrich das alte Schloß ins Gras.

„Warum wirfst du denn das weg?" sagte August. „Kannst es kriegen", meinte Friedrich; „es ist von dem alten Lusthäusel auf dem Zwingerwalle."

„Ja", fuhr Theodor fort, „wir haben schönen Spaß gehabt", knöpfte sich die Weste auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Wir mußten aber auch einmal ausreißen!" „Ausreißen?" sagte Friedrich stolz und verächtlich. „Ausreißen vor dem Bettelvogt? Ich wäre nicht ausgerissen, wenn die andern nicht so ausgerissen wären! Hört, Schusterjungens", sagte er, „geht ihr ein bißchen mit hin, wo sie angeln?"

„Nein", sagte Ernst, „wir müssen nach Hause, wir dürfen nicht länger bleiben."

„Na, da macht, daß ihr fortkommt", sagte Friedrich grob, „sonst gibt's Piff-Paff mit dem Spannriemen." „Du!" rief er, nach Ernst sich umdrehend, noch nach: „Schusterjunge! An deiner Mütze klebt Pech!" Und unter lautem Gelächter über den rohen Scherz sprangen die Bäckerjungen der Elbe zu.

Badlers Kinder waren im Fortgehen begriffen, als August, umkehrend, zu Ernst sprach: „Höre, Ernst, wollen wir das alte Schloß liegen lassen und nicht mitnehmen?"

„Ach ja!" sagte Ernst, „es ist wenigstens altes Eisen" und kehrte mit um. Als sie das Schloß aufhoben, bemerkten sie, daß es gar kein Schloß sei, sondern nur eine alte Haspe mit einem Riegel. Ernst meinte: „Was sollen wir's liegen lassen? Wenn jemand anders es findet, so nimmt er es auch mit. Ich weiß, was ich mache, ich befestige es an meiner Lade auf dem Boden zu Hause. Die Klinke mache ich ab und behalte den Riegel." Er steckte das alte Schloß ein, nahm seine Geschwister an die Hand und wanderte nach Hause. Die Kinder kamen noch vor der Zeit ins Haus, die ihnen der Vater bestimmt hatte, und da der Vater noch nicht mit dem Weißen fertig war, so gingen sie auf den Boden, und Ernst machte, so gut es ging, das alte Schloß an seine Lade.

3. Ins Gefängnis.

1.

Vierzehn Tage waren seit jenem Sonntage vergangen. Es war vormittags um 10 Uhr, und Ernst Badler saß in seiner Freischule still auf der Bank und hörte aufmerksam dem vortragenden Lehrer zu. Da klopfte

es an die Klassentüre, und als der Lehrer hinausging, kehrte er mit erschrockener Miene zurück und rief: „Badler, komm' einmal heraus!" Ernst, welcher ein gutes Gewissen hatte, folgte schnell seinem Lehrer; aber, wer malt seinen Schrecken, als vor der Klassentür ein Polizeidiener stand, der ihn barsch nach seinem Namen und nach seiner Wohnung fragte. Als Ernst beides beantwortet hatte, fuhr der Polizeidiener, Ernst beim linken Arm fassend, fort: „Es ist schon richtig, komm' du nur mit mir!" Der gute Lehrer, dessen bester Schüler Ernst Badler vor vielen andern war, konnte dies nicht begreifen und fragte: „Aber, was hat denn der Junge getan? Ist denn etwas vorgefallen, daß er aus der Schule weggeholt wird? Müssen nicht erst die Eltern davon benachrichtigt werden?" „Das geht mich nichts an", sagte der Polizeidiener, „ich habe Befehl, den Schuhmacherjungen Ernst Badler auf der Stelle auf die Polizei zu bringen. Was er getan hat, weiß ich selber nicht, und seine Eltern werden es schon erfahren."

„Badler!" sagte der Lehrer, innig Anteil nehmend, „was hast du denn getan? Badler, sage mir's! Du bist ja immer ein guter Junge gewesen!"

Ernst sagte zitternd, aber mit aufrichtigem Auge seinen guten Lehrer anblickend: „Ich weiß nicht, was ich getan haben soll! Ich bin mir nichts Bösen bewußt!"

„So gehe mit Gott!" sagte der Lehrer und ging wieder in seine Klasse, sein Gesicht erheiternd, damit die Kinder nicht merken sollten, was mit Badler vor wäre. Aber einige der Schüler hatten durch die geöffnete Tür den Polizeidiener gesehen. . . .

2.

Währenddessen war Ernst ins Verhör geführt worden. Nämlich der Knabe in der Strickjacke, welchen der Bettelvogt eingefangen hatte, war auf die Polizei geführt worden, und da schon am andern Tag die Anzeige von der Beraubung und Demolierung des Gartenhäuschens auf dem Zwingerwalle erfolgt war, so wurde der Knabe befragt, ob er mit dabei gewesen sei. Um sich herauszureden, hatte er Beilers Jungen sowie die übrigen Knaben sämtlich genannt. Friedrich Beiler hatte aber im Verhöre ausgesagt, er habe das Schloß im Sande gefunden und unterwegs weggeworfen. Darauf hätte es Badlers Ernst weggenommen. So stand die Sachlage, als Ernst zum Aktuarius geführt wurde. Der Aktuarius saß hinter einem Holzgitter und schrieb emsig. Endlich sah er auf und sagte, die Feder hinter das Ohr steckend:

„Wie heißt du?"

„Karl Ernst Badler."

„Was ist dein Vater?"

„Schuhmacher."

„Wo wohnst du?"

„Kleine Schuhmachergasse 5, 3 Treppen hinten heraus."

„Hast du ein Schloß gefunden?"

„Ja."

„Wußtest du, wo das Schloß her war?"

„Ja, Beilers Junge sagte, es wäre von dem kleinen Lusthäusel auf dem Zwingerwalle."

„Was hast du mit dem Schlosse gemacht?"

„Ich hab's auf dem Boden an meine kleine Lade geschlagen."

Der Aktuarius klingelte und sagte zu dem eintretenden Polizeidiener: „Nehmen Sie mal den Jungen mit, er wohnt kleine Schuhmachergasse 5, III, und bringen Sie ihn mitsamt dem Schloß, welches er auf dem Boden an seine Lade geschlagen haben will, wieder hierher." Darauf tauchte der Aktuarius seine Feder in die Tinte, nahm einen neuen Bogen und schrieb. Ernst aber ward die Treppen heruntergeführt. Als ihn sein Bruder August sah, stürzte er auf ihn zu und fiel ihm laut weinend um den Hals. Der Polizeidiener wollte es ihm verwehren, aber August hielt sich fest an seines Bruders Hand und ging mit ihm durch alle Straßen bis an seiner Eltern Wohnung. Er ging mit ihm in treuer Kameradschaft und verleugnete seinen Bruder nicht, obwohl die Vorübergehenden die Knaben neugierig anstarrten und eine ganze Schar Kinder ihnen nachzog, die Worte flüsternd: „Badlers Jungen haben gestohlen!" —

Ernst trat leichenblaß mit August in das Stübchen, und der nachfolgende Polizeidiener sagte kurz: „Na, wo ist das gestohlene Schloß?"

„Gestohlen?" rief es wie aus einem Munde, und die Mutter sank lautlos auf den alten Stuhl zurück. Vor ihren Augen wurde es Nacht. Badler war vom Schemel aufgesprungen, und seine Lippen bebten krampfhaft. Endlich rief er wütend: „Gestohlen? Aha! Merkte ich nicht längst, daß er ein schlechter Bube werden würde? Also gestohlen hast du, schlechter Junge? Wohlan", sagte er kalt zum Polizeidiener, „so nehmen Sie ihn mit, daß er seine gerechte Strafe büße, und nun marsch! Nicht wieder kommst du mir unter die Augen! Nie komme mir wieder unter die Augen!" Der vernichtete Ernst sank auf seine Knie und konnte nur die Hände nach seinem Vater ausstrecken, aber kein Wort hervorbringen. Da riß ihn der Polizeidiener in die Höhe und sagte barsch: „Nun, wie wird es denn mit dem Schloß? Wo hast du es?"

Da wankte Ernst, von dem Polizeidiener begleitet, hinaus, machte das alte Schloß ab, und der Polizeidiener nahm es in Empfang. . . .

3.

Im Polizeihause wieder angekommen, mußte August in der Hausflur zurückbleiben; Ernst aber wurde wieder vor den Polizeiaktuarius geführt. Hier ging dasselbe Verhör wieder an, und die neuen Fragen waren:

„Hat dir Beilers Junge das Schloß gegeben?"

„Nein, er warf es weg, und da hob ich's auf."

Der Aktuarius besah das Schloß um und um, dann sagte er: „Das ist ja nur ein Riegel und eine Schloßplatte, und hier ist gefeilt worden?"

„Ja, sagte Ernst, ich habe die Klinke abgefeilt, weil sie halb zerbrochen war."

„Und was hast du mit der Klinke getan?"

„Die habe ich mit dem alten Eisen verkauft."

Der Aktuarius war fertig, schrieb lange, richtete sich dann auf und las dem Ernst, was er ausgesagt hatte, vor, und das Ende lautete: Wegen Zurückhaltung und Verkauf wissentlich gestohlenen Gutes acht Tage Gefängnis in der Büttelei. Ernst sah wie eine Leiche aus, aber er sprach kein Wort, er wollte nicht mehr reden, weil er fühlte, daß das Maß seiner Leiden voll sei. Er hätte das Schloß nicht aufgehoben, wenn ihn August nicht dazu beredet hätte; er hatte nicht gewußt, daß das alte Schloß, welches gar keinen Wert hatte, gestohlen war. Wie ein geduldiges Lamm ließ er sich in den Polizeiarrest bringen, um von da in die Büttelei abgeführt zu werden. Im Hause nur sprach er die Worte im Vorübergehen bitter lächelnd zu seinem Bruder: „Acht Tage Gefängnis!" Keine Träne netzte mehr sein trockenes Auge, kein Seufzer entglitt seinen stummen Lippen. Still trat er in das vergitterte Gemach, das der Schließer hinter ihm zuwarf.

4. Arbeit.

Von Ernst von Wildenbruch.

Gehe dahin mit der streuenden Hand,
schweigender Mann, übers schweigende Land,
säe, du Sämann!
Siehe, es wartet und hungert die Erde,
daß ihr Nahrung vom Menschen werde;
pflanze Brot ins harrende Feld!
Streue Zukunft hinaus in die Welt!
Saaten, schaff' Saaten!

Schwinge die Axt, in das blinde Gestein
trage den Tag und das Leben hinein,
schürfender Bergmann!
Drunten lagert auf seinem Schatze
Mammon, der Drache — unter der Tatze.
Raub ihm die Kohle, nimm ihm das Erz!
Mache der Erde versteinertes Erz,
mache es fruchtbar!

Du, mit der Bälge fauchender Wut,
treibe die Flammen zu brodelnder Flut,
Mann du des Eisens!
Sieh, wie die schmelzenden, wälzenden Schlangen
nach der gefesteten Form verlangen —
greifende Zange, Hammers Gewalt!
Zwinge in Form sie, in Leib und Gestalt!
Schmiede das Werkzeug!

Was sich auf Erden gepflanzt und gefügt,
in das Schiff, das Meere durchpflügt,
trage es, Schiffsvolk!
Werde des Meeres bittre Welle
nährender Gaben süß spendende Quelle,
Trage das Schiff den Strand zum Strand,
Wellen hinüber, Land zum Land,
binde die Arbeit!

Binde die Arbeit, Land zu Land!
Füge, du Arbeit, Hand in Hand!
Herzen zu Herzen!
Siehe, zerspalten in tausend Risse,
taumelt die Menschheit ins Ungewisse,
kein gemeinsamer Glaube eint,
keine Menschheitssonne mehr scheint
tröstend am Himmel.

Menschenseele, du, ganz entlaubt,
Menschenseele, die nicht mehr glaubt,
glaube ans Schaffen!
Nicht zum Erraffen und zum Erjagen,
nicht um blutende Wunden zu schlagen,
um zu erbauen die bessere Welt,
dazu als Brüder den Brüdern gesellt,
dienet der Arbeit!

Schaffende Arbeit ist Weltengebot,
ist Erlösung aus Qual und Not,
schaffet und wirket!
Schweigend dem Werke sich weihen und geben,
heißt im Gebet seine Seele erheben,
lautloses Suchen stummen Gebets —
Er, der alles versteht, er versteht's.
Sucht ihn im Schaffen!

5. Berechnung.

Warum kommen so viele mit dem Gelde nicht aus? Weil sie sich keine Berechnung, keinen Voranschlag machen. Ihr müßt genau überlegen, was ihr brauchen werdet, euer Geld einteilen und euch nach eurer Decke strecken. Schreibt euch die folgende Übersicht ab!

A. Ausgabe.

1. Wohnung und Aufwartung	18 %
2. Taschengeld (Baden, Haarschneiden, Genußmittel, Fracht, Porto, Schreibmaterial)	7 %
	25 %

B. Hausfonds.

3. Nahrung (Kaffee, Kakao, Butter, Brot, Zucker, Salz, Wurst, Speck, nämlich erstes und zweites Frühstück, Mittagessen, Vesper, Abendbrot)	40 %
4. Fortbildung (Bücher, Zeitungen, Vorträge, Theater, Konzert)	1 %
5. Unvorhergesehene Ausgaben (Gratulation, Teilnahme, Wohltätigkeit, Gastfreundschaft, Weihnacht, Neujahr)	1 %
6. Wäschewaschen	3 %
	45 %

C. Sparkassenfonds.

7. Steuern	5 %
8. Hausrat (Anschaffung, Instandhaltung)	1 %
9. Heizung	3 %
10. Beleuchtung	2 %
11. Kleidung (Anzüge, Überzieher, Kleiderreparatur, Schuhwerk, Schuhreparatur, neue Wäsche, Wäschereparatur, Hüte, Schlipse)	10 %
12. Gesundheit (Arzt, Zahnarzt, Apotheke)	2 %
13. Erholung (Ausflüge und Reisen)	3 %
14. Lasten und Ersparnisse (auch Unterstützung anderer)	4 %
	30 %

In wieviel Teile zerlegt ihr also euer Geld, wenn ihr's nach Hause bringt?

In drei (25, 45 und 30 %).

Warum müßt ihr das erste (unter A Angeführte) gleich ausgeben?

Wohnung und Aufwartung muß pünktlich bezahlt werden. Das Taschengeld kommt ins Geldtäschchen.

Den 2. Teil, den Hausfonds, legt man am besten in einzelne Kästchen und hebt ihn im Hause auf.

Zu welchem Zwecke?

Daß man für Nahrung, Bücher, Wohltätigkeit und Wäschewaschen das Geld herausnehmen kann, wenn man es braucht.

Den Sparkassenfonds zahlt man auf ein Sparkassenbuch ein. Warum?

Das Geld trägt dort Zinsen (3 %).

Ja, aber das ist nicht der Hauptgrund?

Dieses Geld braucht man erst in längeren Zeiträumen. Man kommt nicht in Versuchung, es anzugreifen. Es kann auch nicht wegkommen.

Wer im Sommer für Beleuchtung und Heizung nichts weggelegt hat, wäre übel dran.

Er hat sich an das Ausgeben im Sommer gewöhnt. Im Winter muß er sich nun doppelt einschränken.

Noch schlimmer steht's mit der Kleidung.

Wer sich einen Überzieher anschaffen will, aber nichts vorher dafür zurückgelegt hat, den reißt die große Ausgabe sehr hinein.

Ja, wenn es sehr kalt ist, wozu kann er da sogar kommen?

Daß er Schulden machen muß.

Welchen Grundsatz soll ein ordentlicher Mensch aber durchführen?

Wenn er irgend kann, alles bar bezahlen, was er kauft.

Aber für Gesundheit braucht ein gesunder Mensch doch nichts wegzulegen!

Doch! Spare in der Zeit, so hast du in der Not!

Eigentlich erspart hat er aber sehr wenig, wenn er auch viel auf der Sparkasse hat, darüber darf er sich nicht täuschen.

Nur 4 %. Also von 900 Mk. im Jahre nur 36 Mk. Es könnten aber 20 % dabei auf der Sparkasse liegen, also 180 Mk.

Immerhin! Auch 36 Mk. ist ein Anfang.

Freilich, wer seine Eltern unterstützen muß oder arme Geschwister, der kann nichts ersparen. Unter welcher Gruppe ist diese Ausgabe angeführt?

Unter Lasten.

Seid gewiß: Auf solchen Ausgaben ruht der Segen des Himmels!

Manche Posten (wie gerade dieser!) erscheinen recht klein.

3 Mk. monatliche Unterstützung an die Eltern ist nicht viel.

Was muß man tun, wenn mehr nötig ist?

Nach Nebenverdienst (Überstunden oder Arbeit nach Feierabend) sich umsehen. Oder: Eine andre Einteilung schaffen.

Ob Sonntagsarbeit in einem solchen Falle ein Frevel ist?

Gewiß nicht. Solche Sonntagsarbeit kann ein Gottesdienst sein. Und von Zeit zu Zeit kann der Mensch doch einmal, vielleicht abends, zur Kirche gehen.

Noch andre Posten erscheinen lächerlich klein.

Z. B. Fortbildung.

Warum klein?

Es ist doch so wichtig, daß man sich weiter bildet.

Was ist eben dem einzelnen unbenommen?

Er kann am Anfange des Jahres eine Verschiebung der Prozente vornehmen und die Sache sich anders einteilen.

Aus welchem Grunde ist aber nicht zu raten, weniger als 1 % für einen Posten wegzulegen?

Jeder Punkt muß erhalten bleiben, auch wenn ein Jahr lang nichts gebraucht wird.

Aus welchem Grunde ist zu raten, mitten im Jahre nicht ohne Not zu ändern?

Da wird leicht ein Durcheinander.

Welche Posten erscheinen euch noch besonders klein?

(Die Kinder äußern ihre Meinung.)

Wenn das Einkommen steigt, können diese erhöht werden. Zwei aber dürft ihr bei der Erhöhung nicht vergessen: Nr. 5 und 14. Warum?

Die Kasse für unvorhergesehene Ausgaben ist der Regulator an der wirtschaftlichen Maschine.

Was man spart, das bildet die Glücksgrundlage für die Zukunft.

Inwiefern muß die Einteilung sehr abgeändert sein, z. B. bei euren Eltern?

Da kommen viele Ausgaben hinzu, z. B. Schulgeld für die Kinder.

Ist nicht 40 % für Nahrung sehr viel?

Gewiß. Aber ordentliche Ernährung ist die Grundlage der Gesundheit. In manchen Gegenden sind die Lebensmittel recht teuer. Wenn sie billig sind, könnte man zugunsten der „Nahrung für die Seele" hier etwas kürzen.

Was hat das Ganze aber mit dem 7. Gebot zu tun?

Sehr viel. Wer eine ordentliche Wirtschaftsführung hat, der kommt nicht so leicht in Versuchung, am Gute des Nächsten sich zu vergreifen. Er kann auch mit dem Seinen leichter dem andern helfen[1]).

[1]) Die Prozentberechnung erweist sich zunächst als naheliegend. Doch ergeben die verschiedenen Fälle der Wirklichkeit des Lebens, daß zuweilen ein andres Ver-

6. Sparen.

1. 36 Mk. sind als Rücklage auf der Sparkasse gedacht. Wir wollen annehmen, ihr hättet nur 10 Monate Einkommen gehabt und nur 30 Mk. weggelegt. Wie wachsen diese 30 Mk., wenn gar nichts hinzukommt, in 10 Jahren bei Zurechnung der Zinsen und Zinseszinsen an?

1. Jahr	2. Jahr	3. Jahr	4. Jahr	5. Jahr	6. Jahr	7. Jahr
30,90	31,80	32,73	33,69	34,68	35,70	36,75

8. Jahr	9. Jahr	10. Jahr
37,83	38,94	40,08

Also? Nach 10 Jahren haben wir, ohne zu arbeiten, 10 Mk. an Zinsen gewonnen.

Lehre! Wenn es irgend geht, das Geld liegen lassen und nicht wegholen.

2. Es ist gedacht, daß ihr monatlich wenigstens 3 Mk. weglegt. Wieviel habt ihr dann mit Zins und Zinseszinsen?

In	1	Jahre	36	Mk.	51	Pf.	In 13 Jahren	569 Mk.	97 Pf.
„	3	Jahren	112	„	83	„	„ 15 „	678 „	75 „
„	5	„	193	„	77	„	„ 17 „	794 „	16 „
„	7	„	279	„	66	„	„ 19 „	916 „	62 „
„	9	„	370	„	77	„	„ 21 „	1046 „	52 „
„	11	„	467	„	43	„			

Also? Ein Vermögen von über 1000 Mk. ist der Lohn beharrlicher Sparsamkeit in 21 Jahren.

Wie kommt das? 36×21 ist doch bloß 756 Mk.? 290 Mk. 52 Pf. sind an Zinsen aufgelaufen in diesen 21 Jahren.

Von diesen 1046 Mk. 52 Pf. bekommt ihr jährlich über 31 Mk. Zinsen. Ob euch eure Eltern wohl einen schlechten Rat geben, wenn sie sagen: „Seid sparsam“?

---

fahren viel praktischer ist. Bekommt ein Gehilfe z. B. wöchentlich 21,80 Mk., so nimmt er besser als Einheit der Berechnung 0,20 Mk. Auf dieser Einheit baut er dann seinen Voranschlag auf, etwa: Wohnung 18 = 3,60, Taschengeld 6 = 1,20, zusammen 4,80 Mk. (Ausgabe). Nahrung 44 = 8,80, Wäsche 4 = 0,80, Unvorhergesehene Ausgaben 2 = 0,40, zusammen 10,00 Mk. (Hausfonds). Kleider und Schuhe 10 = 2 Mk., Steuern 5 = 1,00, Fortbildung 3 = 0,60, Ersparnisse 8 = 1,60, Erholung 4 = 0,80, Hausrat, Heizung, Beleuchtung 3 = 0,60, Gesundheit 2 = 0,40, zusammen 7,00 Mk. (Sparkassenfonds). Die Rechenstunde hat sich eingehend mit solchen Aufgaben zu befassen.

7. Emporarbeiten.

Hundert Jahre Krupp.

Von O. Ungnad.

Im Jahre 1911 waren 100 Jahre verflossen seit der Gründung einer deutschen Firma, die wohl wie keine weltbekannt geworden ist und wie keine geholfen hat, das Vertrauen auf die Gediegenheit deutscher Arbeit und deutscher Erzeugnisse über den Erdkreis zu tragen und zu festigen: die Firma Friedrich Krupp in Essen an der Ruhr.

Der Stammvater der Firma begann 1811 in seiner Schmiede eine Art Fabrikationstätigkeit. Den gewünschten Aufschwung nahm aber das Geschäft nicht, weil ein sehr langwieriger Prozeß und dadurch entstehende große Schulden die Tatkraft des Gründers lähmten. Und als er 1826 starb, hinterließ er seiner Frau und seinem damals 14jährigen Sohne Alfred eine kleine Eisenhütte, deren Betrieb viel mehr Sorgen machte, als daß sie etwas einbrachte. Die Witwe Friedrich Krupps hatte aber so viel Energie, das Geschäft zu erhalten und weiterzuführen, bis ihr Sohn 1848 selbst die Leitung übernehmen konnte. Nach seinen eigenen Worten fand Alfred Krupp „drei Arbeiter und mehr Schulden als Vermögen" vor. Er ging aber mit gutem Mut ans Werk. Auf einer 1851 in London veranstalteten Ausstellung stellte er bereits den größten Tiegelguß aus. Unter seiner Führung wuchs das Werk, wuchs der Ruf seiner Firma. Er fertigte hauptsächlich Kanonen, die von den Heeresleitungen aller großen Staaten sehr begehrt und vor andern Fabrikaten bevorzugt wurden. Kruppsche Kanonen bildeten bald die Grundlage der deutschen, österreichisch-ungarischen, italienischen und russischen Artillerie, und auch viele andere Staaten rüsteten ihre Armeen mit Krupp-Kanonen aus. Das Werk wuchs zusehends. Anfang der 60er Jahre wurde der berühmte Dampfhammer „Fritz" angelegt, der als der größte der Welt lange Zeit eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges war. Er ist erst kurz vor 1911 außer Betrieb gesetzt worden.

Im Jahre 1873 ließ Alfred Krupp unter das Bild seines Geburtshauses (das in anzuerkennender Pietät bis heute wohlerhalten wurde und wie eine kleine Idylle in dem heutigen rauschenden Riesenbetrieb liegt) folgende Widmung setzen:

„Vor 50 Jahren war dieses schlichte Häuschen der Wohnort meiner Eltern. Ich wünsche keinem von unseren Arbeitern die Kämpfe, welche der Eröffnung dieser Werke vorangingen. Vor 25 Jahren war der Erfolg, der schließlich — schrittweise und wunderbar — die Prüfung, Treue und das Festhalten an der Vergangenheit belohnte, noch mehr als ungewiß. Möge dieses Beispiel andere, die sich in Kümmernissen befinden, stärken! Möge es die Achtung, die man vor kleinen Wohnstätten haben soll, vermehren und Teilnahme erwecken für den ärmlichen Kummer, der leider so oft in ihnen wohnt! Dem allgemeinen Wohl soll die Arbeit frommen. Wenn Tätigkeit Glück bringt, so ist die Arbeit das Gebet. Möge jeder in unserer Gemeinschaft, der höchste wie der niedrigste, auf-

merksam und weislich danach streben, sein Wohlergehen durch Befolgen dieser Lehre sich zu verschaffen und zu erhalten! Wenn das geschieht, so würde mein größter Wunsch erfüllt sein. Alfred Krupp.

Essen, im Februar 1873. 25 Jahre nach Beginn meiner Tätigkeit."

Mit dem Wachsen des Betriebes kam man naturgemäß auch zur Herstellung anderer Dinge als der Kriegswaffen. Es wurden Achsen, Schienen, Schwungräder usw., alles von schwerster und stärkster Art, fabriziert. Als Alfred Krupp am 14. Juli 1887 75jährig in seiner Villa Hügel, die er sich unweit Essen in einem herrlichen Park errichtet hatte, starb, hinterließ er seinem damals 23 Jahre alten Sohn Friedrich Alfred ein Werk, das bereits zu den bedeutendsten deutschen Industrieunternehmungen gehörte. Daß der Erbe es verstand, den Betrieb im Sinne des Vaters fortzuführen und zu erweitern, wissen wir alle, da wir es miterlebten. Heute gehören zu dem eigentlichen Kruppschen Werk in Essen ein gewaltiger Schießplatz in Meppen, ein Stahlwerk in Annen, das Grusonwerk in Magdeburg-Buckau, das Hüttenwerk in Rheinhausen, die Germaniawerft in Kiel und verschiedene andere große Betriebe, wie Kohlengruben, Eisensteingruben in Deutschland und Spanien und eine Reederei in Holland. Mehr als 50000 Arbeiter und Beamte werden von Krupp beschäftigt. Eine Spezialität der Firma wurden im Laufe der Jahre die in der ganzen Welt gesuchten Panzerplatten. Nach dem letzten Willen des am 22. November 1902 verstorbenen Friedrich Alfred Krupp erbte seine Tochter Berta das Werk. Diese vermählte sich mit dem Freiherrn v. Bohlen-Halbach, der durch Kaiserliche Kabinettsorder die Genehmigung erhielt, zur Erhaltung des Namens Krupp diesen dem seinen beifügen zu können. Das Kruppsche Unternehmen wurde in eine Aktiengesellschaft mit 160 Millionen Mark Kapital umgewandelt, deren Aktien im Familienbesitz bleiben.

Die gewaltige Bedeutung des Kruppschen Werkes ist in diesen großen und ernsten Tagen des gewaltigen Krieges dem ganzen deutschen Volke aufgegangen[1]).

C. Anwendung.

A. Von eigenem Eigentum.

1. Erwirb dir Eigentum!

Strebe danach, dir Eigentum zu erwerben! (Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.)

1. Dort hinterm vollen Glase im Wirtshause sitzt ein Bauer. Dringende Feldarbeiten (Ackern, Säen, Jäten) rufen ihn. Er aber sitzt hier vom frühen Morgen bis zum späten Abend[2]). Schon ist

[1]) Weitere Stoffe siehe in dem Buche: Klemm, Kulturkunde. Dresden 1911, bei E. Heinrich.

[2]) Vergleiche König, Der Alkohol in der Schule. Straßburg i. E. bei Bull. 1912.

die günstige Zeit nahezu vorbei. Da ruft ihn sein Weib und bittet und weint. Er lacht dumm vor sich hin und bleibt.

Die trübe Zukunft dieser Familie könnt ihr ausmalen.

Das Geld wird vertan. Die notwendigen Arbeiten werden vernachlässigt. Die Felder tragen nicht viel Getreide, aber viel Unkraut. Die Ernte ist dürftig. Not kehrt ein.

Und dann?

Ein Stück Feld nach dem andern muß verkauft werden. Die Familie verarmt.

Inwiefern bestiehlt der Trinker seine eigene Familie?

Er nimmt das Geld, das zum Lebensunterhalt bestimmt ist und das seiner Familie mit gehört, ja für das sie mit gearbeitet hat, und schafft es ins Wirtshaus. Er verbringt dort die Zeit, in der er für die Seinen arbeiten müßte.

„Tagedieb du!" ruft ein erzürnter Mann, dem der Bauer Geld schuldet. Ein Schimpfwort. Aber Wahrheit!

Er stiehlt dem lieben Gott die Zeit.

Nun ein Gegenbild. Ein junger Arbeiter setzt sich am Sonntag Nachmittag ins Wirtshaus. Er ist geschickt, und jedermann hat Zutrauen zu ihm. Aber hier findet er leichtfertige Gesellen, die lustig erzählen und tüchtig trinken können. Hier gewöhnt er sich allmählich ein. Aber er hat einen treuen Freund. Der sucht ihn im Wirtshause auf und nimmt ihn mit ins Freie. Dort stellt er ihm alles vor.

„Nun, ist die Frühlingsluft nicht besser als Dunst und Qualm der Wirtsstube? Und das Wiesengrün nicht lustiger als das Grau der Wände? Und der Vogelsang nicht zarter als der rauhe Sang aus Bierkehlen? Laß uns wandern! Das erhält frisch und macht froh."

Am Montag Morgen?

Der junge Arbeiter fühlt sich nicht matt und zerschlagen. Er ist froh und munter.

Inwiefern hat sein Freund des Arbeiters Gut behütet?

Er hat unnütze Geldausgaben ihm erspart.

Inwiefern seine Arbeitskraft (seine Nahrungsquelle) behütet?

Der Alkoholgenuß macht müde und entkräftet.

Inwiefern wird Gut und Nahrung des Arbeiters auch gebessert?

Er kommt allmählich finanziell und körperlich in die Höhe, und sein Ruf wird ein guter.

2. Welche Eigenschaften versperren den Weg zum Gefängnis?

Willensstärke, Selbständigkeit.

Ich weiß noch mehr:

Wahrhaftigkeit, Fleiß, Sparsamkeit.

Wodurch aber werden solche Eigenschaften erworben?

In gutem Umgang und durch rechte Erziehung.

„Wer lügt, der stiehlt." Erkläre!

Diebe sind auch Lügner. Wer's mit der Wahrheit nicht genau nimmt, dem traut man nie. Man meint, ihm sei auch Stehlen zuzutrauen. Als Dieb kann einer gar nicht bei der Wahrheit bleiben. Wer immer an der Wahrheit festhält, kann gar nicht auf den Weg der Dieberei kommen. Die Wahrheitsliebe versperrt ihn.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang." Schon bei Kindern.

Keine Schularbeiten machen. Die Schule schwänzen. Überflüssige Zeit. Herumtreiben. Langeweile. Aufsteigendes Begehren. Gelegenheit (Gelegenheit macht Diebe). Mangelnder Einfluß der Lehre der Schule und des Elternhauses. (Die Kinder versäumen ja die Gelegenheit.) Schlechte Gesellschaft.

Die eigene Arbeit ist ein starker Verhau, eine feste Barrikade auf dem Wege zum Diebstahl.

Rechte Arbeit beschäftigt. Sie hält törichte Gedanken fern. Rechte Arbeit veredelt. Sie weckt gute Gedanken.

„Spare in der Zeit,
so hast du in der Not!"
Auch in der Seelennot!

Mancher ist in der Zeit des Mangels zum Diebe geworden. Er hatte verschwendet, als er Überfluß hatte. Verschwenden = verschwinden machen. Nun im Mangel kommen die Wünsche.

Wer regelmäßig zurücklegt, der hat, wenn die Zeit der Not oder der Wünsche kommt.

So ist auch Sparsamkeit ein Gitter, das den Weg zum Diebstahl versperrt.

3. In einem Verein von Jünglingen ist auch einer, der von den andern immer verlacht wird. Früh morgens, wenn er aufsteht, macht er seiner alten Mutter Feuer an. Da läßt er die Ofentüre offen und übt sich in Stenographie. Des Abends sitzt er über Büchern, sich zu bilden. Später nimmt er auch für sein Geld Stunden: Englisch und Rechnen und Buchführung. „Der ist dumm", sagen die andern.

„Der gönnt sich gar nichts." An manchem Regensonntage sitzt er und arbeitet, während die andern nicht recht wissen, wie sie die Zeit hinbringen sollen. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten", sagt das Sprichwort.

Gewiß, mancherlei Bedenken kommen auch uns gegen das Verhalten des jungen Mannes.

1. Leidet nicht vielleicht seine Gesundheit?

2. Hat er verständigen Rat eingeholt, daß er nicht etwa Unnützes und auf verkehrteste Weise lernt, sondern zähe einem erreichbaren Ziele zustrebt?

3. Lernt er nur und liest nichts, um auch seine Seele zu bilden? und: lernt er vielleicht jeden Sonntag und versäumt so die Erholung und die Erholung der Seele?

Wir können uns beruhigen. Alles das ist nicht der Fall. So ist er, der Verlachte, klüger als die andern.

Er strebt zur Höhe empor. So wie es Gott von den Menschen erwartet.

Die Jugendzeit ist die Saatzeit für den Menschen.

Er kann auf eine gute Ernte hoffen. Er wird seinen Weg schon finden.

4. Zu einem jungen Lehrer kommt ein Schulfreund, der Schriftsetzer geworden ist. „Ich hab's in der Schule dumm gemacht", sagt er, „das sehe ich jetzt ein. Ich habe liederlich meine Arbeiten gefertigt und in den Stunden nicht aufgepaßt. Du warst klüger. Du hast es zu etwas gebracht. Du mußt mir nun helfen. Du mußt mir Stunden in Rechtschreibung und Zeichensetzung geben. Ich bitte dich sehr darum. Ich will dich auch, so viel ich kann, für jede Stunde bezahlen."

Der Lehrer gibt die Stunden. Das Stundengeld, das der Schriftsetzer pünktlich bezahlt, legt er in eine Pappschachtel.

Als der Lehrgang beendet ist (der Schriftsetzer hat sehr fleißig gearbeitet), nimmt der junge Lehrer die Pappschachtel mit dem angehäuften Gelde und schenkt es dem Freunde.

Inwiefern handelt der Lehrer getreu der Gesinnung Jesu?

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Und nach Luthers Erklärung?

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten Gut und Nahrung helfen bessern."

Aber wir richten unsre Aufmerksamkeit ganz auf den Schriftsetzer.

Er handelt recht:

Er sieht seine Fehler ein.

Er sagt offen, wo es ihm fehlt.

Er scheut nicht Geld, nicht Zeit, sich fortzubilden.
Er ist fleißig.

So hat er sich geschickt gemacht, mehr zu leisten und mehr zu verdienen. So bekam er bald eine bessere Stelle und kam in die Höhe.

Vergeßt nicht, die rechte Lehre daraus zu ziehen!

2. Schütze dein Eigentum!

1. Ein Arbeiter, ein fleißiger, ordentlicher Mann, wird von andern aufgefordert: „Mach' doch den Sonntag die Schlittenpartie mit deiner Frau mit! Es wird sehr schön."

Einem Manne, der fleißig arbeitet, ist auch einmal eine Freude zu gönnen. Aber die Partie kostet Geld, und augenblicklich hat er keins übrig. Ein Arbeitskollege sagt: „Ich schieße dir's vor."

Was meint ihr?

Er soll's lieber nicht tun. Wenn man Schulden hat, hat man Sorgen.

Die Schlittenpartie sollte ihm Freude machen.

Aber er kann sich ihrer nicht recht freuen, wenn er das Geld erst entleihen muß.

Was ratet ihr?

Lieber jetzt verzichten. Das Geld aufsparen und dann im nächsten Jahre mit freiem Herzen eine Partie unternehmen.

Im Anschluß daran ein Wort vom Sparen. Warum ist es gut, wenn man sich einen Teil seines Einkommens regelmäßig zurücklegt?

Weil man dann in Zeiten des Mangels mit dem Gesparten sich helfen kann.

Und noch aus einem andern Grunde.

Um vorwärts zu kommen in der Welt, muß man Geld haben. (Geschäftsgründung, Gründung eines Hausstandes, Reisen in eine neue Stelle usw.)

In den Sparkassenbüchern stehen Tabellen über den Nutzen des Sparens.

Wenn jemand nur 1 Mk. am Ende jedes Monats zurücklegt und wenn diese 1 Mk. mit nur 3 % (Zins und Zinseszins) verzinst wird, so hat er

Dazu: regelmäßig zu sparen.

Freilich: Dann darf man dieses Geld nicht dazwischen etwa wegholen.

in 11 Jahren 155 Mk. (und 82 Pf.),
in 21 Jahren 348 Mk. (und 81 Pf.).

Wozu sollen solche Tabellen ermuntern?

Man kann aber sehr viel mehr Zinsen bekommen als 3 %.

Je höher der Zinsfuß ist, desto unsicherer ist gewöhnlich das Geld. Kleine Sparer, die ihr verdientes Geld aufsparen, sollen sich an staatliche oder städtische Anstalten halten.

2. Ein Beamter tritt in eine Spar- und Vorschußkasse ein. Jedes Mitglied hat eine Einlage zu machen von 200 Mk., die verzinst wird. Er hat dafür das Recht, wenn er Geld braucht, solches zu einem höheren Zinsfuß aus der Kasse zu entleihen.

Aber diese Kasse ist eine Gesellschaft mit unbeschränkter Haftpflicht. Jeder haftet mit seinem Einkommen und Vermögen für die Schulden der Kasse.

Nun ist der Kassierer ein unehrlicher Mensch. Eines Tages ist er mit dem ganzen Barbestand der Kasse entflohen und hat auf die Kasse viele Schulden gemacht. Die Kasse hat auch noch andere Verpflichtungen zu Zahlungen.

Jetzt sind die Mitglieder in schlimmer Lage. Nicht bloß, daß sie natürlich nichts mehr aus der Kasse entleihen können, sondern das Entliehene baldigst zurückzahlen müssen. Sie verlieren auch ihr eingezahltes Stammkapital.

Aber das Schlimmste ist: Sie haften mit ihrem Einkommen und Vermögen. Mit einem Male hat jeder von ihnen eine große Schuldenlast. Und diese Schuldenlast wächst. Denn wenn eines von den Mitgliedern stirbt, gehen seine Schulden auf die andern über.

Einige werden dadurch sehr bedrückt. Sie kommen in Schwierigkeiten. Die es ermöglichen können, verlassen den Ort, und andere nehmen sich sogar das Leben. Dadurch wachsen wieder die Schulden der andern. Unser Beamter muß nun monatlich 30 Mk. bezahlen. In 26 Jahren hat er über 4000 Mk. bezahlt.

Ein Rechtsanwalt sagt ihm, daß diese Schuld auch noch auf seine Kinder übergeht dem Wortlaut der Statuten gemäß, die der Beamte seinerzeit unterschrieben hat, ohne sie genau zu lesen. Der Beamte hat eine Lebensversicherung von 3000 Mk. Der Rechtsanwalt befürchtet, daß beim Tode des Beamten die Gesellschaft mit unbeschränkter Haftung die 3000 Mk. beanspruchen und der Familie wegnehmen werde. Er rät, noch bei Lebzeiten die Versicherung zurück-

zunehmen. Das geschieht. Sie erhalten nur 600 Mk., obwohl sie fast das Doppelte eingezahlt haben.

Bald darauf stirbt der Beamte. Die Kinder verzichten auf den Nachlaß des Vaters durch Erklärung auf dem Amtsgericht; denn sonst hätten sie die Schuld auch noch wieder auf sich genommen.

Am Grabe des Beamten spricht der Bürgermeister des Ortes, und es sprechen noch andre warme und herzliche Worte.

Der Mann wird also von den andern Leuten nicht verurteilt. Könnt ihr das verstehen?

Er verdient aller Mitleid. Wir überlegen, wie wir uns vor solchem Unglück hüten.

Aber gewiß. Er hat doch ganz ehrenhaft und gut gehandelt und ist ohne seine Schuld in das Unglück geraten.

1. Alles genau durchlesen, was wir zu unterschreiben haben.
2. In keine Gesellschaft mit unbeschränkter Haftung eintreten. Auch bei einer Genossenschaft mit beschränkter Haftung es sich genau überlegen.
3. In zweifelhaften Fällen rechtzeitig bei einem Rechtsanwalt sich erkundigen.

3. Ich erzähle auch noch einen zweiten Fall, bei dem eine Familie ohne alle Schuld in wirtschaftliche Not gekommen ist.

Zu einem Professor kommt ein Freund: „Ich kann eine gute Stelle antreten in einem Bankinstitut. Aber die Bedingung ist, daß ich vorher eine Geldschuld, von der die Bank Kenntnis erhalten hat, begleichen muß. Nun will ich das Geld, es sind 5000 Mk., gar nicht von dir haben. Eine bekannte Familie gibt das Geld her." „Nun dann ist's ja gut", sagt der Professor. „Aber was soll ich dann dabei tun?" „Du sollst dich dafür verbürgen, daß ich das Geld zurückzahle. Aber das ist ja nur Formsache. Ich habe schon einen Bürgen, aber zwei müssen den Bürgschein unterschreiben. Es ist, wie gesagt, gar keine Gefahr dabei."

Der Professor unterschreibt nach kurzem Besinnen das Schriftstück. Jahre sind dahingegangen. Niemand hat wieder etwas von der Sache gehört; der Professor ist gestorben. Die Witwe und ihre beiden Töchter leben von der mäßigen Pension des Vaters. Der einzige Sohn studiert noch.

Da erscheint eines Tages bei ihnen ein Mann mit einem Papier. Es ist die Bürgschaft. Der Kassierer hat nur 500 Mk., $^1/_{10}$ also, abgezahlt. Krankheit in seiner Familie und mancherlei Unglück haben ihn an weiteren Zahlungen gehindert. Er ist jetzt arbeitsunfähig und dauernd invalid. Der andre Bürge ist im Armenhause ohne Erben

und ohne Erbschaft gestorben. Nun haftet (nach dem Wortlaut der Bürgschaft) des Professors Familie.

Der Sohn erklärt: „Ich will alles abzahlen. Nur jetzt kann ich noch nicht. Ich muß erst studieren, um dann etwas zu verdienen."

Keiner in der Geschichte hat unrecht gehandelt. Und doch ist Unheil entstanden und jahrzehntelange Sorgen. Wodurch?

Dadurch, daß der Professor die Bürgschaft unterschrieb, daß der Kassierer starb und auch der andre Bürge.

Lehre?

Nur dann bürgen, wenn man das Geld hinlegt und im Geiste verloren gibt.

Dann nämlich freut man sich auf jeden Fall.

Wenn die Summe bezahlt werden muß, daß man sie da hat. Wenn sie nicht bezahlt werden muß, daß man das Geld behält.

Aber entspricht denn das der christlichen Weltanschauung? Man soll doch dem Nächsten aus der Not helfen.

Gewiß. Aber nicht so, daß man unnötig sich selber gefährdet und die Seinen.

Und der wohlwollend Denkende kann ja ruhig dem Unglücklichen helfen.

Er schenkt ihm so viel er kann und mag.

Warum ist aber Bürgschaftleisten eine sehr bedenkliche Sache?

Weil das so harmlos aussieht: „Ich brauche nur deine Unterschrift." An das Bezahlenmüssen denkt niemand.

Und dann?

Dann kommt die Forderung gerade in dem Augenblick, wo man sie am wenigsten erfüllen kann.

4. Die Frau des kleinen städtischen Beamten sitzt so recht behaglich in ihrem schattigen Zimmer. Die Fliegen summen. Es ist eine drückende, gliederlähmende Hitze. Aber hierher sendet die Nachmittagssonne nur einen einzigen grellen Strahl dort durch die Lücke im Rollvorhang. Sonst ist tiefer, wohltätiger Schatten.

Sie überblickt das Zimmer. Was sie sich alles geschafft haben in diesen Jahren! Die hübschen Möbel alle! Und die paar tausend Mark, die sie als ihr Erbteil mit in die Ehe gebracht hat, liegen noch unberührt auf der Sparkasse. Davon können die Mädels einmal etwas lernen.

Da schreckt sie der schrille Schrei der Klingel aus ihren freundlichen Gedanken. Wer mag das sein? Um diese Zeit bei dieser Hitze!

Es ist der Ehemann der Schwester ihres Mannes, der Kaufmann aus der Großstadt. In Sorge ist er. Das Geschäft ist nicht gut

gegangen. Wechsel muß er einlösen. Wenn er nur diesmal herauskommt aus den Schwierigkeiten. Dann ist ihm sicher geholfen. „Du, ihr könntet mir helfen. Ihr mit euren paar tausend Mark. Ich würde euch höhere Zinsen zahlen. Und ihr bekommt es wieder ganz sicher und sehr bald."

Sie bleibt kühl und ruhig. Sie denkt an ihre Kinder. Sie bringt es übers Herz, den Verwandten abzuweisen.

Aber dann am Abend kommt ihr Mann nach Hause. Er ist so gut, so gut. „Wir müssen unsern Verwandten helfen, wenn sie in Not sind." Als der Kaufmann abreist, hat er die Zusicherung.

Und nun kommen stürmische Tage. Die Frau widerrät. Der Mann: „Wir müssen unser Wort halten. Und wir bekommen ja unser Geld wieder." Das Geld wird gekündigt und abgeschickt. Ein kurzer Dankbrief. Dann Schweigen.

Es sind 6000 Mk. 5% wollte er Zinsen geben. Das sind jährlich 300 Mk. : 12 = 25 Mk. monatlich. Er müßte doch schon die ersten Zinsen geschickt haben. Ein Mahnbrief. Dann kommt das Geld mit kurzer Entschuldigung: Keine Zeit! Erneute Mahnung im nächsten Monat. Ein Entschuldigungsbrief: „Die Geschäfte gehen doch zu schlecht. Bitte, wartet!" Was bleibt übrig, als zu warten? Im dritten Monat neuer dringender Mahnbrief. Keine Antwort.

Dann meldet's die Zeitung: Konkurs ist angesagt.

Und dann geht im Bankerott das ganze Geld verloren!

Hat der kleine Beamte nicht mit wahrhaft christlichem Herzen gehandelt?

Ganz gewiß. In dieser Hinsicht können wir ihn loben.

Aber?

Er hat es an der nötigen Vorsicht fehlen lassen.

Wieso?

Er versteht nichts von Kaufmannsgeschäften. Ein Sachverständiger hätte die Geschäftsbücher prüfen müssen, um festzustellen, ob es überhaupt noch einen Sinn hatte, in dieses Geschäft Geld zu leihen.

Trotz des großen Opfers von dem Vermögen der Frau ist dem Kaufmann in nichts geholfen worden.

Jetzt steht er ebenso blank da, als wenn ihm nichts gegeben worden wäre.

Falls das Geschäft wirklich unrettbar verloren war, wann wäre da eine Hilfe und Unterstützung anzuraten gewesen?

Nach dem Zusammenbruch.

Und da wären nicht so große Summen erforderlich gewesen. Darum? Wenn du helfen willst, hilf nicht blindlings, sondern mit Klugheit!

Wir beurteilen die folgende Zeitungsnachricht:

5. *** L. H. . . ., Dresden. „Ich erhielt folgenden Brief aus Madrid und bitte um Abdruck zur Warnung leichtgläubigerer Seelen, als ich bin." — Na, meinetwegen möge es noch einmal oder vielmehr: wieder einmal geschehen. Der Brief lautet wörtlich: „Wegen Bankrott als Gefangener in hier, bitte ich Sie, mir zur Zurückziehung von 800 000 Franken zu verhelfen, welche Summe ich in Banknoten in meinem auf einem französischen Bahnhofe lagernden Koffer besitze! Um dies zu ermöglichen, ist es unbedingt nötig, daß Sie hierher kommen, um durch Bezahlung der Prozeßkosten mein hier mit Beschlag belegtes Handgepäck auszulösen, um auf diese Weise in den Besitz meiner Reisetaschen zu gelangen, worin sich in einem Geheimfache der Gepäckschein, der zur Zurückziehung des obigen Koffers absolut erforderlich ist, befindet. Als Belohnung gebe ich Ihnen den dritten Teil obiger Summe. In der Befürchtung, daß Sie meinen Brief nicht erhalten könnten, will ich erst Ihre gütige Rückantwort abwarten, worauf ich meinen vollständigen Namen unterzeichnen und Ihnen mein ganzes Geheimnis anvertrauen werde. Da ich Ihre Antwort nicht direkt im Gefängnis empfangen kann, bitte ich Sie, nachfolgendes Telegramm an meine Vertrauensperson, welche Sie nachher kennen lernen werden, zu senden, die mir solches mit aller Zuverlässigkeit überbringen wird. Ich anempfehle Ihnen strengste Verschwiegenheit und bitte Sie wiederholt, mir nur durch Telegramm, aber auf keinen Fall brieflich zu antworten. Adresse und Text des Telegrammes, welches Sie mir senden werden: A. Benavente-Ponzano 36 y patio — Madrid. Sicher: H. . . . Ihrer sofortigen Rückantwort gerne entgegensehend, verbleibe bis auf weiteres ergebenst R. de S. 26. 1.—914." — Der Brief beweist leider, daß die Dummen wirklich nie alle werden. Ab und zu muß den spanischen Gaunern, trotz aller seit einer Reihe von Jahren in den Blättern erlassenen Warnungen, doch noch ein Gimpel ins Garn laufen. Denn wenn sich das „Geschäft" nicht lohnte, würden sich die Banditen wohl hüten, Porto dafür zu verausgaben. Verwunderlich bleibt es trotz alledem, daß ein Mensch, der kein Idiot ist, auf einen so riesig dummen und plumpen Schwindel hereinfallen kann.

3. Verwende dein Eigentum in rechter Weise!

1. Denkt euch, ihr wäret mit einem Male Millionäre. Was würdet ihr mit eurem Gelde beginnen?

Die Kinder führen aus:

a) Wir würden unser Geld „auf die Sparkasse" tun, das Kapital nicht angreifen und das Geld nicht verschwenden.

b) Wir würden uns ordentliche, schöne, haltbare Kleider kaufen, eine gesunde, ruhige, sonnige Wohnung einrichten, „solide", einfach-schöne, gutgearbeitete Möbel anschaffen.

c) Wir würden den Eltern dauernd Geld geben, regelmäßig monatlich, daß sie nicht mehr zu arbeiten brauchen. Den Verwandten würden wir Geldgeschenke machen, daß sie sich mitfreuen können. Soweit sie arm sind, würden wir ihnen auch durch dauernde Beihilfen unter die Arme greifen.

d) Wir würden uns „Theater und Vergnügen" gönnen, manchmal auch Kino.

e) Wir würden eine Sommerfrische aufsuchen und uns dort in frischer Luft erholen. Auch würden wir Länder bereisen, die wir in der Erdkunde kennen gelernt haben.

f) Andere führen noch an: Fahrten auf einem Seeschiffe und „einmal auch in einem Zeppelin".

g) Die Gefahren des Reichtums werden so angedeutet:

„Ich würde nicht zu viel essen, das macht krank."

„Ich würde doch regelmäßig arbeiten, sonst ist das Leben langweilig, und immer Vergnügen ist für niemanden gut."

2. Ihr habt sehr hübsche Gedanken darunter. Aber nun denkt einmal. Ein berühmter Milliardär hat einmal gesagt: „Es ist viel leichter, eine Million zu erwerben, als eine Million vernünftig auszugeben".

Könnt ihr euch denken, was er meinte? Vielleicht versteht ihr's leichter, wenn ihr folgende Zeitungsnotiz lest:

— Keinem unbekannten Bettler eine Gabe! Der Verein gegen Armennot und Bettelei erläßt folgende Mahnung: „Die Hausbettelei scheint in Dresden wieder einmal sehr zugenommen zu haben. Wenigstens mehren sich aus den Kreisen der Bürgerschaft die Klagen hierüber, besonders leidet offenbar das Münchner Viertel unter der Plage. Von dort wohnenden Mitgliedern gelangten in letzter Zeit an den Verein gegen Armennot und Bettelei direkt Anfragen, wie man sich der geradezu belästigenden Zunahme der Ansprechenden und Hausierer, die vielfach noch dreister als die Bettler auftreten, mit Erfolg erwehren könne. Ganz mit der Wurzel wird sich das Übel ja nie ausrotten lassen; immer kann es sich bei seiner Bekämpfung nur um oberflächliche Maßregeln handeln. Neben schärferer Fahndung auf Bettler seitens der Polizeibeamten und größerer Zurückhaltung der Behörden in der Erteilung von Gewerbescheinen an Hausierer,

denen in der Tat das Angebot ihrer meist geringwertigen Artikel nur der Zweck zur Erlangung von milden Gaben ist, bildet das beste Abwehrmittel die Selbsthilfe des Publikums. Jederman sollte es sich zum Grundsatz machen: Keinem unbekannten Bettler eine Gabe! Gegen Verabreichung von etwas Essen, das von dem Ansprechenden an Ort und Stelle verzehrt werden muß, läßt sich noch am wenigsten einwenden; wenn man aber abgelegte Sachen, die auf den bekannten Bettlerbörsen häufig unter den Pennbrüdern meistbietend versteigert, sonst aber zum Althändler getragen werden, oder gar Bargeld gibt, so erweist man sich, den Ansprechenden selbst und der Allgemeinheit damit einen schlechten Dienst; man zieht dadurch nur andere Bettler vor seine Tür, leistet ungewollt der Trunksucht Vorschub und erleichtert zum Nachteil der gesamten Einwohnerschaft oft bloß den Arbeitsscheuen und Tagedieben ihr verwerfliches Geschäft. Der Verein gegen Armennot und Bettelei, der in der Bekämpfung der Hausbettelei mit eine seiner Hauptaufgaben sieht, warnt deshalb nachdrücklich, unbekannten Bettlern aus falsch angebrachtem Mitleid oder Angst Gaben in Geld oder Sachen zu verabreichen und bittet dringend, ohne Unterschied alle Ansprechenden seiner Geschäftsstelle zur Erörterung ihrer Verhältnisse und nach Befinden zur geeigneten Unterstützung zuzuweisen."

Wenn wir unser Frühstück verzehren und ein blasses, mageres, hungriges Kind steht dabei, das nichts hat, was werden wir ohne weiters tun?

Dem armen Kinde ein tüchtiges Stück davon geben.

Und eure Eltern werden sicher einen alten Mann in dürftiger Kleidung nicht von der Tür weisen, der im kalten Winter zitternd um einen Schluck warmen Kaffee bittet.

Nein, sie werden ihn hereinrufen und ihm warmen Kaffee geben und vielleicht ein Stück Stollen oder ein Stück Butterbrot dazu.

Aber Geld soll seine Gefahren haben?

Ja, mancher törichte Bettler vertrinkt das Geld und wird unglücklicher, als er war.

Wenn sich das Betteln recht sehr lohnt, hat es noch weitere Gefahren für den Bettler.

Er verlernt das Arbeiten. Er kommt bettelnd ja besser durch die Welt.

Und für die Arbeiter auch.

Sie sehen, daß Betteln lohnender ist und sagen sich: Da lassen wir die Arbeit auch lieber sein.

Mancher arme Mann konnte aber doch sehr wohl Geld brauchen.

Zum Nachtlager. Oder zu einer nötigen Fahrt zu einer Arbeitsgelegenheit.

Aber was kann man nun wieder nicht wissen?

Ob der Mann das Geld nötig hat oder ob's ihm schädlich ist.

Ja, warum untersucht der, bei dem gebettelt wird, die Sache nicht genau?

Dazu gehört wieder sehr viel Zeit und Lauferei.

Also?

Er gibt lieber ein paar Pfennige und ist den Bettler los.

Seht: Geben ist auch nicht immer die wahre christliche Bruderliebe. Würde Jesus wohl einen Bettler mit ein paar Pfennigen abgespeist haben? Recht zu forschen und recht zu helfen, dazu sind die Vereine da.

Sie untersuchen die Sache genau, geben Nachtlager und Abendbrot und verschaffen dem Bettler Arbeitsgelegenheit.

Denn der oberste Grundsatz ist: Hilf dem Nächsten so, daß er sich selber helfen kann!

Aber damit, daß man nun seine Steuer in einen Verein gibt, ist's auch noch nicht getan. „Herz für die Armen haben, wie der Herr! Sie aufsuchen in ihrer Not! Ihnen aufhelfen, körperlich und geistig, sittlich und finanziell!" Aber das alles ist schwer.

3. Es gibt noch so viele Gelegenheiten, Gutes mit Geld zu tun! Verein zur Bekämpfung der Lungenkrankheiten, Innere Mission, Lutherverein (Hilfe für die deutschen evangelischen Glaubensgenossen), Kinderpflegeverein, Sammeln für Holz im kalten Winter usw.

Und wer mehr hat: Stiftungen für begabte Knaben und Mädchen, daß sie im Leben vorwärts kommen.

Und wer wenig hat, aber in seiner Dankbarkeit an der Schule etwas tun will?

Ein Bild, eine Summe Geldes zu Büchern schenken.

4. Ihr habt ganz recht gesagt: Erst aber muß man an die Eltern denken, daß die nicht zu darben oder sich zu sorgen brauchen. Und an die Geschwister und an die Verwandten.

Und man soll sich selbst nicht vergessen. Vor allem darf man nicht versäumen, daß man mit seinem Gelde etwas Tüchtiges lernt, damit man vorwärts kommt in der Welt.

Und dann, wie ihr schon gesagt habt: mit einfachen Mitteln sich ein schmuckes Heim bereiten.

Der Mensch braucht ein Plätzchen,
und wär's noch so klein,
wovon er kann sagen:
„Sieh hier, das ist mein!
Hier leb ich, hier lieb ich,
hier ruh' ich mich aus,
hier ist meine Heimat,
hier bin ich zu Haus."

5. Heute läuten die Glocken so feierlich, als meinten sie's gut, recht gut mit dem, dem sie den letzten Gruß bringen. Der alte Armenhäusler wird in die kühle Erde gesenkt. Er hatte mit vollen Händen gegeben und geholfen, wo er konnte, ja auch da, wo er eigentlich nicht konnte. Da ward sein Bauernhof vertan, die Kinder lernten nichts und verkamen.

Sein bester Freund, ein Großbauer aus der Nachbarschaft, steht auch mit am Grabe. Der hat's anders gemacht. Er hat gespart und zusammengehalten und ist vorwärts gekommen. Und er hat sein Geld angewendet, was Ordentliches zu lernen. Und von seinem Überfluß hat er immer noch etwas für die andern übrig gehabt. Er kann mit ruhigem Gewissen an den Verstorbenen denken, er hat viel an ihm getan.

„Er war für diese Welt zu gut, unser lieber, toter Freund", sagt er im Weggehen zu seinem eigenen Sohne.

Wir aber sagen: „Zu schwach, zu weich, zu weltfremd, zu unerfahren. Das gute Herz tut's nicht allein, es muß auch etwas Verstand dazu kommen."

B. Andrer Eigentum.

4. Achte des andern Eigentum!

1. Im Gefängnis. Dort sitzt ein Betrüger. Er hat einen Bauern betrunken gemacht und ihm eine Unterschrift abgelockt. Weil er aber Ort und Datum gefälscht hat, sitzt er hier.

Neben ihm sitzt ein junger Kaufmann, den Kopf in die Hand gestützt. Kartenspiel, viel Bier und Wein. Die ganze Barschaft verloren, Ehrenschulden. Dann ein Griff in des Herrn Kasse. Unterschlagung! Gebranntmarkt für's Leben!

Hier ein junger Tischlermeister. Ein so fleißiger, tüchtiger Mann! Jammerschade um ihn. Jeder hatte ihn gern gehabt. Gern lieh man ihm das Geld zur Geschäftsgründung. Und wie blühte das Geschäft auf! Die besten Möbel mußte man bei ihm bestellen. Dann kam der Frühschoppen. Da traf er sich mit seinesgleichen im Wirtshaus. Da ward gezecht. Das Geschäft ward vernachlässigt. Der umnebelte Kopf konnte nicht mehr so arbeiten. Das Geschäft ging zurück. Der Mann ward zahlungsunfähig, bankerott. Manche Witwe verlor ihren Notpfennig. Im Alkoholrausch hatte er Geld und Schmucksachen auf die Seite gebracht. Betrügerischer Bankerott: Gefängnis.

Und da der Einbrecher, der Schmied: Im angeheiterten Zustande war er von seinen Genossen geworben worden zu der schlimmen Tat.

Nun hatte er Wort halten wollen. Als er am Schreibtisch gestanden hatte, hatte das elektrische Licht aufgeleuchtet. „Entdeckt!" Als er zum Fenster hinausgesprungen war, hatte ein leiser Pfiff geklungen. „Umstellt!" Als er hatte fliehen wollen, hatte eine schwere Hand sich auf seine Schulter gelegt. „Gefangen!"

Welche Entschuldigung werden sie anführen, der Güterhändler (Fälscher), der Kaufmann (Unterschlager), der Tischlermeister (betrügerischer Bankerotteur), der Schmied (der Einbrecher)?

Und sie sprechen die Wahrheit.

Aus dem heißen Mitleid mit den Armen, die schuldig wurden, steigt eine ernstliche Mahnung:

Der Alkohol, der Teufel Alkohol hat uns verführt, verdorben, ins Unglück gestürzt.

Er macht schlapp, umnebelt den Verstand und verdunkelt die Überlegung.

Meide den Alkohol! Besonders so lange du jung bist! Dann bist du auch später nicht sein Sklave.

2. Ach, es gibt so viele Wege ins Gefängnis, nicht bloß den durchs Wirtshaus[1])!

(1) Eine Fürstin erzählt in ihrer Lebensbeschreibung: „Wenn Tafel war, saßen wir Kinder auch mit zu Tisch. Aber Vater bestimmte, welche Schüsseln an uns vorübergehen sollten. Er wünschte, wir sollten frühzeitig lernen, auf etwas uns Angenehmes verzichten."

Seht, das ist's, was viele nicht gelernt haben! Die Naschhaftigkeit entspringt aus Waschlappigkeit des Charakters. Da locken die Erdbeeren am Gartenzaune, die Zuckerstückchen auf dem Teller, die Bratenreste im Schranke.

Wie sollst du zu dir selber sagen?

Denn wozu ist Naschen ein Anfang?

„Ich darf nicht." Und: „Ich will nicht." „Ich will doch einmal sehen, wer stärker ist, die Lockung oder ich?"

Zum Stehlen.

(2) Beim Verhör sagte ein kleiner Knabe weinend: „Hans ist dran schuld. Hans hat mir's gesagt: ‚Nimm die Bananen vom Stocke an dem Schaufenster, es sieht's niemand'. Ich hätte es ganz gewiß nicht getan!"

Uns tut der kleine, arme Kerl leid. Aber?

Lehre?

Und?

Er ist doch ein Dieb gewesen, als er die fremden Früchte nahm.

„Sei stark! Laß dich nicht verführen!"

Suche dir gute Freunde, edle Menschen zum Umgange aus!

---

[1]) Pfeifer, Ethik in der Volksschule, Leipzig, Dürr 1907, S. 269.

Der Umgang mit Bösen ist gefährlich, wie der Umgang mit Scharlach-, Pocken- oder Diphtheriekranken.

(3) Ach, und wie schlimm ist's für die Kinder, die ohne den Sonnenschein der Freude im Hause leben. „Vater hat uns verlassen und ist in die Ferne gezogen. Mutter ist den ganzen Tag nicht zu Hause. Die Wohnung war verschlossen. Ich mußte mich auf der Straße umhertreiben", erzählte ein Kind, das wegen Diebstahls ins Gefängnis mußte.

Lehre für Kinder mit Eltern?

1. Wohl uns, daß sie sich um uns kümmern.
2. Wir wollen auf unsre Eltern hören.

Lehre für arme, unglückliche Kinder mit traurigen häuslichen Verhältnissen?

„Kopf oben! Alle Kraft zusammennehmen!"

Wenn er eine Arbeit übertragen bekommt?

„Auch im Kleinsten treu! Nie etwas anrühren, was nicht mir gehört!"

Wenn er in Versuchung kommt, Zimmer mit vielen Sachen zum Essen, und Hunger?

„Lieber einmal hungrig schlafen gehen!"

3. Ein feines Gefühl für fremdes Eigentum müßt ihr in euch ausbilden.

(1) Da seht ihr auf der Straße im Schnee etwas blitzen. Ein Ring! Ein goldner Ring mit einem herrlich funkelnden Stein. Ei, wie er am Finger strahlt!

Darfst du ihn tragen?

Wie könnte man das! Es ist nicht ehrlich erworbenes Gut. Das kann keinem Freude machen.

Sollst du die Leute auf der Straße fragen?

Das darf man nicht machen; denn es gibt betrügerische Leute, die sagen: „Ja, den hab' ich verloren." Sie nehmen den Ring und gehen fort. Die Verlustträger bekommen ihr Eigentum nicht wieder.

Einstweilen verstecken und behalten?

Merkst du nicht schon an der Heimlichkeit, was du Unrechtes tust?

Verkaufen?

Pfui! das ist Funddiebstahl schlimmster Art. Da droht das Gefängnis.

Da würde Leid über dich kommen und Angst und Schande. Aber der

In die Zeitung sehen. An die Ecken, ob etwas angeschlagen steht.

liebe Gott wollte dir doch eine Freude machen, als er den Ring dich finden ließ. Also?

Nun kannst du dir die Freude der Verlustträger ausmalen.

Du hast Anspruch auf Finderlohn. Wirst du ihn nehmen?

Du mußt dir das Datum aufschreiben. Genau nach einem Jahre gehst du wieder aufs Fundbureau und fragst, ob die Leute sich gemeldet haben. Wenn nicht?

Man kann auch verzichten zugunsten welcher Leute?

Oder sofort aufs Fundbureau der Polizeiwache tragen.

Es ist vielleicht ein liebes Andenken mit vielen schönen Erinnerungen. Ach, verloren! Nein, es gibt ehrliche, gute Menschen. Sieh da! Wir haben unsern Ring wieder!

Wenn die Leute wohlhabender sind als ich selbst, warum nicht?

Dann bekommt der Finder das Wertstück als sein Eigentum.

Zugunsten der Armenkasse. Zugunsten der Ferienkolonie.

(2) Du hast eingekauft. Ein falsches Markstück ist mit unter dem Gelde, das du heimbringst. Da sagt ein schlimmer Freund: „Du, das hängst du andern wieder auf!"

Warum ist das schweres Unrecht?

Wer wissentlich falsches Geld ausgibt, kann nach dem deutschen Strafgesetzbuch mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft werden.

Und malt euch das aus, wenn das falsche Geldstück in eine ganz arme Familie kommt!

Wollt ihr das verantworten? Was aber tun?

Du kannst dich aber nicht besinnen.

Freilich bekommt ihr nichts dafür und verliert eine Mark. Aber?

Und eine wichtige Lehre haben wir auch gewonnen:

Du betrügst ja andre, und immer wieder andre werden geschädigt.

Also ist's auch gefährlich und kann sehr schlimme Folgen haben.

Unser einziges Geld. Brot soll gekauft werden. Milch für das Kleinste! Tränen und Hunger — vielleicht gar Gefängnis!

Zuerst überlegen, von wem ihr es habt! Wieder hintragen.

Auf die Polizei schaffen zur Einziehung.

Wir haben das Bewußtsein, ehrlich gehandelt zu haben.

Aufpassen, wenn uns Geld in die Hände kommt.

(3) Du bist allein im Klassenzimmer zurückgeblieben. Du findest unter einem Platze einen schönen Gummi. Gerade so einen hast du dir immer gewünscht. Du steckst ihn zu dir.

Was mußt du am nächsten Tage tun?

Die Mitschüler oder Mitschülerinnen fragen: „Wer hat einen Gummi

verloren?" Zurückgeben. Kennt man das Kind nicht (andre Klassen): beschreiben lassen.

Wenn sich keins meldet? — Dem Lehrer geben. Er wird auch in andern Klassen fragen.

(4) Du bist erwachsen. Du bist in einer Krankenkasse. Da sagt dir jemand: „Ich habe mich neulich krank gemeldet. Mir fehlte aber nichts. Ich hab' bei dem Arzte recht geklagt. Da hab' ich 14 Tage lang Krankengeld bezogen. Du kannst dir auch einmal ein paar Ausruhtage machen. Tu' so wie ich!"

Warum ist das ein schändlicher Rat? — Die Krankenkasse ist doch nicht für die Faulenzer da, sondern für die Kranken. Der Simulant betrügt die ganze Kasse, auch dich. Wenn es viele so machen, so können die Kranken nichts bekommen oder die Krankenkassensteuern müssen erhöht werden.

Und wem käme die Erhöhung zugute? — Den Simulanten, den Schwindlern.

Ist's nicht ähnlich mit dem Brandstifter, der sein eigenes, vorher hoch versichertes Haus anzündet?

Die Ehrlichen müßten die Beträge bezahlen, die der Betrüger erhält.

(5) In einer Schule haben übermütige, böse Jungen die Wände verschmiert, Fenster eingeworfen, die Bänke zerschnitten und zerkratzt. Ein dummer Mann lacht darüber.

Wie könnte man ihm das Unrecht sehr deutlich zum Bewußtsein bringen? — Wenn man ihm in seiner Wohnstube auch die Wände verschmierte, die Fenster einwürfe, die Möbel zerkratzte.

Folge? — Er würde Ärger und Geldausgaben haben.

Er würde sagen: „Das ist was andres. Die Sachen der Schule gehören niemandem." Ich sagte: „Das ist ein dummer Mann." — Die Sachen gehören der Gemeinde. Sie muß dafür aufkommen.

Warum sind wir damit auch geschädigt? — Zur Gemeinde gehören auch wir. Von den Gemeindesteuern muß der Schaden gebessert werden. Unser Vater muß auch dazu bezahlen.

Was für schöne Bilder oder Lehrmittel könnten für das Geld angeschafft werden. Oder es könnte in die Reisekasse kommen oder fürs Schulfest!

Mahnung?

Schont und schützt das Eigentum des Staates und der Gemeinde!

(6) Ein Maler ist gestorben. Die Witwe ist in Not. Die Bilder ihres Mannes werden versteigert. Ein besonders schönes Werk kauft ein andrer Maler. Er entfernt den Namen des Künstlers, läßt das Bild jahrelang stehen, dann schreibt er seinen Namen an die Stelle. Diebstahl geistigen Eigentums!

Aber er hat doch das Bild durch sein Geld als sein Eigentum erworben?

Gewiß. Aber der Ruhm gehört dem, der das Werk geschaffen.

Die ganze Welt wird den Fälscher mit Verachtung strafen. Nur das Gericht und das Gefängnis wird sich seiner annehmen. Ihr wißt, wie.

Anklage, Untersuchung, Verurteilung, Gefängnis.

Ein Schriftsteller schreibt ein Buch. Er schreibt seine Gedanken und Erfahrungen nieder. Da findet er in den Büchern andrer manchen guten Gedanken, den er seinen Lesern gern mitteilen möchte.

Was soll er tun?

Er kann die Gedanken und Worte der andern mit in sein Buch aufnehmen. Aber er muß ihre Namen nennen.

Warum?

Daß die Leute wissen, wer der Urheber dieser Gedanken ist. Ehre, wem Ehre gebührt!

Ja, er soll auch ihre Bücher anführen! Warum?

Daß sie auch des Urhebers Bücher kaufen und lesen.

Und es ist gut, wenn er genau die Seitenzahl mit angibt.

Damit die Leser, die sich dafür interessieren, die Stelle leicht finden können.

Das könnte für manchen von euch eine praktische Bedeutung schon in der Schule haben.

Bei den deutschen Aufsätzen. Wir dürfen uns da auch nicht die Gedanken andrer aneignen, ohne sie zu nennen.

Wie aber handelt ein Kind, das Teile seiner Arbeit aus einem Buche abschreibt und dem Lehrer als seine Arbeit eingibt?

Das handelt ganz betrügerisch und schlecht und verdient Strafe und Verachtung.

Ein Lehrer hat aber tiefes Mitleid mit dem Kinde. Wie kann das möglich sein?

Das Kind ist auf falschem Wege. Wie soll es auf diese Weise etwas lernen? Es heimst Ehren ein, die ihm nicht gehören und die es nicht freuen können.

Der Junge könnte später statt zum Schriftsteller zum „Schriftstehler" werden. Wieso?

Indem er ganze Aufsätze oder Bücher abschreibt und unter seinem Namen drucken ließe.

Der Nachdruck ist auch dann nicht erlaubt, wenn der Verfassername richtig genannt wird.

Der Verfasser — so könnte es sonst kommen — müßte hungern. Der Nachdrucker würde reich.

Aber Schillers und Goethes Werke dürfen doch (unter Nennung des Namens) nachgedruckt werden.

Gewiß. 30 Jahre nach dem Tode des Urhebers erlischt der Rechtsschutz. (Nach § 8 des Urheberrechts.)

Wenn wir aber die schönen Erzählungen der gegenwärtig lebenden Dichter gern verbreiten wollen, gibt's keinen Weg?

Wir müssen ihre Erlaubnis einholen.

7. In einer chemischen Fabrik wird ein berühmtes Mundwasser hergestellt. Das Rezept wird geheim gehalten. Nur wenige Beamte kennen es. An einen tritt ein Versucher heran: „5000 Mk. lege ich auf den Tisch für das Rezept."

Wie wird der ehrliche Mann handeln?

Den Versucher schroff und energisch zurückweisen. („Wofür halten Sie mich? Schämen Sie sich.")

Seinem Herrn, dem Chef des Hauses, den Vorfall mitteilen.

Er handelt nach Luthers Worten:

Daß wir unsers Nächsten Gut und Nahrung helfen behüten.

Anders gehandelt wäre schweres Unrecht und mit Recht strafbar.

Wegen der Untreue.

Auch der Fabrikant, der das Mundwasser daraufhin nachmacht, wird bestraft.

Nach dem Musterschutzgesetz. (Siehe Reclams Universalbibliothek Nr. 1704. Preßgesetz, Urheberrecht an Schriftwerken, bildenden Künsten, Photographie, Musterschutz, Markenschutz, Patentgesetz.)

Dem Erfinder soll sein Recht werden. Aus wessen Lebensschicksal erkennen wir diese Notwendigkeit?

An dem Kellers, des Erfinders des Holzpapiers [1]).

8. Der Meister ist fort. Da sagen einige: „Heidi, nun wird gefaulenzt! Heute haben wir einen guten Tag." Und sie tanzen und johlen und singen und gehen müßig. Einer aber steht still an der Maschine und arbeitet ruhig und gewissenhaft weiter. Sie verhöhnen ihn: „Lohndrücker! Lasiesel! Dummheit! Was schufteſt du?" Er aber sagt ruhig: „Ihr arbeitet nur, wenn die Peitsche dahinter steht,

[1]) Lehmensick, Probleme und Prinzipien des Geschichtsunterrichts. Straßburg bei Bull. S. 193—206.

wie bei den Tieren. Ich arbeite, weil ich will und weil ich es für recht halte." Da verstummen die andern.

Was imponiert auch uns an den schlichten Worten?

Der Mann hat das Wesen der Arbeit recht erfaßt. Sie ist eine freie Tat.

Wenn sie das ist, so muß man den Sinn der Arbeit erfassen.

Andern und der Gesamtheit nutzen und dadurch den Lebensunterhalt sich erwerben.

Welcher Schaden erwächst aus einer solchen Untreue?

Die Maschinen arbeiten leer und viel Geld wird unnütz verbraucht.

Der Prinzipal ärgert sich mit Recht und das gute Verhältnis wird gestört.

Welchen Lutherworten entsprechend handelt der eine Arbeiter?

Daß wir unsers Nächsten Gut und Nahrung helfen bessern.

5. Hilf dem andern empor!

1. Hoch und aufrecht stehen die Halme, die körnerschweren Ähren gesenkt. Aber die zwei wilden Jungen achten nicht der Pracht, des Reichtums, des Segens. Laut schreiend jagen sie im Feld umher. Rücksichtslos treten sie die Halme nieder. „Jungen wollen sich austoben," sagt der Vater und lacht.

Inwiefern handeln die Knaben unrecht?

1. Sie zerstören den Segen des Feldes und damit künftiges Brot.

2. Sie achten nicht die Gabe Gottes.

3. Sie schädigen den Bauer an vielem Einkommen.

Warum handelt der Vater unrecht?

1. Er soll seinen Jungen nicht die Roheiten nachsehen.

2. Er ist verantwortlich für den Schaden, den seine Rangen machen.

3. Er verdirbt durch sein Lachen seine Kinder.

Ein Mann mit feuerrotem Bart kommt und haut jedem der Jungen ein paar Ohrfeigen hinein. Der Vater schreit: „Sie haben kein Recht dazu. Polizei! Polizei! Ich lasse Sie arretieren." Ob den Jungen unrecht geschehen ist?

Sicher nicht. Die haben's verdient.

Und wenn sie's vielleicht auch nicht aus Bosheit taten, so kann ihnen die Strafe doch heilsam sein.

Sie merken sich's für künftig.

Der Mann mit dem feuerroten Bart hatte kein Recht zu den Schlägen. Aber doch hatte er im Sinne des 7. Gebotes gehandelt. Inwiefern?

Er wollte des Nächsten Gut und Nahrung behüten helfen.

Durch den Ruf: „Polizei! Polizei!“ wurde ein Polizist herbeigerufen. Der Mann mit dem feuerroten Bart war fort. Der Polizist schrieb die Jungen auf und den Vater. Fortgang?

Der Vater bekam eine Strafverfügung und mußte bezahlen.

Nun haute er seine Jungen. Wenn er rechtzeitig eingegriffen hätte, wär's vielleicht milder abgegangen.

Eine ernste, strenge Vermahnung hätte vielleicht geholfen.

„Väter wollen sich austoben!“ sagte ein Vorübergehender spöttisch.

2. Ein nebeliger Tag in London. Die Straßenlaternen sind angezündet jetzt, mittags 12 Uhr. Aber auch ihr Schein dringt kaum auf das Straßenpflaster dicht an der Laterne.

(1) Trübe Stimmung. In seinem Laden sitzt der deutsche Schuhmachermeister vor seinem Hauptbuch und starrt ins Leere. Wie hat er gearbeitet und sich gemüht! Und was hat er erreicht in diesem zweijährigen Ringen? Gewiß, er findet sein Brot. Aber nur mit Sorgen und Würgen. Bei allem Fleiß reicht, was er verdient, eben aus, die Auslagen, die Miete, die Gesellen, die Steuern und Essen und Trinken zu bezahlen.

Er hat keine Schulden, bewahre! Das ist sein Geschäftsgrundsatz gewesen schon immer von seinem Vater her: Alles bar bezahlen! Wer bar bezahlt, wird schnell bedient, bekommt das Beste und wird immer gern gesehen. Er sieht auch immer, wie er steht. Darum hat er es immer so gehalten und will's so weiter halten: Alles bar! Wenn doch die Kunden auch bar bezahlten. Da käme er ein Stück weiter.

Da schrillt die Klingel und reißt ihn aus seinen Träumen. Ein Kunde. Auch ein Deutscher. Als Werkzeugschlosser ist der herübergekommen. Jetzt hat er eine große Maschinenfabrik und beschäftigt Hunderte von Arbeitern. Er ist heute gut gelaunt; denn er hat einen großen Auftrag bekommen, die gesamten Heizanlagen einer neu zu errichtenden Stadt. Das wird ihm Ehre und Gewinn bringen. Die Freude des Erfolgs und die Lust an der Arbeit strahlt ihm aus seinem Gesicht.

„Nun“, sagt er zum Schuhmachermeister freundlich, „so traurig? Sie haben Sehnsucht nach dem Süden, wie der Zigeunerbube im Norden.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
der die Sonne mir entfernt.
Meine alten lust'gen Lieder
hab' ich alle schon verlernt."

„Das ist's nicht", sagt der Meister. „Wenn ich nur etwas Geld hätte! Ich könnte Reklame machen für mein Geschäft, noch einige Kräfte anstellen, die Bestellungen an Leder und Zutaten im großen machen und mein Geschäft in die Höhe bringen. Aber —"

„Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie haben gearbeitet bis in die Nacht, sind fleißig und tüchtig gewesen und 's ist nichts übrig geblieben. Na, wieviel brauchen Sie denn?

„15 Pfund (300 Mk.)."

„Wissen Sie, ich habe heute eine lockere Hand. Ich wäre imstande und gäbe es Ihnen gleich. Geldsachen soll man sich reiflich überlegen. Leben Sie für heute wohl!"

Und damit war er draußen und verschwand im Nebel, während die Ladenglocke noch läutete.

(2) Am andern Tage war er frühzeitig wieder da.

„Ich hab' mir's überlegt. Mit 15 Pfund ist Ihnen nicht geholfen. Ich will Ihnen 90 geben (d. i. 1800 Mk.). Damit können Sie emporkommen."

(3) Und so kam's auch. Zehn Jahre waren vergangen. Und wieder kam ein solcher Nebeltag. Da stand in der Maschinenfabrik der Schuhmachermeister und legte die 1800 Mk. mit Zinseszinsen auf den Tisch. Er als Gründer und Besitzer der größten Schuhfabrik konnte das nun.

Der Maschinenfabrikant nahm das Geld und den Dank. Und er sagte: „Wissen Sie, was Sie mir nun noch schuldig sind? Sie müssen auch einem Menschen emporhelfen, wie ich Ihnen emporgeholfen habe, oder besser, damit das Gute gemehrt werde in der Welt: zweien."

(4) Und das hat er auch getan. Einem deutschen Bäcker, der in Amerika der Verzweiflung nahe war, dem hat er auch mit Geld emporgeholfen. Als er dann nach Deutschland zurückgekehrt ist, da hat er den Sohn eines Freundes, eines Vergolders, von seinem Gelde studieren lassen.

Er hat noch lange gelebt in einer Villa, die er sich auf der Königsbrücker-Straße in Dresden gebaut hatte.

Es ist eine Geschichte mit lauter glücklichen Menschen. Wer alles ist glücklich geworden?

Der Maschinenfabrikant durch sein Geben.

Der Schuhmachermeister

1. durch die Hilfe, die er erhielt,
2. durch die Hilfe, die er dem Bäcker zuteil werden ließ,
3. durch die Hilfe, die er dem Sohne seines Freundes gewährte.

Der Bäcker.

Der Freund, der Vergolder.

Der Sohn des Freundes, der Student.

Und auf die rechte Weise ist hier geholfen worden.

So, daß der andre sich selber helfen konnte.

Und ein schöner Gedanke durchzieht das Ganze.

Das Gute soll auf Erden gemehret werden.

Wie?

Wohltaten, die man empfangen hat, soll man doppelt vergelten an andern, die solcher bedürfen.

Das könnt ihr euch zu Herzen nehmen. Wieso?

Überlegen, welche Wohltaten wir empfangen haben und wie wir sie vergelten könnten[1]).

Nun so überlegt! und — tuts's!

---

[1]) Und nun der Krieg! Wie hat Japan seinem treuen Lehrmeister Deutschland gedankt! Es raubte uns Kiautschou.

Und wie unrecht handelte England, als es die deutschen Patente für erloschen erklärt!

Und wie sehen die Bestrebungen der englischen Kaufleute, uns zu verdrängen vom Weltmarkte, uns abzuschneiden vom Weltverkehr, unsern Kundenkreis uns abzunehmen, im Lichte des 7. Gebotes aus! Und wie erhebend dagegen sind alle edlen Taten der Kriegsfürsorge, die Unterstützung Arbeitsloser, Notleidender, armer Familien, der Witwen und Waisen. Das Schillerwort wird zur Wahrheit:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr.

Und welche ungeheueren Kulturwerte vernichtet der Krieg: Lebensmittel, die verbrannt, Schiffe, die in den Grund gebohrt, Häuser, die in die Luft gesprengt werden! Dazu ganze Landgebiete durch Überschwemmung für Jahrzehnte verdorben! Wieviel Zerstörung, absichtliche Vernichtung von Eigentum!

Das achte Gebot.

A. Grundlegung.

I. Alttestamentliche Grundlage.

A. Das Verbot.

Wie Absalom von seinem Vater, dem Könige David, redet.

1. Was das Volk vom Könige David sprach.

Mit Reigentanz und Paukenschlag wird der König von den Städterinnen und Dörflerinnen empfangen, vom Volk aber mit Jubelrufen: „Es lebe der König! Heil dem König!" Unter der drängenden Menge hört man des Königs Lob von Mund zu Mund gehen.

„Er hat die Philister geschlagen. Wie mächtig er ist!"

„Er singt die herrlichen Psalmen. Was für ein Dichter er ist!"

„Er richtet weise und gerecht. Er hört auch den Geringsten an und untersucht seine Sache. Wie gut er ist!"

Da spricht ein Syrer: „Wie beneide ich euch um euren König David! Was ist das für ein Mann! Wahrlich, er ist der Liebling des Volkes!"

Warum ist es gut für den König, wenn ihm ein so guter Ruf vorhergeht?

Weil ein guter Ruf das Wirken erleichtert. Die Untertanen lassen sich viel leichter regieren, sie gehorchen lieber und arbeiten eifriger für einen, der als tüchtig gilt.

I. Unterm Schloßtor.

(Der Anfang des Frevels.)

2. Wie der Königssohn Absalom von seinem Vater zu den Untertanen sprach.

Wir betrachten uns erst mit Wohlgefallen die prächtige Gestalt des Königssohnes mit der Flut der 7 Pfund schweren Haupthaare.

2. Samuel 14, 25. 26.

Wir sehen, wie er sich eine Leibwache anschafft und ein königliches Gespann, um rechtes Aufsehen zu machen.

2. Samuel 15, 1.

Wir sehen, wie er die Leute, die mit einer Klage zum Könige wollen, abfängt am Stadttor und hören, wie er vom Könige, seinem Vater, redet.

2. Samuel 15, 2. 3.

Und wir hören, wie er sich mit dem Vater vergleicht.

2. Samuel 15, 4.

Und wie er sich heuchlerisch bei den Israeliten einschmeicheln will.

2. Samuel 15, 5. 6.

Warum mußte das Urteil, das Zeugnis des Absalom über den König ganz besonders glaubhaft erscheinen?

Er war ja sein Sohn. Er kannte den Vater ganz genau. Er sah ihn täglich und hörte seine Gespräche.

Das Urteil des Volkes aber über David, das wir vorhin gehört haben, war richtig[1]). Was für ein Zeugnis hatte Absalom über seinen Vater David also abgegeben?

Ein falsches Zeugnis.

Welch eine schändliche und entsetzliche Tat! Denkt an die Folgen, die sie für den König hat!

Sein guter Ruf wird ihm zerstört, seine Ehre wird ihm genommen. Sein Wirken als König wird ihm erschwert. Das Vertrauen, das er beim Volke genoß, wird ihm geraubt.

Denkt an die böse Absicht, die den Absalom bei seiner niedrigen, gemeinen Tat leitete (V. 6)!

Er wollte das Herz des Volkes gewinnen. Darum entfremdete er dem König die Herzen des Volkes.

Wurde nicht beiden von Absalom etwas geraubt, dem König und dem Volke?

Gewiß. Der König kam um seinen guten Ruf.

Und was tauschte das Volk dafür ein?

Das Volk verlor das Vertrauen. Es hängte sein Herz an einen Schlechten, einen Unwürdigen, einen Elenden.

An die Schlange können wir denken.

Außen glänzend und schön, innen Gift und Verderben.

Und welch ein Bild, wenn der königliche Vater mit freundlichen Augen auf seinen Absalom schaut, der an seinem Tische sitzt!

David denkt: Wie schön er ist und wie gut und wie ich ihn lieb habe!

Und der falsche Sohn denkt: Ob

[1]) Damit soll hier nicht ein Gesamturteil über Davids Charakter abgegeben werden. Absalom jedenfalls hatte weder Grund noch Unterlagen für seine Behauptungen.

ich wohl ihn nun genug verleumdet habe, daß alle von ihm abfallen?

Nun verstehen wir den Ernst des göttlichen Wortes

2. Mose 20, 16,

das Luther in seinem Katechismus so gibt:

Du sollst nicht falsch Zeugnis reden (gegen =) wider deinen Nächsten.

Eine seltsame Mischung von Heimlichkeit und Öffentlichkeit ist in dem Treiben des Absalom. Wer vor allem durfte von dem verbrecherischen Treiben der Ehrabschneidung nichts erfahren?

Der Vater David, der König.

Wir können uns denken, wie Absalom zu den Mißvergnügten, die er unterm Tore abfing, in dieser Hinsicht gesagt haben mag.

„Sagt aber dem Könige, wenn ihr jetzt zu ihm kommt, nichts von meiner Rede!"

Hinterm Rücken von David sollte sich alles abspielen. Hinterm Rücken reden heißt: afterreden (achter, after = hinter). Das aber ist etwas Häßliches und Schändliches, hinter dem Rücken eines andern Übles von ihm reden. Wir sollen nicht hinterm Rücken unsers Nächsten Übles von ihm reden.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht afterreden.

Absalom wird aber nicht gesagt haben: „Sagt's keinem Menschen weiter, daß der König so ist!"

Nein. Denn das war ja sein Zweck: Es sollte überall bekannt werden im Lande, daß der König ungerecht wäre und man keine Hilfe bei ihm findet.

Also hat er anders zu ihm gesagt:

„Sagt es allen Leuten, daß die es auch wissen, wie der König ist!"

Ja, es sollte ein böses Geschrei, ein böses Gerede, ein böses Gerücht vom Könige im Lande werden, ein böser Leumund[1]) im Lande werden. Das war des Absalom verwerfliche Absicht. Und das ist schlecht und schändlich, wo es auch immer geschieht.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht bösen Leumund machen.

Und wißt ihr, daß des Absalom schlimme Taten gar leicht Erfolg haben konnten?

---

[1]) Aus Gotisch: hliuma Gehör. Mit „Leute" und „Mund" hat es nichts zu tun.

Nicht jedem konnte der König David recht geben.

Denkt, zwei Bauern streiten sich um eine Kuh. Einer muß unzufrieden vom Königsschlosse zurückkommen. Warum?

Der König kann die Kuh nur einem zusprechen.

Und der wird sich dann der gefährlichen Worte des Königssohnes erinnern. Welcher Wunsch wird in ihm aufsteigen?

Ja, wenn doch der Königssohn Absalom schon König wäre, da würde ich recht erhalten und die Kuh bekommen haben.

Und er dachte dann daran, wie huldvoll, wie herablassend, wie leutselig der Königssohn mit ihm gewesen war.

II. Am Tische des Königs.

(Der Fortgang des Frevels.)

Nicht erwarten konnte es Absalom, bis er selbst König war. Seinen Vater David wollte er vom Throne stoßen und sich selbst zum Könige machen[1]).

In Hebron hatte der ungeratene Sohn sich Helfer gesucht. Dort war Absalom ja geboren, dort rechneten ihn die Einwohner zu den Ihrigen.

Und mit David waren sie unzufrieden. In Hebron hatte sich David salben lassen zum Könige von Juda[2]), dann von Gesamtisrael[3]). Aber nur $7^1/_2$ Jahr hatte David dort gelebt und geherrscht[4]). Dann hatte er Jerusalem erobert und zum Königsitze, zur Residenz gemacht[5]).

Das hatte die Bewohner zu Hebron geärgert, und darum schlossen sich die waffenfähigen Männer zu Hebron dem abtrünnigen Sohne des Königs David, dem Absalom, an.

Außerdem hatte Absalom noch seine Leibwache von 50 Trabanten und 200 Männer aus Jerusalem auf seiner Seite, die er durch seine Schönheit, durch sein glanzvolles Auftreten und seine heuchlerische, bestrickende Liebenswürdigkeit für sich gewonnen hatte und die ihm ganz ergeben waren, obwohl sie noch nicht wußten, was er eigentlich im Schilde führte.

Wir hören nun, wie schändlich Absalom den ahnungslosen Vater täuscht.

2. Samuel 15, 7—9.

---

[1]) Treffend und schön sagte einmal ein Kind bei dieser Stelle: „Und er hätte doch so froh sein sollen, daß sein Vater ihm noch am Leben geblieben ist!"

[2]) 2. Sam. 2, 1—4a. [3]) 2. Sam. 5, 1—3. [4]) 2. Sam. 5, 4—5. [5]) 2. Sam. 5, 7. 9.

Wir wissen, aus welchem Grunde Absalom nach Hebron gehen wollte.

Er will dort mit den waffenfähigen Männern zusammentreffen, mit denen er seinen Vater, den König David, vom Throne stoßen und verjagen will.

Diese Pläne und Gedanken ziehen durch Absaloms Seele, während er mit unschuldvoller Miene am Tische des Königs sitzt. In welcher Absicht stellt er sich so unschuldig?

Damit er seine bösen Pläne nicht verrate, und daß er so seinen königlichen Vater täusche.

Seine Worte lauten also ganz anders als seine Gedanken. Was spricht er?

„Ich will nach Hebron gehen, dort ein Dankfest zu feiern. Denn so habe ich Gott versprochen, als ich im Auslande, in Syrien, war."

Solche Versprechen, solche Gelübde waren üblich in damaliger Zeit. Also?

Dem Vater David erscheint das glaubwürdig, und er gibt freundlich seine Zustimmung.

Welchen Frevel Absalom mit seinen Worten begeht, als er an der königlichen Tafel sitzt, kann mir jeder sagen. (Was tut er mit seinen Worten?)

Absalom lügt.

Denn?

Er denkt: „Ich gehe nach Hebron, um den Aufruhr zu entflammen."

Er spricht: „Ich gehe nach Hebron, ein Dankfest zu feiern, ein Gelübde zu erfüllen, zu beten."

Was stimmt also nicht überein?

Die Gedanken und die Worte (Herz und Mund).

Und das ist nicht ein Zufall, ein Versehen, ein Irrtum oder eine Unkenntnis.

Das geschieht wissentlich und absichtlich.

Das ist verächtlich und schlecht. So wie Absalom soll niemand mit der Wahrheit umgehen um Gottes Willen.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht fälschlich belügen.

III. Auf den Straßen und Gassen.

(Der Höhepunkt des Frevels.)

Wie Absalom seinen Plan ausführt.

2. Samuel 15, 10—12.

Absalom sollte einmal König werden. Da ist er auf die Treue sei-

Sie müssen zu ihm stehen und halten, nicht bloß in guten Tagen,

ner Untertanen angewiesen. Inwiefern?

sondern auch in den Zeiten der Not und Gefahr.

Was tut er aber selbst?

1. Er bricht seinem Vater die Treue.

2. Er veranlaßt andere, ihm, ihrem König, die Treue zu brechen[1]).

Das ist eine furchtbare Tat. In doppelter Weise war Absalom dem David verpflichtet. (Aus zwei Gründen hätte Absalom dem David ganz besonders treu sein müssen.)

1. Absalom mußte treu zu ihm halten, denn David war sein König.

2. Absalom mußte treu zu ihm halten, denn David war sein Vater.

Er als Königssohn hätte müssen seinem Vater eine feste Stütze sein. Er hätte andere zur Treue anhalten, neu gewinnen, ja Entfremdete wieder zurückführen müssen. Was tut er statt dessen?

Er entfremdet seinem Vater die Herzen der andern und veranlaßt sie zum Treubruch.

Wir führen die an, die genannt sind in der Geschichte.

1. Da sind zuerst die 50 Leibwächter, die Trabanten.

2. Dann die waffenfähigen Männer in Hebron.

3. Dann die 200 Israeliten, die er zum Opfermahl, zum Dankfest nach Hebron geladen hatte und die von Jerusalem aus mit ihm gezogen waren und die dort in Hebron vom Ausbruch des Aufstandes überrascht wurden.

4. Endlich die vielen Leute, die sich der Verschwörung noch anschlossen.

Ein wichtiger Mann wird besonders genannt.

Ahitophel.

Jede einzelne Seele hatte Absalom auf dem Gewissen. Er hatte schändlichen Verrat geübt. Sein Handeln ist ein abschreckendes Beispiel. Gottesfurcht und Gottesliebe soll uns von solchem Tun abhalten.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht verraten.

---

[1]) Solche Untreue ist ein Verbrechen gegen das ganze Volk. Das wird in Zeiten deutlich, in denen alles auf die Treue eines jeden ankommt.

B. Das Gebot.

Der Sohn sollte der beste Freund des Vaters sein, der ihm immer die Wahrheit sagt, der auch hinter seinem Rücken immer nur Gutes von ihm redet, der ihm Ehre macht allezeit, auf den er sich verlassen, dem er trauen kann.

Wie mag's das Vaterherz Davids erschüttert haben, als er erfuhr: „Das Herz der Israeliten hat sich Absalom zugewandt[1])", als er hörte, daß die Empörer sich der Hauptstadt näherten, und er in eiliger Flucht mit wenigen Getreuen Jerusalem verlassen mußte, fliehend vor dem eigenen Sohne! „Mein Absalom! Mein Absalom! Den ich so lieb habe!" Armer, beklagenswerter Vater!

Wieder befand er sich auf der Flucht, wie schon oft in seiner Jugend. Aber damals war er jung gewesen. Und damals hatte ihm die bittere Zeit der Sonnenglanz echter Freundestreue verschönt.

Daran mag er in schmerzlicher Wehmut auf seiner traurigen Flucht durch das Land viel gedacht haben.

Auf einem Höhepunkt seines Lebens, als David den Riesen Goliath erschlagen und damit die Philister besiegt hatte, war David in das Haus des Königs Saul gekommen.

1. Samuel 17, 55—58.
18, 2.

Da war der Sohn des Königs ihm, dem schlichten Jüngling, näher getreten.

1. Samuel 18, 1. 3. 4.

Ein rührendes Bild! Der Königssohn gab dem Hirtenknaben Mantel und Waffenrock, Schwert, Bogen und Gürtel. Ein Sinnbild der Waffenbrüderschaft. Nach uralter Auffassung gab er damit einen Teil seines Ich. Die beiden, die ein solches Bündnis miteinander geschlossen hatten, waren fortan eine Seele und ein Leib und verpflichtet, sich zu gegenseitigem Schutze beizustehen.

Aber Sauls Gunst hatte sich in Eifersucht gewandelt:

1. Samuel 18, 5—7.
8—11.

Saul hatte versucht, David durch Feindeshand beseitigen zu lassen, aber vergeblich. Da hatte sich König Saul an seine Umgebung gewendet.

1. Samuel 19, 1.

---

[1]) 2. Sam. 15, 13.

Welch schwere Lage für Jonathan, den Freund! Was sollte er tun gegen seinen eigenen Vater?

Sein edles Herz hatte ihm das Rechte eingegeben. Hört, was er tat!

1.

1. Samuel 19, 4.

Wir legen besonderes Gewicht auf Jonathans wörtliche Rede. Dreierlei hatte er darin gesagt.

1. Versündige dich nicht, o König, an David!
2. Er hat keine Sünde gegen dich getan.
3. Sein Tun ist dir sehr nütze.

Das Zweite ist uns das Wichtigste. Wer getötet werden soll, muß eine Schuld auf sich geladen haben.

Jonathan sagt: „David hat keine Schuld."

Er hatte also seinen Freund beim Könige entschuldigt, er hat hingewiesen auf Davids Schuldlosigkeit. So sollen auch wir handeln, wenn wir unrechte Anklage hören.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten entschuldigen.

2.

1. Samuel 19, 5.

Im V. 4 ist schon angegeben, was Jonathan von David zu seinem Vater Saul redete.

Das Beste.

Das ist nun hier im V. 5 im Einzelnen angeführt. Zähle es auf!

1. David hat sein Leben gewagt und den Philister Goliath erschlagen.
2. Dadurch haben wir gesiegt. Der Herr tat großes Heil am ganzen Volke.
3. Das hast du gesehen und dich gefreut. Warum willst du dich versündigen, daß du das Blut eines Unschuldigen vergießt?

Jonathan redet Gutes von seinem zu unrecht verfolgten Freunde David in rechter herzlicher Freundesliebe. So sollen auch wir tun.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir von unserm Nächsten Gutes reden.

3.

1. Samuel 19, 6. 7.

Was Jonathan damit wollte, hat er erreicht.

1. Er wollte den Vater Saul wieder mild und freundlich stimmen gegen David.

2. Er wollte die Lebensgefahr für David beseitigen.

3. Er wollte, daß David wieder in sein Amt am Königshofe eingesetzt werde.

Nun war alles aufs beste geregelt und gerichtet. Jonathan hatte alles zum besten gewendet, zum besten gekehrt. So sollen auch wir's tun. Wenn wir über den Nächsten reden, soll die Liebe uns leiten und der Gedanke an Gottes Güte. Und wir sollen uns alle Mühe geben, daß wir des Nächsten Sache verbessern, so daß sie einen guten Ausgang nimmt.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten alles zum besten kehren.

Ein wundervolles, unvergeßliches Bild, von warmen Farben umstrahlt, das Bild der beiden Jugendfreunde, des sonnigen, sieghaften David und des tapferen, edelmütigen Jonathan, die sich offen ins Auge sehen und sich die Hände reichen zu einem Bund auf Leben und Tod. Hell klingt das hohe Lied der Freundschaft, die hochherzig und uneigennützig nur dem andern helfen will, die stärker ist als alle Gefahr und fester verbindet als das Blut[1]), die hell erstrahlte mit ihren rührend menschlichen Zügen in alter Zeit, und die ihre Leuchtkraft auch heute noch nicht verloren hat[1]).

* * *

An Jonathan mochte Saul denken, als er floh und sein eigenes ergreifendes Trauerlied über Jonathans Heldentod mochte ihm durch die Seele klingen:

I[2]).

[3]) Weh, du Stolz Israels,
auf deinen Höhen erschlagen!
Wie sind die Helden gefallen
im Streit!

Nicht verkündet's in Gath,
nicht meldet's in Askalons Gassen,
daß sich nicht freuen der Philister Frauen,
der Heiden Töchter nicht jubeln!

Ihr Berge Gilboas,
nicht Tau noch Regen über euch!

---

[1]) Greßmann, Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1909. Abt. 2, Bd. 1, S. 92.

[2]) Klage über das gefallene Heer.

[3]) S. 186.

wo blutbefleckt wurde der Helden Schild,
und die Waffen des mit Öl Gesalbten
vom Blut der Erschlagenen, vom Fett der Helden.

II[1]).

Jonathans Bogen wich nie zurück,
und Sauls Schwert kam nie hungrig heim.
Saul und Jonathan, die Geliebten und Holden,
im Leben wie im Tode niemals getrennt,
waren schneller als Adler, stärker als Löwen.

Ihr Töchter Israels, weint über Saul,
der euch gekleidet hat in Purpur und Seide,
der euch Goldschmuck geheftet auf euer Gewand!

Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan,
wie warst du mir so hold!
Deine Liebe war mir wundersamer
als Liebe der Frauen.

Wie sind die Helden gefallen,
zu nichte die Waffen des Krieges!

An dieses lichte Bild der treuen Freundschaft knüpfen wir Luthers Worte:

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten
entschuldigen,
Gutes von ihm reden
und alles zum besten kehren.

* * *

Nach mancherlei Kämpfen ward Absaloms Heer geschlagen. Absalom, durch den dichten Wald reitend, blieb mit dem Schmuck seiner langen Haare an einer Steineiche hängen und ward von Davids Feldhauptmann Joab erstochen.

Nun ward dem König David die Siegesbotschaft gebracht.

2. Samuel 18, 31.

Seine nächste Frage ist nach seinem abtrünnigen Sohne.

2. Samuel 18, 32.

Da bricht der jähe Schmerz der väterlichen Liebe durch. Erschütternd wirkt es, wie den König der Tod seines ungeratenen Sohnes ergreift.

---

[1]) Klage über Jonathans und Davids Heldentod.

2. Samuel 18, 33.

Oder hört es in einer andern Übersetzung[1]: Da erbebte der König, stieg in das Obergemach des Tores hinauf und weinte. Noch im Gehen rief er aus: „Mein Sohn Absalom! Mein Sohn Absalom! Wäre ich doch statt deiner gestorben, Absalom, lieber, lieber Sohn!"

An diese ergreifende Szene schließen wir die alttestamentlichen Worte des Gebotes und die Erklärung Luthers:

Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

Was ist das? (Wie erklärt das Dr. Martin Luther?)

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten nicht

fälschlich belügen (Absalom an der Königstafel),
verraten (Absalom in Hebron),
afterreden oder bösen Leumund machen } (Absalom am Schloßtor).

II. Die Grundlage in den Evangelien.

Der Herr Jesus zeigt uns in Wort und Beispiel die beiden Tugenden, die unsre Leitsterne sein sollen bei der Erfüllung des 8. Gebotes.

I. Mut der Wahrheit.

Kühn und unerschrocken kämpft der Herr gegen alles Schlechte, alles Verderbte, alles Unrecht.

Welche gewaltigen Worte schleudert er den Pharisäern entgegen!

Matthäus 23, 13. 14. 23.

Und wie rücksichtslos wirft er die Wechsler und Taubenkrämer aus dem Vorhof des Tempels!

Matthäus 21, 12. 13.

Und wie Johannes, der unerschrockene Gottesmann, scheut auch der Herr nicht zurück davor, selbst den Höchsten auf Erden offen die Wahrheit zu sagen.

Lukas 13, 31. 32.

Er, der auf die innere Ehre (das Urteil des eigenen Gewissens, das Urteil vor Gott) so viel gibt, er rät den Jüngern, ruhig auf die äußere verzichten zu lernen, wenn die Gegner Schlimmes ihnen nur durch Lügen andichten können.

Matthäus 5, 11.

---

[1] Greßmann a. a. O.

Und wir verstehen die Größe des Wortes, mit dem er in den Tod geht, das er auf die entscheidende Frage des Pilatus antwortet:

Johannes 18, 37.

Der Wahrheit treu bis zum Tode! So steht er kühn und unerschrocken vor uns, ein Held der Wahrheit.

II. Milde der Liebe.

Und dann in Rede und Beispiel welche Milde! Wie eindringlich warnt der Herr vor dem lieblosen Richten. Wendet beim Urteil über den Nächsten denselben Maßstab an, mit dem auch ihr gemessen werden wollt!

Matthäus 7, 1. 2. 12.

Geht vorsichtig um mit dem Wort! Bedenkt es wohl, das Wort ist die Frucht des Charakters!

Matthäus 12, 34—37.

Und solche Milde zeigte der Herr durch sein Beispiel! Er, der Reine, der wohl Grund gehabt hätte herniederzuschauen auf die sündenvolle Umgebung.

Markus 2, 16.

Welche hoheitsvolle Überlegenheit, welchen tiefen Ernst der sittlichen Anschauung atmet sein ruhiges, schlichtes Wort an die Schriftgelehrten und Pharisäer, die die Ehebrecherin zu ihm bringen!

Johannes 8, 5—11.

Und wie urteilt er über seine Henker und über die, die ihn verspotten!

Lukas 23, 34.

Wahrlich ein hohes Vorbild edler Menschenliebe!

B. Ausgestaltung.

I. Vom Zeugnis.

Aus den beifolgenden Zeugnissen und dem einen Briefe könnt ihr ein Beispiel aus dem Leben kennen lernen

1. von rechter Treue im Dienst,
2. von rechter Dankbarkeit der Dienstherrschaften,
3. von der Bedeutung der Zeugnisse.

1. Von der ersten Herrschaft.

3 Jahre verweilte Fräulein Gesell in meinem Hause als Erzieherin meiner jüngsten Tochter, und ich kann nur sagen, daß es uns sehr schwer wird, uns von ihr zu trennen.

Sie hat durch ihr liebevolles, sanftes Wesen unsere Herzen gewonnen, und wir haben sie nicht als eine Fremde, sondern als ein Glied unserer Familie betrachtet.

Ein besseres Zeugnis kann ich ihr wohl nicht geben. Ich spreche den Wunsch aus, daß es ihr immer gut gehen und sie immer recht viel Liebe finden möge.

2. Von der zweiten.

Fräulein Gesell versah bei mir den Posten einer Kindergärtnerin $1\frac{1}{2}$ Jahr lang. Leider verläßt sie — und zwar auf eigenen Wunsch — nunmehr mein Haus. Sie tut es, um einen Posten anzutreten, wo sie schon jahrelang war.

Ich bedaure ungemein ihr Scheiden. Denn ich werde sehr schwer, vielleicht gar nicht ersetzt bekommen ihre seltene, liebevolle, aufopfernde, gütige und geduldige Art bei der Erziehung der Kinder und ihre treue Anhänglichkeit an die Familie.

Als Beweis meiner ganz besonderen Zufriedenheit setze ich nur noch hinzu, daß Fräulein Gesell dermaßen die Liebe von uns allen gewonnen hat, daß ihr mein Haus immer offen steht, wann immer sie kommen will, und daß wir sie jederzeit gern und freudig aufnehmen werden.

Gott gebe ihr Glück für ihr weiteres Wirken; denn sie verdient es im vollsten Maße!

3. Von der dritten.

Mein liebes Fräulein!

Ich fühle, ich muß wenigstens in ein paar Worten auf Papier niederschreiben, was ich Ihnen für Ihre Liebe und zärtliche Pflege, die sie meinem Kinde gewidmet haben, schulde. Meines Kindes erfreuliche Charaktereigenschaften, seine ehrlichen Grundsätze und seinen religiösen Sinn, ich schreibe alles dieses zum allergrößten Teile Ihrer Erziehertätigkeit zu.

Auch andre urteilen so. Vor einigen Tagen noch bekam ich einen Brief von einem Verwandten, der mir schrieb: „Es ist kein Zweifel, Fräulein Gesell hat großes Verdienst an deines Kindes starkem und gutem Charakter; denn ihre Erziehung war ausgezeichnet gut."

Alles, was mein Kind jetzt ist, das liebe, zärtliche Kind und nun zur Jungfrau, zum selbständigen Menschenkinde herangewachsen, ist es geworden unter Ihrer nie versagenden Fürsorge, Ihrer treuen Wachsamkeit, Ihrem guten Einflusse.

Wenn ich auf meines Kindes Leben zurücksehe, ist es auffallend, zu finden, wie viel es mit Ihnen zusammen war: in der Nacht, bei der Arbeit, im Spiel — beinahe immer.

Ich fühle es, wie schwer Ihnen die Trennung fallen muß. Aber Sie werden verstehen, daß sie notwendig ist. Welches das Schicksal meines Kindes sein wird, kann niemand sagen. Aber es ist eine große Beruhigung für mich, daß sie ihr Leben anfängt mit Willensstärke und mit guten Grundsätzen, ein Anfang, den man allen Mädchen wünschen möchte.

Worte auf Papier sind arme Dinger. Das fühle ich in diesem Augenblicke, da ich Ihnen sagen möchte, wie sehr dankbar ich Ihnen bin, daß Sie eine so gute segensvolle Kraft in meines Kindes jungem Leben waren.

1. Was das für eine große Bedeutung fürs Leben hat, solche Zeugnisse zu besitzen, das werdet ihr einsehen.

1. Wer solche Zeugnisse hat, wird gesucht, fast jede Stelle steht ihm offen; er kann auf die bestbezahlten Stellen rechnen, hohe Ansprüche stellen und wird gern angenommen.

2. Man kommt ihm mit Vertrauen entgegen, erwartet von ihm das Beste, ist bemüht, ihn sich zu erhalten und darum freundlich und gut zu behandeln.

2. Durch welche Eigenschaften und Tätigkeiten sind diese Zeugnisse erworben?

1. Durch treue Anhänglichkeit; langjährige Stellungen. Wiederzurückgehen in die frühere Stellung.

2. Durch liebevolles, sanftes Wesen.

3. Durch Aufopferung und Geduld.

4. Durch sorgsame Pflege, treue Wachsamkeit und unablässige Fürsorge.

5. Durch ausgezeichnete Erziehertätigkeit.

3. Aber sie sind auch mit dem Herzen geschrieben. An welchen Stellen merkt man das?

1. Schwer können wir uns von Ihnen trennen — leider gehen Sie von uns — wir bedauern Ihr Scheiden — Wir werden kaum Ersatz finden.

2. Wir haben sie als Glied der Familie betrachtet, nicht als eine Fremde.

Unser Haus steht Ihnen immer offen.

3. Ihre seltene, liebevolle, aufopfernde, gütige, geduldige Art.

Alles, was unser Kind geworden, das verdanken wir Ihrem guten Einfluß.

4. Es möge ihr immer gut gehen, und sie möge immer viele Liebe finden.

Gott gebe ihr Glück für ihr weiteres Wirken; denn sie verdient es in vollstem Maße.

4. Was denken wir uns angesichts solchen Vorbildes?

1. Wir wollen im Leben uns rechte Mühe geben und alle Kräfte der Seele und des Körpers anstrengen, daß wir solche Zeugnisse verdienen.

2. Wenn wir aber Zeugnisse selbst zu schreiben haben, dann wollen wir bedenken, daß wir ein Stück Schicksal machen für andre und wollen sie recht schreiben:

wahr, durchaus wahr,
und mit dem Herzen.

II. Von der Ehre.

Nun wird uns der Begriff der Ehre deutlich[1]).

„Ehre ist der gute Ruf, die Reputation, das, was man gilt, als was man in der Welt dasteht, das, was einer gilt und vorstellt . . .

Die Ehre als moralische Forderung umfaßt eine doppelte Pflicht:

des andern Ruf nicht leichtsinnig anzutasten

und jeden Fleck auf dem eigenen Ruf mit aller Entschlossenheit abzuwehren.

Die absichtliche Ehrverletzung (die Provokation) ist unehrenhaft, die fahrlässige Ehrverletzung durch einen Widerruf wieder gut zu machen, ist des Ehrenmannes Pflicht.

Ebenso wie die Pflicht, fremde Ehre zu schonen, muß aber auch die bestehen, die eigene zu verteidigen. Das Gefühl, nichts auf sich sitzen lassen zu dürfen, ist eine Unterstützung des Moralgefühls, nichts Schlechtes tun zu dürfen. Die Achtung der Mitmenschen als ein schätzbares Gut zu empfinden, kann ein starker, sittlicher Antrieb sein und ist jedenfalls immer eine Grundlage für einen ersprießlichen Verkehr von Mensch zu Mensch."

III. Vom Ehrabschneiden.

1.

Zu Friedrich dem Großen kam die Gemahlin eines seiner Offiziere und suchte ihren Mann beim Könige zu verklatschen. Der wehrte ihr mit den raschen Worten: „Madame, das geht mich nichts an."

Die Frau versuchte weiter zu reden und bemerkte: „Mein Mann spricht auch nicht gut von Eurer Majestät." Da fiel ihr der König noch schneller ins Wort und sagte: „Und das geht Sie nichts an." Und damit erhob er sich und geleitete die beschämte Frau an die Tür.

Im Benehmen gegen welche Leute ist wohl der große König uns hier ein Vorbild?

---

[1]) Siehe Deutsches Christentum von Sigismund Rauh. Vandenhoeck und Ruprecht. Göttingen 1912.

2.

Im Kriege geht es um Gut und Blut, aber es geht auch um die Ehre des Volkes.

„Nichtswürdig ist die Nation,
die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre."

Niemals wird in so schrecklicher Weise durch Verleumdung die Ehre dem ganzen Volke abgeschnitten als im Kriege.

So 1914! Was haben böse Feinde gegen die Wahrheit und gegen besseres Wissen uns Deutschen alles für Schändlichkeiten nachgesagt: Mißhandlung Wehrloser, Tötung Verwundeter, mutwillige Zerstörung von Kunstwerken. Alles Lüge. So ist nicht deutsche Art.

Der Waadtländer Ingenieurverein sprach im Namen der Kunst und der Zivilisation seinen Unwillen aus über die schandbare Zerstörung von unersetzlichen Meisterwerken. Er wünschte dringend einen Meinungsaustausch aller Völker herbeizuführen, um der Wiederholung nutzloser Zerstörungen vorzubeugen und jedermann Rücksicht vor Wunderwerken einzuprägen, die der Lauf der Zeit mit Ehrfurcht umgeben hat.

Das richtete sich gegen die Deutschen.

Der Verband deutscher Ingenieurvereine antwortetete:

„1. Wir stehen mit Ihnen auf dem Standpunkte: Zwecklose Zerstörungrn und verbrecherische Verwüstungen von Kunstwerken aller Art sind zu verurteilen.

2. Noch mehr aber verurteilen wir es, wenn kriegführende Parteien Meisterwerke der Architektur so benutzen, daß der Feind bei seinen kriegerischen Maßnahmen Beschädigungen der Kunstwerke nicht vermeiden kann, selbst wenn er den ausgesprochenen Willen hat, sie zu schonen. (Die Franzosen hatten hinter der Kathedrale von Reims Geschütze aufgestellt und auf ihr eine Beobachtungsstelle eingerichtet.)

3. Am verächtlichsten und niedrigsten aber finden wir es, wenn kriegführende Parteien, die so den Gegner zur Beschädigung von Kunstwerken gezwungen haben, die Tatsache dieser Beschädigung benutzen, um der Ehrenhaftigkeit ihres Gegners vor der Welt einen Makel anzuheften."

Wieso zeigt dieser Fall ein deutliches Beispiel gefährlicher und verderblicher Ehrabschneidung?

Inwiefern ist die offenherzige deutsche Antwort treffend?

3.

Hier ist der beste Hutmacher der Welt.

so stand marktschreierisch an einem Hutladen. Ein anderes Geschäft schräg über schlug nun folgendes Schild an:

Hier ist der beste Hutmacher der Stadt.

Da eröffnete auf derselben Straße ein Hutmacher ein drittes Geschäft. Er ließ sich ein Schild malen mit den bescheidenen und doch stolzen Worten:

Hier ist der beste Hutmacher in dieser Straße.

1. Wieso hatte der Mann bewiesen, daß er nicht bloß Hüte, sondern auch etwas unter dem Hute hatte, nämlich Verstand?
2. Lehre?
   1. Marktschreierische Reklame wollen wir selbst nicht machen.
   2. Marktschreierische Reklame soll uns eine Warnung sein und soll uns gerade abhalten, in einem Geschäfte zu kaufen.

So bringt man widerlichen Schreiern das 8. Gebot bei[1]).

So belohnt man, wie sie es verdienen, die, welche andern die Ehre mindern wollen, indem sie ihre eigene erhöhen.

C. Anwendung.

I. Wahrheit.

1. Es ist so sonnig und still im Zimmer. Emmi wartet auf ihre Freundin. Auf dem Sofa sitzen die Puppen der Reihe nach und warten auch auf sie. Denn die beiden wollen „Verkauf" spielen, und die Puppen sollen die Käuferinnen sein.

Ein Puppenkopf und ein Puppenkleid ist noch übrig. „Das würde noch eine hübsche Puppe geben", denkt Emmi, und läßt die Augen durch die Stube gleiten.

Da glänzt die leere Blumenvase so lockend im Sonnenschein. „Die paßt!" denkt Emmi, stellt einen Stuhl an den Schrank und langt nach der Vase.

Krach! Bumm! Klirr! Da liegt Emmi, Stuhl und Vase am Boden, und die Vase in Scherben. Kaum hat Emmi diese Scherben in die Ecke gekehrt, da klingelt's, und die Freundin Anna kommt.

Heute will das Puppenspielen gar nicht recht glücken. Emmi ist so unruhig und nicht bei der Sache und froh, als die Freundin Anna wieder zur Tür hinaus ist.

Dann kommt die Mutter. „Wie hast du denn das gemacht?" fragt die Mutter streng. „Das ist unsre schönste und teuerste Vase." „Das war Anna", sagt Emmi und wird ganz rot dabei. „Sie

[1]) Vergl. Pfeifer S. 325!

wollte die Vase zum Spielen herunternehmen, da ist sie ihr aus der Hand gefallen und zerbrochen."

Das klingt manchem Kinde vielleicht recht harmlos. Aber Emmi hat ein mehrfaches Unrecht begangen.

1. Sie hat die Mutter belogen. Denn sie weiß, daß sie es selbst gewesen ist. Sie sagt aber etwas andres, als was sie weiß.

2. Sie hat die Freundin zu Unrecht angeschuldigt. Die Mutter denkt: „Anna ist ein unvorsichtiges Kind" und leidet nicht, daß sie wieder eingeladen wird.

3. Sie hat nun ein böses Gewissen. Das Kind, das bisher immer die Wahrheit gesagt hatte, kann nun der Mutter nicht mehr frei ins Gesicht sehen. Sie muß immer denken: „Wenn du es wüßtest!"

Und wenn die Mutter es merken wird?

Dann ist das gute Vertrauen zerstört, mit dem sie auf ihr Kind geblickt hat. Sie kann ihm nichts mehr glauben.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht!
und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Schlimmer aber noch ist es, wenn sie es gar nicht merkt. Denn welchen Schaden kann dann die Sache für Emmis Seele haben?

Sie kann sich, da sie das eine Mal durchgekommen ist mit einer Lüge, leicht an das Lügen gewöhnen und, ehe es jemand merkt, zur Lügnerin werden.

Leicht schleicht die Lüge sich ins Herz hinan,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach.
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an
und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

Dann wach' und kämpf', es ist ein Feind bereit,
die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

2. Großer Jubel herrschte in der Familie. Ein herrlicher Pfingstmorgen war über der Landschaft aufgegangen. Blau leuchtete der Himmel, und silberne Wölkchen zogen dahin. Und heute sollte die große Pfingstpartie in die Sächsische Schweiz sein. Und alle waren in froher Erregung.

Da kam der Vater mit bleichem Gesicht aus dem Garten. „Wer hat mir die Tulpenbeete zertreten und das Pfirsichbäumchen umgeknickt? Wer war das? Sollte es eins von meinen Kindern gewesen sein, es darf nicht mit auf die Partie, ganz sicher nicht, ich sage es euch!“ Und mit zornfunkelnden Augen sah er sich im Kreise der erschreckten Kinder um.

„Die schönen Tulpen“, klagte die Mutter. „Ich habe sie mit Mühe gepflanzt, und sie waren so herrlich aufgegangen. Alle Vorübergehenden sind vor den prächtigen Blumen immer bewundernd stehen geblieben. Und dein Lieblingsbäumchen, das du mit so viel Fleiß gezogen und gebogen! Nein, von unsern Kindern ist das keins gewesen, gewiß nicht. So sind unsere Kinder nicht.“

Da trat Hermann vor und sagte mit zitternder Stimme: „Lieber Vater, ich war es. Zwar hab' ich's nicht in böser Absicht getan. Aber getan hab' ich's.“

„Wie?“ fragten die Geschwister. „Du, Hermann? Wie ist das nur möglich?“

Weinend erzählte Hermann: „Ich wollte über das Tulpenbeet wegspringen, aber ich sprang zu kurz. Da hielt ich mich am Pfirsichbaume fest. Der brach entzwei, und ich stürzte ins Tulpenbeet. Strafe mich! Ich hab's verdient.“

Der Vater maß seinen Sohn mit einem langen Blick. Dann sprach er: „So kommt! Wir andern gehen zur Bahn. Hermann bleibt hier, wie ich gesagt habe.“ Sie machten sich alle fertig. Als der Vater fortging, sagte Hermann: „Sei mir nicht zu böse, lieber Vater! Ich verspreche dir: Ich werde so etwas nie wieder tun.“ Der Vater schwieg. Die Familie ging ohne Hermann. Der aber saß weinend im Garten, weinend über den Ärger und den Schaden, den er gemacht hatte, und dachte: „Ich will es wirklich nie, nie wieder tun.“ Und er las in seinem Lesebuch den Vers:

Sprich ja und nein, und dreh und deutle nicht;
was du berichtest, sage kurz und schlicht!
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
dein Wort sei heilig, und verschwend' es nicht!

Und es war ihm, als hätte er ein Gebet gesprochen.

Am Abend aber trat der Vater an den umgebrochenen Baum und an das zertretene Tulpenbeet, und er dachte an seinen Jungen.

„Der schöne Baum ist zerbrochen, das ist wahr. Aber meinen Jungen hab' ich erst heute kennen gelernt. Der läßt sich noch biegen und fügen wie ein junger Baum. Und er wird in die rechte Rich-

tung kommen, und ich werde an ihm mehr Freude haben, als ich an dem Pfirsichbäumchen gehabt habe."

Und er ging still hinauf in die Kammer, wo Hermann in seinem Bette lag. Der Mondenglanz flutete herein ins Zimmer. Und der Vater beugte sich nieder und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr,
laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann;
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

(Robert Reinick.)

3. Zwei neue Schüler sind heute in die Klasse gekommen, und neugierig werden sie von den Mitschülern betrachtet, der eine, Schmied mit Namen: schlank, aufrecht und offenen Blickes; der andre, Ackermann: klein, unansehnlich und ein wenig gedrückt in Blick und Haltung.

Erst ist Religionsstunde und die zwei leben sich rasch ein und antworten tapfer, daß die Klasse lauscht. Dann kommt Lesen an die Reihe, und auch da stellt jeder der beiden seinen Mann. Erst kommt Schmied daran, der liest ausdrucksvoll und eindringlich, dann einer der alten Schüler, Zillmann, dann der kleine, schüchterne Ackermann. Der aber liest so fließend und verständnisvoll, daß der Lehrer sagt: Zillmann, an dem kannst du dir ein Beispiel nehmen. Dann wird der Unterricht angenehm unterbrochen. Der Schulgeldeinnehmer kommt, und nacheinander gehen die Jungen vor und bezahlen für den Unterricht, die, die etwas gelernt haben, und auch die, die nichts gelernt haben, gleicherweise. Denn das ist wie mit dem Blühen der Blumen. Die Sonne scheint für alle, aber sie selber müssen den Sonnenschein in Kraft umwandeln, in Blüte und Schönheit, das ist ihre Aufgabe, ist ihre Sache.

Gerade sind die beiden neuen Schüler vom Katheder zurückgetreten, da ruft der Einnehmer: „Mir fehlt ein Zehnmarkstück!" Das gibt große Aufregung. Die Augen der Klasse richten sich auf den kleinen Ackermann, der so schüchtern dasteht, und der Verdacht richtet sich auf ihn. „Du mußt das Geld haben", sagt der Einnehmer. „Nein", antwortet der Junge, aber eine Welle roten Blutes schlägt in sein Gesicht, daß es in Schamröte, wie von einer hellen Flamme überstrahlt, aufleuchtet.

„Hat jemand etwas bemerkt?“ fragt der Lehrer. Da meldet sich Zillmann. „Ja“, sagt er, „Ackermann hatte seine Hand auf das Katheder gelegt. Ehe er ging, hat er sie rasch weggezogen.“ Darüber ärgert sich Schmied. Er denkt: „So hätte der Verdacht auch mich treffen können, geradeso wie ihn“, und er sagt: „Ich stand hinter ihm. Ich habe auf ihn geblickt, aber nichts gesehen.“

„Da hilft nichts“, sagt der Einnehmer. „Wir müssen den Jungen aussuchen.“ „Bitte, suchen Sie mich auch gleich mit aus!“ sagt Schmied, „Ich stand dicht hinter ihm, und ich bin auch heute neu in die Klasse gekommen.“

Das geschieht. Man findet aber nichts, weder in Schmieds, noch in Ackermanns Taschen.

Dem Lehrer ist der ganze Vorfall recht peinlich. Ihm tun die beiden Jungen leid, und er sagt freundlich: „Na, da setzt euch wieder auf eure Plätze!“ Der Schulgeldeinnehmer packt seine Schriftstücke zusammen. Dabei erblickt er das Zehnmarkstück auf dem schmalen Rande stehend an der linken Pultkante. Nun ist ihm aber die ganze Sache recht fatal, und er sagt nichts und packt seine Sachen zusammen und macht, daß er fortkommt. Ein Schatten des Verdachts aber bleibt auf dem kleinen Ackermann.

Inwiefern hat Zillmann schweres Unrecht getan?

Er sagt aus, er habe gesehen, wie Ackermann die Hand auf das Katheder gelegt und rasch weggenommen habe.

Was will er dadurch bewirken?

Daß Verdacht auf den armen Jungen fällt.

Der hat ihm aber doch gar nichts getan.

Zillmann hat sich geärgert, daß der neue Schüler ihm als Vorbild aufgestellt worden ist.

Welch häßlicher und gemeiner Charakter!

Der Lehrer hatte doch eine gute Absicht dabei.

Er wollte bewirken, daß Zillmann sich mehr Mühe gebe, als bisher.

Der Frevel, den Zillmann tut, ist schlimmer, weil er ein Zeugnis abgibt über seinen Mitschüler.

Er gibt ein bestimmtes Urteil ab auf Aufforderung des Lehrers hin, ja er gibt es vor der Klasse ab.

Das hat eine gar schlimme Wirkung.

Die Meinung der Klasse von ihrem Mitschüler wird immer schlechter, der Verdacht wächst. Man schreitet zur Durchsuchung.

Inwiefern handelt der Einnehmer nicht recht?

Er hätte sofort sagen müssen: „Das Geld ist da.“ Da wäre der

gute Ruf des verdächtigten Knaben wieder hergestellt gewesen.

Gewiß wird er das nachholen, wenn der Lehrer beim nächsten Geldeinnehmen nach 1 Monat ihn fragt.

Aber inzwischen ist doch der arme Junge lange in falschem Verdacht gewesen.

Wieso handelt der Mitschüler Schmied gut und recht?

Er verteidigt seinen Mitschüler und will auf ihm den Verdacht nicht sitzen lassen und auch auf sich selbst nicht.

4. Junge Eheleute haben ein Fischgeschäft errichtet und sind tüchtig und eifrig und fleißig, ihr Geschäft in die Höhe zu bringen. Erst müssen sie viel von ihren Ersparnissen zusetzen, denn die Waren müssen bezahlt werden, ehe sie verkauft sind, und Miete und Nahrungsmittel sind nötig, noch ehe ein Pfennig eingenommen, geschweige denn verdient ist. Allmählich stellen sich Kunden ein, ja die Kundenzahl wächst, und Sonnabends ist der Laden ganz gefüllt.

Da kommt — gerade an einem Sonnabend Abend — ein Kunde ins Geschäft und bringt einen Fisch zurück und ruft laut, daß es alle Kunden hören: „Hier, ich will mein Geld wieder, das Zeug ist verdorben und schlecht. Da kann man sich ja damit die Gesundheit verderben." Der Fischhändler prüft den Fisch flüchtig und sagt: „Ich halte ihn nicht für verdorben, ich werde ihn selbst essen", aber gibt dem Manne sein Geld zurück. Dabei fragt er ihn freundlich: „Wollen Sie nicht etwas anderes dafür nehmen?" Da schreit ihn der Kunde an: „Nein. Bei Ihnen kaufe ich nichts wieder. Niemals. Wer solche verdorbene Waren hat, zu dem darf man nicht gehen."

Der Kunde geht. Einige andere Kunden verlassen auch mit ihm den Laden, ohne etwas gekauft zu haben. Alle, die das gehört haben, erzählen zu Hause: „Bei Fischmüllers brachte ein Mann verdorbenen Fisch zurück." Deren Kinder, die das am Familientische hören, erzählen's weiter und sagen: „Fischmüller hatte einem Manne verdorbene Fische aufgehängt." Das kommt nun in der Leute Mund, und bald hört man überall: „Müller kauft verdorbene Fische zusammen, damit er recht viel verdient."

Und nun könnt ihr's euch selber denken: Das Gerücht läuft von Mund zu Mund, und bald ist der Laden so leer wie im Anfang. Nun verderben die Waren wirklich, und viel muß weggeworfen werden. Und endlich müssen die armen Leute den Laden schließen.

Wer alles ist daran schuld?

1. Der rücksichtslose, rohe Käufer. Wenn der Fisch wirklich verdorben war, so mußte er's dem Fischhändler leise und rücksichtsvoll sagen. Ein

Fehler kann überall einmal vorkommen. Er darf, wenn er ein guter Mensch und ein guter Christ sein will, nicht rücksichtslos des Nächsten Ruf vernichten.

2. Die Kunden im Laden waren urteilslose Leute. Sie hätten denken müssen: „Halt! Wir wollen einmal aufpassen, ob die Waren wirklich schlecht sind. Wir werden's genau prüfen. Erst wenn das sich bestätigen sollte, werden wir nichts mehr dort kaufen."

3. Die Kinder, die die Sache verschlimmern, weil sie sagen: „Fischmüller hat einem Mann verdorbene Fische (1) aufgehängt" (2). Sie sprechen von mehreren Fischen und deuten die Absicht an.

4. Die Klatschmäuler der Stadt sprechen die betrügerische Absicht noch deutlicher aus: „Damit er mehr Geld verdient." Sie sagen dem Händler aber auch noch betrügerische Taten nach: „Er kauft verdorbene Fische zusammen."

Viele Lehren können wir daraus entnehmen.

(1) Rücksichtsvoll verfahren, wenn man zu tadeln hat.

In einem Laden stand angeschrieben:

Bitte.

Wenn Sie unzufrieden sind, sagen Sie es mir!
Sind Sie zufrieden, so sagen Sie es anderen!

Was hätten die zufriedenen Kunden tun können?

(2) Sie hätten den guten Ruf retten können, indem sie den Leuten sagten: „Dort bekommt man gute Waren. Wir kaufen immer da. Geht nur mal hin und versucht's!"

Weiterhin! (Anders handeln als die Kunden im Laden.)

(3) Selbst sich überzeugen, wo man irgend kann, und nichts auf bloßes Gerede geben.

Ferner! (Anders als die Kinder.)

(4) Genau hinhören und nie eine Sache unvorsichtig vergrößern.

Und endlich? (Anders als die Klatschmäuler.)	Nicht absichtlich hinzudichten und ehrlichen Leuten üble Absichten unterlegen.
Auch der Händler kann seine Lehre daraus nehmen.	Alle Waren sorgfältig prüfen! Fischgift ist sehr gefährlich. Verdorbene Fische bedeuten nicht bloß verdorbene Magen, sondern verdorbene Gesundheit.

5. Feuerlärm in einem thüringischen Dorfe! Richters Scheune brennt. Die Spritze wird aus dem Spritzenhaus herausgezogen. Der Bauer ist verzweifelt. Die ganze Ernte ist eingefahren und leider! noch nicht versichert. Nach und nach kommen auch die Spritzen aus den Nachbardörfern, aber sie kommen zu spät, die Scheune noch zu retten. Sie können nur die Nachbargebäude schützen durch ihre Wasserstrahlen.

Nun lebt in diesem Dorfe eine Klatschbase schlimmster Art. Die dummen Leute hören sie gern reden. Denn sie weiß immer etwas Neues, und da sie es mit der Wahrheit nicht genau nimmt, kann sie jede Sache sehr hübsch ausschmücken.

Die erzählt nun: An dem Abend ist an dem Gute ein früherer Knecht vorüber gegangen. Sie hat gesehen, wie er mit seiner Faust gedroht hat. Das spricht sich nun überall herum. Und bald heißt es: „Die Renschen hat es gesehen, wie der Knecht das Gut angezündet hat."

Der Knecht wird vorgefordert. Er gibt zu, an dem Gute vorübergegangen zu sein. Aber nicht an dem Abende. 6 Wochen vorher. Gedroht hat er nicht. Er hat seine Tabakspfeife aus der Tasche genommen, das mag so ausgesehen haben. Aber: das ist schlimm: Er kann nicht nachweisen, wo er an dem Abend des Brandes gewesen ist. Er behauptet, recht müde gewesen und zeitig zu Bette gegangen zu sein.

Die Sache wendet sich für ihn zum üblen, und auf das Zeugnis der Renschen und eines Mitknechts, der sein geschworener Feind ist, wird er verurteilt.

Da wird — nach Jahren — ein Landstreicher in Süddeutschland aufgegriffen und wegen verschiedener Schandtaten verurteilt. „Da ihr mich nun einmal habt", so sagt er, „so will ich euch nur alles gestehen." Und er gesteht auch, daß er einst dort in Thüringen kein Nachtlager bekam und einem Bauer, der ihn besonders hart abgewiesen hatte, die Scheune angezündet habe. Er habe dann bei der Rettung mitgeholfen und sei vom Pastor des Ortes zum Danke dafür beherbergt worden.

Der dereinst unschuldig Verurteilte kommt frei. Sein Haar ist ergraut in dem Gefängnisse. Seine Kinder haben entsetzlich gelitten, mit Fingern hat man auf sie, als die Kinder von einem Brandstifter, gezeigt. Sein Weib hat furchtbare Zeiten durchlebt. Sie hatte die Hoffnung, daß alles noch gut werden würde, schon begraben.

Der Landstreicher bekam natürlich seine Zusatzstrafe.

Der Mitknecht, der falsch geschworen hatte, kam ins Zuchthaus.

Die Klatschbase kam wegen falschen Zeugnisses ins Gefängnis. (Sie war nicht vereidigt worden.)

Nun war dem Manne seine Ehre wiedergegeben. Seine verlorenen Jahre, sein verlorenes Glück konnte ihm niemand wiedergeben.

O, was ist doch die Zunge für ein gefährliches Glied!

Der Geistliche, der diesen Fall dann in der Predigt besprach, wendete ein Sprichwort an. „Gut verloren, etwas verloren." So begann er.

„Ehre verloren, viel verloren", so führte er weiter aus.

„Gott verloren, alles verloren."

Das ist das Schlimmste für einen Christen.

Er sprach von dem Bauer, dem die unversicherte Scheune abgebrannt war. Das war schlimm. Aber die Leute hatten ihn bedauert und getröstet, vielleicht ihm auch ausgeholfen.

Dabei dachte er an den unschuldig verurteilten Knecht und seine Familie. Schande und Mißtrauen verfolgten sie. Schrecklich war ihr Los. Ihr guter Name war mit Füßen getreten und vernichtet.

Da meinte er den Landstreicher, die Klatschbase und vor allem den meineidigen Knecht. Sie waren schlimmer dran als der unschuldig Verurteilte. Sie hatten ihr gutes Gewissen und ihren innern Halt, ihren Gott verloren.

Gibt es Fälle, in denen ein Christ etwas anderes sagen kann als die Wahrheit?

6. Ein Kind, ein Mädchen, ist allein in der Wohnung. „Mach' niemandem auf!" hat die Mutter zu ihrem Töchterchen gesagt. Da klingelt es. Sie macht nicht auf.

Da hört das Mädchen ein Klirren. Sie sieht, daß die Scheibe der Eingangstür zur Wohnung zerbrochen ist und bemerkt einen Mann mit Handschuhen, der die Scheibenscherben leise herausnimmt.

Der Mann sieht das Kind und fragt: „Ist deine Mutter zu

Hause?" Das Kind antwortet: „Ja, Mutter schläft." „Wecke sie nicht", sagt der fremde Mann, „ich will sie selber wecken." Das Kind spricht: „Vater sitzt am Schreibtisch und arbeitet, ich will ihn rufen." Und sie ruft: „Vater, Vater, komm, es ist jemand da!" Da verschwindet der Fremde.

Das Kind hat zweifellos gelogen.

Es ist immer eine schwere Sache, zu lügen und immer ein Unrecht. Das bleibt auch hier bestehen. Aber?

Daß er schlimme Absicht hatte, erkennen wir aus seiner Frage.

Aus dem Eindrücken der Scheibe.

Am deutlichsten aus dem Gebrauch der Handschuhe.

Ob Vater und Mutter das Kind schwer tadeln werden, weil es gelogen hat?

„Unser Geld und dich selbst, mein Liebling!" sagt die Mutter. „Du wärest ja ganz hilflos in den Händen des bösen Menschen gewesen."

Der Vater aber telephoniert an die Polizei: Ein Beamter soll kommen mit einem Polizeihund.

Da es nicht geregnet hat, ist die Suche erfolgreich, und bald ist der Einbrecher hinter Schloß und Riegel.

Sie weiß, Vater und Mutter sind nicht da. Sie sagt aber, sie sind da.

Der Fremde hatte schlimme Absichten. Nur durch die Lüge vermochte das Kind den Einbrecher zu hindern, ein Verbrechen zu begehen.

Er wollte erfahren, ob das Mädchen allein in der Wohnung war.

Er wollte die verschlossene Tür durch die entstandene Öffnung aufriegeln.

Er wollte keine nachweisbaren Fingerabdrücke hinterlassen, die zum Verräter werden könnten.

Doch nicht. Sie werden sagen: „Lügen darf man nicht. Eine Lüge ist immer etwas Schlimmes. Wahrheit reden ist deine Pflicht. Aber hier hattest du noch eine andre Pflicht, unsere Wohnung zu schützen."

Er hätte dir ein Leid antun oder dich gar töten können.

Der soll die Spur des Verbrechers aufspüren und verfolgen.

7. Im Theater bricht hinter den Kulissen Feuer aus. Noch ist im Zuschauerraum kein Rauch bemerkbar. Da tritt der Schauspieldirektor an die Rampe und verkündet:

„Wir müssen die Vorstellung leider abbrechen. Ein Darsteller ist heftig erkrankt. Ich bitte, recht ruhig das Theater zu verlassen. Der Arzt hat jeden Lärm für den Kranken für lebensgefährlich erklärt. Ich bitte herzlich um Rücksicht auf den Kranken.

Außerdem ist ein Zeppelinluftschiff in der Nähe auf dem Neu-

markt niedergegangen. Wer sich das ansehen will, kann auch ohne seine Garderobe zu nehmen das Theater verlassen. Wir werden Sorge tragen, daß Sie Ihre Garderobe, wenn Sie zurückkehren, gegen Abgabe der Marke bekommen können."

Eine doppelte Lüge, die der Schauspieldirektor auf sein Gewissen nimmt.

Offenbar ein Unrecht. Aber in der Seele des Direktors kämpfen zwei Pflichten miteinander.

Warum entscheidet er sich doch noch für die Unwahrheit?

Nicht zum eigenen Nutzen also weicht er von der Wahrheit ab.

Freilich ganz rein und vorwurfsfrei steht er nicht da. Warum nicht?

Vom erkrankten Schauspieler und vom niedergegangenen Zeppelin.

Die Pflicht, ein Unglück beim Hinausstürmen der Menschenmassen aus dem Theater zu verhüten und die Wahrheitspflicht.

Weil sie in diesem Falle niemandem schadet, weil jeder danach ihm dafür dankbar sein wird, weil unzähliger Familien Lebensglück durch sie gerettet wird.

Das Wohl, das Glück anderer, die Liebe zu den andern veranlaßt ihn dazu.

8. Mutter ist schwerkrank. „Wenn sie den heutigen Tag übersteht, dann ist sie gerettet", sagt der Arzt. „Aber keine Aufregung!" setzt er besorgt hinzu. „Die geringste Aufregung würde die Kranke töten."

Da klingelt es. Das einzige Kind, der kleine Sohn, ist überfahren worden. Die Mutter hört ihn weinen und fragt: „Was ist denn geschehen?" „Ach, nichts weiter", sagt der Arzt. „Ihr Söhnchen hat Zahnschmerzen. Ich werde mich gleich einmal um ihn kümmern."

Eine Lüge. Ob die Mutter dem Arzte später Vorwürfe machen wird?

In welch guter Absicht hat der Arzt die Wahrheit verschleiert?

Und doch fühlt er sich nicht ganz wohl, wenn er daran denkt.

Er wird ja auch nachholen, was er hier versäumt.

Er wird etwa sagen: „Verzeihen Sie! Ich wollte Ihr Leben Ihrem Kinde erhalten."

Gewiß nicht. Diesem Abweichen von der Wahrheit verdankt sie ja ihr Leben.

Der Mutter und der Familie zu nützen.

Er bedauert, daß er zu diesem Mittel greifen mußte, denn es ist ein schlechtes Mittel. Die Lüge wird auch durch den besten Zweck nicht geheiligt.

Die Wahrheit zu sagen; nämlich, wenn die Mutter gesund geworden ist.

Und warum doch: „Verzeihen Sie?"

Eine Lüge ist immer ein Vertrauensmißbrauch und demnach ein Unrecht am Nächsten und an der heiligen Pflicht der Wahrheit.

II. Treue.

10. Eine Kaufmannstochter hat eine treue Schulfreundin in ihrer Klasse, die Tochter eines städtischen Beamten.

„Dorle", sagt die Beamtentochter einmal auf dem Heimwege. „Sprich dich doch aus! Sieh, wir sind Freundinnen, und dich drückt etwas. Ist's ein Kummer, so will ich auch mein Teil mit tragen, wie sich's für eine Freundin gehört."

„Ach, ich kann dir's nicht sagen", antwortete Dora traurig. „Ich darf es nicht."

Aber endlich doch vertraut sie der Freundin unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit an: „Mit unserm Geschäft steht es schlecht. Vater hat große Sorgen, und Mutter weint oft die ganze Nacht. Wir können die Rechnungen oft nicht bezahlen und die Wechsel nicht einlösen. Ich weiß nicht, was da noch werden soll."

Sie findet ein teilnehmendes Herz bei der Freundin, bei der sie sich aussprechen und ausweinen kann. Das ist für sie ein großer Trost und eine Beruhigung. Und die Freundin spricht es nicht weiter und hält ihr das Wort, das sie ihr gegeben hat.

Das Unglück kommt über die Familie des Kaufmanns. Er ist bankerott. Alles wird ihnen genommen. Sie verlieren ihre Möbel und müssen eine kleinere Wohnung nehmen, und für die Kinder ist alles sehr traurig.

Die Beamtentochter hält treu zu ihrer Freundin, während andre Mädchen, die in der guten Zeit oft mit ihr verkehrt haben, sie verlassen, ja die Neuigkeit von ihrem Unglück weiter und weiter verbreiten.

Wieso versündigen sich die falschen Freundinnen an der Kaufmannstochter?

Sie fügen ihrem guten Rufe schweren Schaden zu.

Aber sie bleiben doch bei der Wahrheit?

Gewiß. Aber auch die Wahrheit kann in unchristlichem Sinne zu schwerem Schaden des Nächsten verwendet werden.

Welche Worte Luthers im Verbote verbieten das?

Wir sollen ... unserm Nächsten nicht afterreden oder bösen Leumund machen.

Die eine Freundin, die Beamtentochter, aber handelt recht und gut.

Wir sollen unsern Nächsten nicht verraten.

11. Niemals?

In einer Schule sitzt ein recht dummer Junge. Manchmal hat er auch einen selbständigen Gedanken. Aber der ist dann auch danach. Einst vertraut er seinem Freunde dieses: „Ich möchte gern einmal sehen, wie ein Eisenbahnzug umfällt. Ich habe mir kleine Steine zusammengesucht, die will ich auf die eine Schiene legen. Du kannst mitkommen. Da wollen wir uns dann im Gebüsch verstecken und sehen, wie er nach der andern Seite fällt.

Wie soll sich hier der Freund verhalten?

Er muß ihm sagen: „Du willst ja ein Verbrechen begehen[1]). Bedenke: Welch ein Unglück kann daraus hervorgehen! Väter und Mütter und Kinder, unschuldige Menschen werden zu Krüppeln, Mädchen und Knaben zu Waisen werden.

Ich meine, er darf's dabei nicht bewenden lassen. Denn welche Gefahr besteht?

Daß der dumme Mensch sich nicht abhalten läßt von seiner unsinnigen, frevelhaften Tat.

Darum?

Er muß einem Erwachsenen davon im Vertrauen Mitteilung machen, dem Lehrer oder dem Vater des Knaben oder seinem eigenen Vater.

Warum?

Ein Erwachsener kann die Tragweite der Absicht des dummen Menschen noch genauer überschauen und wird ihre Ausführung verhindern.

Sonst?

Sonst macht er sich selbst straffällig und der Mitwisserschaft schuldig[2]).

---

[1]) § 316. Wer vorsätzlich Eisenbahnanlagen, Beförderungsmittel oder sonstiges Zubehör derselben dergestalt beschädigt, oder auf der Fahrbahn durch falsche Zeichen oder Signale oder auf andre Weise solche Hindernisse bereitet, daß dadurch der Transport in Gefahr gesetzt wird, wird mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren bestraft. Ist durch diese Handlung eine schwere Körperverletzung verursacht worden, so tritt Zuchthausstrafe nicht unter 5 Jahren und wenn der Tod eines Menschen verursacht worden ist, Zuchthausstrafe nicht unter 10 Jahren oder lebenslängliche Zuchthausstrafe ein.

[2]) § 139. Wer von dem Vorhaben eines Hochverrats, Landesverrats, Münzverbrechens, Mordes, Raubes, Menschenraubes oder eines gemeingefährlichen Verbrechens zu einer Zeit, in welcher die Verhütung des Verbrechens möglich ist, glaubhaft Kenntnis erhält und (es) unterläßt, hiervon der Behörde zur rechten Zeit Anzeige zu machen, ist, wenn das Verbrechen oder ein strafbarer Versuch desselben begangen worden ist, mit Gefängnis zu bestrafen.

Aber das ist doch Verrat?

Gewiß. Aber er ist notwendig, das Verbrechen zu verhüten.

Entspricht denn dieses Verhalten der Gesinnung Jesu, der christlichen Liebe?

Aber gewiß. Der Liebe zu den Eisenbahnreisenden. Aber auch der Liebe zu dem irrenden Menschen, der vom rechten Wege abirren wird.

12. In einer Schule ist eine Bibel weggekommen. Der Verdacht richtet sich auf einen kleinen rothaarigen Jungen, der zuletzt in der Klasse zurückgeblieben war und dort seine Rechenexempel gerechnet hat.

Der Klassenerste glaubt aber dem Verdachte nicht und nimmt sich vor, die Sache ans Tageslicht zu bringen. Er beobachtet seine Mitschüler. Einer fällt ihm auf, der jetzt immer Zuckerzeug mit in der Schule hat, obwohl er der Sohn armer Eltern ist, und sonst nie welches hatte.

Der Klassenerste geht auch zu den Altbuchhändlern (Antiquaren) der Stadt und entdeckt nach längerem Suchen die Bibel. Er läßt sich vom alten Flachs, dem Altbuchhändler, den Verkäufer beschreiben: „Ein Junge, braunhaarig, in deiner Größe, mit blassem Gesicht.“ Das stimmt auf Steglich, den Besitzer des Zuckerzeugs.

Den nimmt sich der Klassenerste dann vor. Er sagt: „Wenn du mir es gleich eingestehst, daß du die Bibel genommen hast, so bleibt alles unter uns, und kein Mensch erfährt etwas. Ich gebe dir mein Wort darauf. Aber wenn du erst leugnest, dann melde ich es deinem Vater. Sieh, es ist doch unrecht, wenn der Verdacht auf dem armen, kleinen Nitsche haften bleibt.“

Steglich macht zwar einen gedrückten Eindruck. Er gibt aber nichts zu. Er leugnet. Er sagt, das Geld zum Zuckerzeug habe er von einem Onkel bekommen. Da sagt der Klassenerste: „Steglich, jetzt gehst du mit zu Flachs. Dort werden wir die Sache ausmachen.“ Steglich erschrickt. Aber er antwortet: „Ich bin's nicht gewesen.“ Kurz vor dem Laden bleiben sie nochmals stehen, und der Klassenerste sagt: „Steglich, jetzt sag's! Was für eine Schande für dich und auch für die Schule, wenn der alte Flachs erkennt, woher du die Bibel hast.“ Da endlich gesteht der Junge: „Ich war's.“ Dann gehen sie auseinander.

Noch an demselben Abende schreibt der Klassenerste einen Brief an den Vater des Steglich:

„Verzeihen Sie mir, was ich Ihnen schreibe! Ihr Sohn hat immer viel Geld für Zuckerzeug. Er hat eine Bibel in der Schule weggenommen und verkauft. Niemand weiß, daß er es gewesen ist, bloß mir hat er es eingestanden. Der Verdacht ist auf einen andern

Schüler gefallen. Bitte, kaufen Sie doch die Bibel von dem alten Flachs zurück, und schicken Sie sie mit einem unbekannten Boten dem Eigentümer zu! Es tut mir recht leid, daß ich Ihnen mit meinem Brief solchen Kummer bereiten muß. Aber ich halte es für notwendig."

Gewiß, der Klassenerste hat nicht gerade kindlich gehandelt.

Er ist ganz selbständig wie ein Erwachsener vorgegangen und hat niemandem etwas davon gesagt.

Ein solches Handeln eines Kindes ist immer gefährlich. Er hat die ganze Verantwortung auf sich genommen. Wenn er's seinem Vater gesagt hätte, so wäre manches besser geworden.

Dem Vater des Steglich wäre der große Schreck erspart worden.

Auch in der Ermittelung der Wahrheit ist der Klassenerste nicht gerade kindlich vorgegangen.

Er hat sich über seinen Mitschüler erhoben und gewissermaßen zum Richter über ihn aufgeschwungen.

Er hat die heilige Pflicht, sehr ernst sich selbst zu prüfen.

Bin ich selber immer ganz ehrlich gewesen? Und ich will auf meine Fehler achten und sie alle ablegen.

Wir wissen es nicht, aber es könnte ja sein, daß er selbst noch größere Fehler hätte als sein verirrter Mitschüler und daß auf ihn ein Wort des Herrn Jesu paßte, nämlich das vom Splitter und Balken.

Mt. 7, 3. „Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?"

4. Oder darfst du sagen zu deinem Bruder: „Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen? Und siehe, ein Balken ist in deinem Auge."

In diesem Falle, daß er selber schlimmere Fehler hätte, aber nur in diesem Falle, gälte für ihn das harte Mahnwort des Herrn:

5. „Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge; danach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest!"

Aber abgesehen von diesen zwei Momenten müssen wir an der Handlungsweise des Klassenersten manches loben.

1. Gute Absicht leitet ihn: Er will den Schuldigen ermitteln, dem Unschuldigen seine Ehre wiedergeben.

2. Er geht auch mit der Ehre des Schuldigen vorsichtig um: Nicht einmal der Lehrer erfährt etwas. Die Familienehre wird gewahrt.

3. Er sorgt auch dafür, daß dem Eigentümer seine Bibel wieder zugestellt wird.

Nur eins ist noch daran mangelhaft. Der kleine rothaarige Junge Nitsche ist noch nicht ganz gerechtfertigt. Worauf muß er noch hinarbeiten?

Daß der Verdacht ganz von ihm genommen wird.

Wie kann er das erstreben?

Er wird in der Klasse immer für ihn eintreten.

Wem muß er schließlich doch sich anvertrauen, wenn ihm das nicht gelingt?

Dem Lehrer. Er ist ja der Seelsorger der ihm anvertrauten Kinder.

Welche Bitte muß er aber dann anfügen?

Ja nicht dem Steglich das anzurechnen und vor allem: Der Klasse von diesem nichts zu sagen.

13. Aus dem Gerichtssaal. Reichsgericht.

Reiseberichte als Geschäftsgeheimnisse. Als Geschäftsgeheimnis gilt im allgemeinen eine Tatsache, von der der Handelnde weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß sie im — selbst auch nur vermeintlichen — Interesse des Geschäfts von der Geschäftsleitung geheim gehalten wird. Hierzu zählen insbesondere Kundenlisten und, wie das Reichsgericht jetzt entschieden hat, auch die Berichte der Reisenden. Daß durch den Verrat solcher Geheimnisse ein Schaden angerichtet werde, verlangt das Gesetz nicht. (Der Antrag auf Strafverfolgung braucht nicht von der geschädigten Firma auszugehen, sondern kann, was sehr wichtig ist, auch, falls die Firma erloschen ist, von einem Mitinhaber im Namen der früheren Firma innerhalb Dreimonatsfrist gestellt werden.) Ein Fall, in dem diese für die Praxis bedeutsamen Fragen zu behandeln waren, beschäftigte den 1. Strafsenat des Reichsgerichts. Der Kaufmann Franz S. war bis Ende März 1912 bei der Firma P. & Co., Fabrik für Trockenluft- und Kühlanlagen, in Straßburg i. E. als Bureauchef und Reisender angestellt. Eine Woche vor dem Austritt dieses Reisenden wurde sein Chef vom Personal darauf aufmerksam gemacht, daß S. sich Notizen mache und allerlei Drucksachen an sich bringe. S. stellte jedoch dies alles als völlig harmlos hin und trat Anfang April 1912 bei der Konkurrenzfirma K. & M. in Köln a. Rh. seine neue Stellung an. Als ihm sein neuer Chef sagte, er müsse doch noch einige Kunden von früher her kennen, teilte ihm S. gegen das Versprechen einer Provision von 3% die Adressen mehrerer Interessenten schriftlich mit. Als S. sich auf einer Reise befand, entdeckte sein Chef in S.s offener Schublade mehrere Durchschläge von Reiseberichten der Reisenden der Firma P. & Co. Diesen Schriftstücken hatte S. auch die mitgeteilten Adressen entnommen. Nachdem die Firma K. & M.

in Köln in Konkurs geraten war, gelangten die Durchschläge an P. & Co. nach Straßburg i. E. zurück. Der Inhaber stellte daraufhin unter dem Namen seiner Firma, obwohl diese bereits erloschen war, Strafantrag, der für rechtsgültig anerkannt wurde. Am 17. Oktober 1913 hat das Landgericht Frankfurt a. M. den S. wegen Vergehens gegen § 17, Abs. 2 des Wettbewerbsgesetzes zu 500 Mk. Geldstrafe verurteilt mit folgender Begründung: Die Reiseberichte sind Geschäftsgeheimnisse. Aus ihrer großen Zahl hat S. nur jene ausgewählt, die das Rheinland betrafen und daher speziell für seinen neuen Chef besondere Bedeutung hatten. Des Reisenden S. Revision beim Reichsgericht bemängelte die Rechtsgültigkeit des Strafantrags, rügte die Ablehnung eines Beweisantrages und bestritt, daß S. die Durchschläge in einer gegen die guten Sitten verstoßenden Weise erlangt habe. Das Reichsgericht hat indessen gemäß dem Antrage des Reichsanwalts auf Verwerfung der Revision erkannt, da bezüglich keiner der Rügen ein Bedenken bestehe und als Verstoß gegen die guten Sitten einwandfrei der Vertrauensbruch bezeichnet werde.

Der Kölner Geschäftsinhaber hatte dem Reisenden eine Vertrauensstellung eingeräumt.

Er hatte ihn als Bureauchef angestellt.

In welch frevelhafter Weise hatte der aber das Vertrauen gemißbraucht?

Er hatte die Reiseberichte mit den Kundenadressen durchgeschlagen, d. h. vervielfältigt und behalten.

Wieso hätte diese unehrenhafte Handlungsweise des Angestellten für die Straßburger Firma geschäftlichen Schaden bringen können?

Die Kölner Firma fabrizierte auch Kühl- und Trockenluftanlagen. Die Straßburger Firma hätte manchen der Kunden verlieren können dadurch, daß die Kölner Firma nun an die Kunden, deren Adresse ihr verraten worden war, herantrat.

Warum nur trat keine Schädigung ein?

Weil die Kölner Firma bald darauf bankerott wurde.

Es befriedigt uns, daß das Reichsgericht dennoch den Reisenden bestrafte.

Er hat treulos und unehrenhaft gehandelt.

Lehre?

Sei denen treu, bei denen du angestellt bist und rechtfertige das dir geschenkte Vertrauen!

III. Fürsprache.

14. Ein Knabe hat seinen deutschen Aufsatz nicht geschrieben. Der Lehrer bemerkt es und tadelt ihn scharf. Ängstlich und hilflos schaut er zum Lehrer empor.

Da erhebt ein anderer Schüler seine Stimme: „Er war nicht faul. Ich weiß es. Seine Mutter ist krank, und er mußte zum Arzt laufen, und der war nicht da. So mußte er zu mehreren andern Ärzten gehen und dann noch Arznei holen. Und dann mußte er seiner Mutter Umschläge machen."

Der Lehrer schaut wohlgefällig auf den Knaben, der so freimütig für seinen Mitschüler eintritt. Welche Stelle der Lutherschen Erklärung hat der Knabe recht verstanden?

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten entschuldigen.

Den Mitschüler kann der Lehrer nun auch erst richtig beurteilen.

Statt ihn zu tadeln, wird er ihn loben. Hier ging die Kindespflicht vor.

Und der Mitschüler wird seinen Kameraden, der Fürsprache für ihn eingelegt hat, noch lieber haben denn erst.

Der hat sich als ein rechter und treuer Freund erwiesen.

15. Der offenherzige Junge wird Schlosser. Da tritt in seine Fabrik ein tüchtiger, strebsamer, stiller Mitgeselle ein, an den er sich bald eng anschließt. Sie werden Freunde. Und das gerade ärgert die andern, denn das stille, zurückgezogene Wesen können die andern nicht ausstehen. Der ganze Mensch ärgert sie.

Einst findet der Offenherzige die Fabrik in Aufregung. Alle umstehen den Stillen. „Ja, ja, jetzt ist's am Tage. Er hat gesessen. Er ist im Gefängnisse gewesen. Jetzt kennen wir den Heimtücker. Wir arbeiten nicht mit ihm weiter."

Sofort ergreift unser Freund das Wort. „Ja, das ist wahr! Er war im Gefängnis, aber er hat niemanden betrogen und auch nicht schändlich gehandelt. Er hat einst gesehen, wie rohe Burschen eine alte hilflose Greisin mit Steinen warfen. Er hat damals wütend drein geschlagen, zu wütend, denn er hat den rohesten Burschen damals fast zum Krüppel geschlagen. Er hat bereut, er hat gebüßt. Und ihr wollt ihm nun seine Ehre rauben?"

Einem schönen Spruche aus dem Alten Testament gemäß handelt hier der Schlossergeselle. **Spr. Sal. 31, 8.**

Tue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind!

Wessen vorbildliches Handeln ist nicht spurlos an seiner Seele vorübergegangen?

Das des Herrn Jesus, der froh und willig für die Elenden und Bedrückten eintrat.

Und welchen Worten Luthers entspricht sein Auftreten?

Wir sollen . . . unsern Nächsten entschuldigen.

16. „Weißt du, Robert, zu unsern Ausflügen können wir auch Paul mitnehmen. Er ist sehr nett in der Unterhaltung, verdirbt keinen Spaß, ist anständig und bescheiden und interessiert sich für alles Höhere. Versuchen wir's einmal!"

Der so sprach, verstand eines recht gut.

Die Vorzüge des Freundes ins rechte Licht zu setzen, ihn zu empfehlen, Gutes von ihm zu reden.

Das soll man tun, frei von allem Neid und auch von aller Übertreibung.

Die drei wurden gute Freunde fürs Leben.

17. Der die beiden, Paul und Robert, zusammenbrachte, wurde später Lehrer. Eine seiner Schülerinnen sollte eine sehr gute Stellung bekommen, aber da hatte jemand gesagt: „Das ist ein liederliches Mädchen."

Der Lehrer wurde um sein Urteil, ein mündliches Zeugnis gefragt. Er sagte: „Gewiß. Ihre Arbeiten waren oft voller Kleckse, die Bücher mitunter nicht sauber. Ich will das nicht beschönigen, nicht verschweigen, auch nicht entschuldigen. Wenn sie sich bisher darin nicht gebessert hat, so muß sie es durchaus tun.

Aber es ist ein sehr tüchtiges und sehr fleißiges Mädchen. Sie ist auch begabt und sehr gutherzig und willig. Ich kann sie bestens empfehlen. Abgesehen von der Führung der Bücher, war sie eine meiner besten Schülerinnen.

Inwiefern hat er recht gehandelt?

Er leugnet die Fehler nicht. Aber er hebt auch das Gute hervor, das an dem Mädchen zu loben ist.

Tut auch also!

18. Anna und Hermine haben sich bitter veruneinigt, sie, die erst so treue Freundinnen waren. Und Anna erzählt vor der Konfirmandenstunde von Hermine: „Sie ist unehrlich. Sie hat einmal das Schulgeld vernascht, das ihr ihre Eltern mitgegeben haben."

Ein andres Mädchen der Klasse, Frieda, hört davon. Sie stellt Anna zur Rede. Die gibt an: „Ja, das ist wahr. Als Hermine im ersten Schuljahre war, da ist das vorgekommen."

„Aber Anna!" sagt Frieda. „Das ist ja fast 7 Jahre her. Selbst wenn es wahr wäre, so nachträglich kann ein Mensch doch nicht sein. Und wie kannst du das arme Mädchen um all ihre Ehre bringen. Das schadet ihr doch im Fortkommen im Leben. Wenn der Geistliche oder der Lehrer davon hört, so wird das vielleicht eine schlimme Sache, aber für dich." So bringt sie allmählich die Anna dazu, daß sie ihr Gerede einstellt.

Dann geht sie zu Hermine. „Sieh'!", sagt sie zu der, „Anna ist viel freundlicher geworden. Sie hat ihr dummes Gerede eingestellt. Nun achte drauf, vielleicht gibt sie dir Gelegenheit zur Aussöhnung!"

Hermine will nicht. Sie ist zu tief gekränkt. Aber Frieda redet ihr immer zu. „Sieh!" sagt das kluge, gute Mädchen. „Das Leben ist so kurz. Und bald ist unsre Schulzeit zu Ende. Eine Freundin nach der andern wird wegsterben, manche gehen auf andre Weise verloren. ‚Halte, was du hast!'"

Endlich hat Anna in der Konfirmandenstunde ihr Neues Testament vergessen. Der Geistliche aber hält sehr streng darauf, daß es jede mit hat.

Da gibt Frieda der Hermine das ihre und sagt: „Anna ist jetzt in großer Angst. Borge ihr das deine! So beschämst du sie am besten, und sie wird ihr Unrecht einsehen."

So kommt endlich eine Aussöhnung zustande und eine Freundschaft, die über das ganze Leben dauert.

Frieda hat das Hauptverdienst.

Sie hat der Schuldigen die Wahrheit gesagt,
der Unschuldigen gut zugeredet
und eine Gelegenheit zur Versöhnung benutzt.

Zufrieden und froh kann sie sein einem Ausspruche des Herrn Jesus gemäß, Mt. 5, 9.

Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Wörtlich übersetzt heißt dieser Spruch: Selig sind die Friedenstifter, denn sie werden Gottes Söhne heißen.

Im ersten Teil paßt der Spruch in diesem Wortlaute ganz genau.

Sie hat den Frieden vermittelt, gebracht, gestiftet.

Inwiefern entspricht ihr Handeln dem Wortlaute der Erklärung des 8. Gebotes?

Wir sollen alles zum besten kehren (lenken, wenden, auslegen).

Das neunte und zehnte Gebot.

A. Grundlegung.

Einstimmung.

1.

Glühend heiß schien die Sonne. Am heißesten aber auf einen Weinberg, der an der Grenze der königlichen Gärten lag. Da arbeitete Naboth, der Bauer aus Jesreel. Gern leistete er die schwere Arbeit vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, denn er hatte seinen Weinberg lieb.

Vor langen Jahren hatten ihn seine Vorfahren mit ihrem Blute erworben, sie hatten Blut und Leben darangesetzt, das Land mit zu erobern. Bei der Verteilung hatten sie diesen Weinberg bekommen, nacktes, steiniges Land damals, verwildert und ungepflegt. Der erste hatte die schwerste Arbeit gehabt und die geringste Ernte. Mit ihrem Schweiß hatten sie den Boden gedüngt, mit ihrer Arbeit wertvoll gemacht, und mit berechtigtem Stolze schaute er über das wohlgepflegte Land mit den kräftigen Weinstöcken und den herrlichen Trauben: Das alles ist mein! Mein Besitz! Mein Erbe! Mein Eigentum!

2.

Am Fenster aber des königlichen Palastes stand Ahab, der König. Er schaute hinüber in den Weinberg und auf den arbeitenden Mann. „Ich möchte meinen Gemüsegarten vergrößern." So denkt er bei sich. „Da paßt mir Naboth's Weinberg recht gut. Ich würde mir dort einen Kohlgarten anlegen. Wenn ich doch den Weinberg hätte!"

Erstes grundlegendes Beispiel (9. Gebot).

Der König Ahab will dem Bauer Naboth seinen Weinberg abkaufen.

1.

1. Könige 21, 1—4.

Inwiefern war der Wunsch des Königs kein Unrecht?

Jeder hat das Recht, seinen Besitz zu vergrößern. Der Weg, den König

Wir können den Mißmut des Königs gar wohl begreifen.

Aber wir wissen auch, daß Ahab die Pflicht hatte, sich zu beherrschen, seinen Unmut zu bekämpfen, seine Aufregung zu beruhigen. Durch welche Gedanken?

Doch konnte er sich aber in seiner Willensschwäche nicht aufraffen. Er benimmt sich in seinem Ärger wirklich wie ein ungezogenes Kind. Inwiefern?

Hätte nicht Naboth die Pflicht gehabt, dem Ahab, der doch sein König war, den Weinberg abzulassen?

Naboth's Hartnäckigkeit, mit der er seiner Väter Erbe festhält, hat auch etwas Rührendes.

Ahab vorschlug, war ja auch ein ganz ehrlicher: Kauf oder Tausch.

Er hätte so gern den Weinberg gehabt, der so günstig an seinem Besitztum lag. Er wollte so gern einen Kohlgarten haben.

„Es gibt kein gesetzliches Mittel, meinen Lieblingsplan durchzusetzen. Schade. So will ich also darauf verzichten."

Er ist verstimmt, zeigt sich mißmutig.

Doch nicht. Soweit geht die Pflicht des Untertanen nicht. Der Weinberg ist Naboth's Eigentum und bleibt es.

Er denkt: „Es ist der Boden, den meiner Väter Schweiß gedüngt hat. Ich will ihn behalten, was auch mir dafür geboten wird."

2.

Das phönizische Weib des Königs Ahab hatte ganz andere Begriffe vom Rechte eines Herrschers. Sie höhnt ihren Gemahl. Das hält sie für Schwäche, daß er nicht fest zupackt und dem Weinbauer einfach das Seine nimmt.

1. Könige 21, 5—7.

Ahab dämpft sein Begehren nicht. Das war sein erster Fehler. Sein zweiter?

Er bekämpfte seine Begierde nicht, er gab ihr immer neue Nahrung. Wie denn?

Er schweigt zu Isebels Worten.

1) Er dachte immer an den Weinberg.

2) Er malte sich immer von neuem aus, wie schön es wäre, wenn er seinen Gemüsegarten vergrößern könnte und einen Kohlgarten sich in Naboth's Weinberg anlegen.

3) Er stellte sich Naboth's Ablehnung immer wieder vor und ärgerte sich immer wieder von neuem.

Und was hatte Isebel doch gesagt?

„Ich will dir schon den Weinberg des Naboth aus Jesreel verschaffen."

Hier nun erleben wir seinen zweiten Fehler.

Ahab schweigt.

Dazu schweigt er! Er, der König! Er läßt sie gewähren! Welche Schuld nimmt er auf sich?

Was sie auch tut; er, der König, macht sich zum Mitschuldigen ihrer Taten.

Ahab's zweiter Fehler (sein Schweigen) ging aus dem ersten (dem Begehren) hervor. Inwiefern?

Er schweigt nur deswegen, weil er im Stillen dachte: „Vielleicht bekommst du so doch noch den Weinberg."

Durch sein Schweigen zu Isebel's Andeutung eines Planes („Ich will dir den Weinberg verschaffen") lud Ahab eine schwere Schuld auf sich. Aber welches war seine Grundsünde?

Daß er Naboth's Weinberg, den er doch auf gesetzmäßigem Wege nicht bekommen konnte, hartnäckig begehrte.

Ahab dachte nicht an den Sinn des göttlichen Gebotes aus alter Zeit, aus der Väter Tagen:

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus.

1. Könige 21, 8—9.

Die Königin hätte ganz anders handeln müssen, wenn sie eine edle Frau gewesen wäre.

Sie hätte zum Könige sagen müssen: „Du hast doch genug Gärten, was willst du dem Naboth seinen einzigen nehmen? Laß dem Mann sein Erbe! Denke nicht daran!"

Denn was muß jeder Mensch lernen, auch ein König?

Auf einen Lieblingswunsch verzichten.

Statt dessen sitzt die Königin da und sinnt und sinnt. Und wahrlich einen schurkisch-schlauen Plan hat sie gar bald ausgedacht! Sie benutzt ein Gesetz, die Zeit der Dürre und zwei verbrecherische Männer, dem König den Weinberg zu verschaffen. Welches Gesetz?

Das Gesetz: Beschimpfung des Königs wird geradeso wie Beschimpfung Gottes mit dem Tode durch Steinigung bestraft.

Wieso die Zeit der Dürre?

Indem sie ein Fasten ausschreiben läßt, bei dem jeder sich umschaut nach dem, der die Schuld trägt an der dürren Zeit. Und den Naboth läßt sie als Vorsteher dran teil nehmen! Wie wird die Wut des Volkes sich gegen ihn richten!

Wozu stiftet sie die verbrecherischen Männer an?

Daß sie aussagen und beschwören: „Naboth hat Gott und den König gelästert."

Wahrlich sehr listig, sehr schlau ist dieser Plan ersonnen! Friedlich arbeitet der Bauer in seinem Weinberge. Droben sitzt die schurkische Königin und beschließt, ihn um seine Ehre und um sein Leben zu bringen, damit sie dem Könige — seinen Weinberg verschaffe.

Der Himmel bewahre unsere Seele vor solchen Gedanken, ja, vor den Anfängen solcher Gedanken!

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht mit List nach seinem Erbe oder Hause stehen.

4.

Und wie hat das böse Weib den bösen Plan ausgeführt?

1. Könige 21, 11—14.

So ist die entsetzliche Tat geschehen. Und Ahab, der König?

Ahab geht, den Weinberg Naboth's in Besitz zu nehmen als rechtmäßiger Besitzer.

Scheinbar war in der Tat alles rechtmäßig zugegangen. Naboth war nach Recht und Gesetz getötet worden.

Er hatte ja — nach den Aussagen der Zeugen — Gott und den König gelästert. Darauf stand die Todesstrafe.

Den Weinberg nahm nun Ahab auch mit Fug und Recht.

Das Gut der getöteten Verbrecher fiel dem Könige anheim.

So wars ja ausgeklügelt in dem heimtückischen Plan der Königin. Aber vielleicht regt sich nun in Ahab's Herzen das bessere Ich? Wie meine ich das?

Sein Gewissen, das ihm sagt: Nein, das darfst du nicht! Du darfst den Kindern des unschuldig Gemordeten nicht noch ihre Habe nehmen, nachdem die Königin ihnen ihren Ernährer, Erzieher, Vater genommen hat!

Wir wollen sehen.

1. Könige 21, 15. 16.

Der König geht! Da tritt ihm an der Stätte des Unrechts, in Naboth's Weinberg, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, der Prophet entgegen und schleudert ihm die beiden Worte ins Gesicht, die ihn wie Peitschenhiebe treffen: „Mörder und nun auch noch Räuber!"

1. Könige 21, 15—19a.

Aber war der Weinberg nicht ganz nach dem jüdischen Recht erworben?

Das soll Recht sein? Den Anschein des Rechtes hatte Isebel der Sache gegeben, um die Menschen zu täuschen.

Aber des Propheten Blick schaut tiefer bis auf den Grund der Seele.

Er erkennt, welche Verbrechen der König begangen hat unter dem Deckmantel des Rechts.

Und er spricht es offen aus, was er von ihm hält, mit den beiden furchtbaren Worten.

Mörder und nun auch Räuber!

Eine gewaltige Mahnung für alle Zeit!

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsers Nächsten Haus oder Erbe nicht mit einem Schein des Rechtes an uns bringen.

4.

Auch andere Leute in Israel mögen die Sache durchschaut haben, manche vielleicht schon frühzeitig.

Was hätten die Nachbarn tun können, das Unglück und Unrecht zu verhindern?

Naboth mag ganz bestürzt gewesen sein über die falschen Zeugen. Was wird er einfach entgegnet haben auf ihre Anklagen?

Nein, das ist nicht wahr, ich habe nie Gott und nie den König gelästert.

Ein besonnener Mann hätte mit Klugheit dem Naboth hier beistehen können. Welche Fragen hätte er an den Zeugen richten sollen?

Wann, wo, bei welcher Gelegenheit ist das geschehen?

Was hätte er von Naboth feststellen müssen in Hinsicht auf Zeit und Ort? (Etwa, wann die Zeugen ausgesagt hätten: es war am dritten Sabbath vor der Festversammlung im Weinberghäuschen in Samaria, als Naboth Gott und den König beschimpfte?)

Ob Naboth vielleicht zu dieser Zeit nachweislich an einem andern Ort geweilt hat und gesehen worden ist.

Es wäre auch zweckmäßig gewesen, die Zeugen vorher zu trennen und jeden einzeln zu verhören. In welcher Absicht?

Dadurch die Wahrheit zu ermitteln. Da der eine nicht weiß, was der andere gesagt hat, können sich leicht Widersprüche ergeben. An ihnen kann man oft die Wahrheit ermitteln.

Zu welchem Endzwecke?

Daß die Wahrheit ans Licht kommt und recht geurteilt wird.

Demselben Zweck wäre es auch förderlich gewesen, die blinde Wut des Volkes in ihr Gegenteil zu wan-

Er hätte hinweisen können auf Naboth's Vorleben. „Wir kennen ihn alle seit Jahrzehnten. Nie ist ein

deln. Was hätte ein geschickter Mann dazu tun können?

Die Königin hatte Naboth in böser Absicht zum Vorsteher gemacht. Nämlich?

Und?

Gerade ins Gegenteil hätte man die Wirkung verkehren müssen. Auf welche Weise? (Überlegt nur! Wenn die Bösen böse, schlaue Mittel anwenden, muß man ihnen mit guten, noch schlaueren begegnen!)

Auch das Gerechtigkeitsgefühl hätte der Fürsprecher anrufen können.

Und schließlich das Mitleid.

Was hätten die wohl getan, die schon die Steine in ihrer blinden Wut erhoben hatten?

Und vielleicht wäre der Endzweck erreicht worden. Welcher?

Was hätten die Nachbarn aber jedenfalls tun müssen, diesen Zweck zu erreichen?

Denn?

Wort gegen den König oder gar gegen Gott über seine Lippen gekommen. Sollen zwei hergelaufene Männer uns über unsern Naboth belehren? Soll eine zwanzigjährige Kenntnis durch den Lufthauch der Lippen zweier Männer umgestoßen werden?"

Nämlich: 1) Daß das Volk sagt: „Und er läßt sich zum Vorsteher der Fastenversammlung machen und ist der an der Dürre Schuldige als Gotteslästerer."

Und daß es hinzufügt: 2) „Der König ist ihm so wohlwollend, daß er ihn zum Vorsteher ernennt, und Naboth ist ihm so böse gesinnt, daß er ihn beschimpft."

„Wie hätte er den König beschimpfen können, bei dem er so gut steht, daß der ihn zum Vorsteher macht?"

„Wie hätte er Gott beschimpfen können, der ihn mit einem so herrlichen Besitz und Erbe gesegnet hat?"

„Wollt ihr unschuldiges Blut vergießen? Einen ehrenhaften Mann mitten aus seiner ehrlichen Arbeit reißen? Wenn Naboth unter unsern Steinwürfen fällt, kanns nicht morgen jedem so gehen?"

„Denkt an seine Frau! Wollt ihr sie zur Witwe machen? Und an seine Kinder? Sollen sie Waisen werden?"

Sie hätten sie wieder sinken lassen und hätten abgelassen von diesem frevelhaften Tun.

Daß Naboth sein Erbgut, seinen Weinberg, behalten hätte.

Alles, was in ihren Kräften steht.

Dann hätten sie ein Unrecht verhindert und dem Recht zum Siege verholfen.

Dazu sollen wir unsern Nächsten fördern, wo wir können, auch wenn er nichts davon weiß; dazu sollen wir uns aber auch offen in seinen Dienst stellen.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, (und so) unserm Nächsten sein Gut und Erbe zu behalten förderlich und dienstlich sein.

Geschichtliche Vertiefung.

Noch tiefer werdet ihr hinein dringen in den Sinn dieser Geschichte von dem habsüchtigen, willensschwachen König Ahab und seiner verbrecherischen, willensstarken Königin, wenn ihr die jüdische Gesetzesbestimmung lest:

3. Mose 25, 23.

„Darum sollt ihr das Land nicht verkaufen ewiglich; denn das Land ist mein, und ihr seid Fremdlinge und Gäste vor mir."

Jetzt verstehen wir erst die Starrköpfigkeit des Naboth[1]). Eigentlich hätte er doch zwei Gründe gehabt, den Willen des Königs zu erfüllen.

1) Er wäre seinem König gefällig gewesen.

2) Er hätte kein übles Geschäft gemacht.

Aber er hatte auch zwei gewichtige Gründe gegen den Verkauf.

(1) Es war seiner Väter Erbe, ein schöner Besitz und eine Stätte lieber Jugenderinnerungen.

(2) Das Gesetz des Moses verbot den Verkauf des Bodens.

Warum nur? Das ganze Volk hat Gut und Blut daran gesetzt, den Grund und Boden, das gelobte Land, die neue Heimat zu erwerben. Nun sollte aber auch das ganze Volk etwas davon haben.

Moses hatte bestimmt, daß jeder Stamm, jede Familie (außer dem Priesterstamm Levi, der ja den Boden nicht bebaut) einen bestimmten Teil des eroberten Landes bekam. Aber die Familien sollten das Land nur als Geliehenes, als Lehen bekommen. Der Boden soll allen bleiben. Jede Familie soll ihren nötigen Lebensunterhalt durch den unverkäuflichen Boden behalten. Wahrlich, ein bewundernswertes Gesetz!

Der Boden ist heilig. Er ist durch Gottes Hilfe und des Volkes

---

[1]) Schatter, Die Bodenreform in der Schulpraxis. Mit einem Hinweis auf die Beziehungen der Bodenreform zur Jugendfürsorge, Jugendpflege und Schulpolitik. Langensalza 1913, Schulbuchhandlung von Greßler.

Blut Nationaleigentum geworden, er darf nicht wie gewöhnliche Ware verschleudert, verwuchert und verkauft werden.

Der Boden ist keine Ware. Er ist die Grundlage der Existenz des Volkes. Wer eine Familie vom Boden löst, der macht sie brotlos, liefert sie der Armut aus und untergräbt des Volkes Wohlfahrt.

Nicht verkaufen durften sie das Land, nur verpachten auf höchstens 49 Jahre. Denn aller 50 Jahre war ein Jahr der Wiedergabe, in dem jeder wieder zu seinem Eigentum kam.

3. Mose 25, 10. 13. 16.

„Und ihr sollt das 50. Jahr heiligen, und sollt es ein Erlaßjahr heißen im Lande, allen, die darin wohnen. Denn es ist euer Halljahr, da soll ein jeglicher bei euch wieder zu seiner Habe und zu seinem Geschlecht (Besitz) kommen."

Naboth, ein Jude von unverfälschter Gesinnung, hält fest am Gesetz. Nicht er lästert Gott und den König, aber der König versündigt sich am Staatsgrundgesetz und am Gesetze seines Gottes.

Beleuchtungsbeispiel.

Es ist 120 Jahre später in Juda. Der Prophet Jesaja wandert durch das Land. Ein stilles Waldtal öffnet sich in eine fruchtreiche Ebene. Ein friedliches Dorf liegt da. Wie glücklich müssen die Einwohner sein!

Da kommen weinende Kinder ihm entgegen. Dahinter die Mutter mit müdem Schritt. Sie bleiben noch einmal stehen und schauen tränenden Auges zurück.

Von Haus und Hof vertrieben, müssen sie in die Fremde ziehen. Die Frau erzählt:

„Mein Mann starb. Geld mußte ich borgen zur Aussaat. Der reiche Gutsbesitzer verborgte mirs gleich, aber gegen hohe Entschädigung und gegen hohe Zinsen. Mißernte kam. Teuerung. Wir mußten mehr borgen. Da nahm der Reiche einen Acker nach dem andern. Heute das Letzte: das Haus. Er hat's mit anderen auch so gemacht. Das Nachbarhaus gehört ihm auch und das nächste und übernächste: das halbe Dorf, und an Acker noch mehr, noch viel mehr."

Da wallt heißer Zorn durch des Propheten Seele. Da flammt es in Worten auf:

Jes. 5, 8. (9. 10.)

„Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen."

Zweites grundlegendes Beispiel. (10. Gebot.)

15 Jahre später ists, zu Michas, des Propheten Zeit. Drei Wanderer ziehen die Straße entlang. Der älteste von ihnen mit dem ergrauten Haar und den traurigen Augen ist schon lange einsilbig gewesen; je mehr sie sich dem Bauernhofe da näherten, desto schweigsamer ist er geworden, endlich ist er ganz verstummt.

Da setzen sie sich, während die glutrote Sonne sich dem Himmelsrande nähert, von der Wanderung ermüdet auf einen Stein. Eine Weile schauen sie hinüber nach dem schmucken Bauerngehöft, das unter ihnen liegt.

„Ein schöner Hof", sagt der mittlere der Männer. „Nur die Felder sind nicht gut gepflegt", bemerkt der jüngste mit seiner raschen, frischen Stimme, die hellen Blicke umherwerfend. Da fährt der ältere auf: „Sie standen früher in Kraft und Schmuck. Ich weiß es, ich ...." Als habe er sich verraten, verstummt er rasch.

„Du? Woher?" fragte der mittlere. „Ich? Ich weiß es. Ich habe vor Jahren den Hof besessen, schönes Vieh, treues Gesinde, ein braves Weib." Und ein Seufzer aus tiefster Brust, einem Wehelaut gleich, schließt seine Rede. Die andern beiden schauen voll Mitleid auf den Mann.

Langes Schweigen. Dann: „Erzähle!"

1. Deines Nächsten Weib nicht ablocken.

„O Zibja, mit dem schwarzen Haar, du warst die Seele dieses Hofes! Du hast ihn so groß gemacht durch deine aufmerksamen Augen, deine fleißigen Hände, deinen starken, tatkräftigen Willen!

Aber das Haupt unserer Gemeinde, der Oberste im Ort, neidete mir mein Glück. In seiner Seele stieg der schlimme Wunsch auf: Mich wollte er arm und sich reich machen. Mit süßen Schmeichelworten, man hat mir's hinterher erzählt, suchte er sie zu betören. Alles versprach er ihr: Ein reiches, sorgenfreies Leben, schöne Kleider, Schmuck, Geld so viel sie wollte. Lieb und gut wollte er sein und sie auf den Händen tragen. Eines Tages war mein Haus leer. Fort war sie, fort, in die Ferne. Mit ihr war mein Glück fortgezogen in die Fremde."

2. Knecht und Magd nicht abdringen.

„Armer Freund!" sagte der mittlere teilnahmvoll. Aber der junge entgegnete mit blitzenden Augen: „Du warst ein Mann. Hast du als Mann die Hände sinken lassen? Das war nicht recht getan. Du hattest einen schönen Hof und gutes Gesinde."

„Ja, das ist wahr, das hatte ich. Und so hab ich mir auch gesagt und hab meine ganze Kraft zusammengerafft. ‚Vorwärts, ohne sie!' das war meine Losung, als ich in dem leeren, öden Heim saß. Mit Feuereifer ging ich an die Arbeit. Arbeit ist ja eine süße Trösterin im Leid.

Mein Feuereifer steckte auch mein Gesinde an. Knechte und Mägde taten wirklich ihr Bestes. Ich hatte aber auch einen Oberknecht, der sich sehen lassen konnte, und eine Obermagd, um die mich alle beneideten.

Ja, der Neid, das war's. Was hat ihnen der Nachbar nicht alles geboten, wenn sie zu ihm kämen! Doppelten Lohn, bessere Wohnung, besseres Essen, viel freie Zeit. Ordentlich gezwungen hat er sie, bis er sie überredet hatte. Dann war ich meine tüchtigsten Leute los. Wie sollte ich nun den schlimmen Zeiten entgegensehen, die kamen? Hagel, Überschwemmung, nasse Zeit! Mein Hof ging zurück und zurück. Ein Stück Land, ein Stück Vieh nach dem andern mußte ich verkaufen an den Nachbar, der sein Anwesen vergrößerte von dem meinen. Wie ein hungriger Wolf war sein Begehren, sein ungezähmtes Begehren, das mir Knecht und Magd geraubt."

3. Deines Nächsten Vieh nicht abwendig machen.

Inzwischen war die Dämmerung eingebrochen, und die drei Männer saßen eine Weile ruhig und nachdenklich im Halbdunkel da.

Da ward ein leises Winseln von der Straße laut. Ein Hund ward sichtbar, und wedelnd näherte er sich dem Alten. „Mein Hund! Mein Hund!" rief er aus. „Mein altes, treues Tier! Du kommst wieder zu deinem Herrn, du verläßt ihn nicht im Elend!" Und während er sich niederbeugte, flossen Tränen in seinen grauen Bart.

„Den habe ich verloren, als ich alles verloren hatte, als sie mich abführten nach dem Schuldturm, weil ich nicht mehr bezahlen konnte. Ich hatte mein Geld wahrlich nicht verschwendet. Schmale Bissen hatte es in der letzten Zeit gegeben für mich und meinen Hund.

Nach ihm habe ich mich damals umgedreht. Er hatte mir folgen wollen. Da hat ihn der Schmied angerufen und dem hungrigen Tier ein Stück frisches Ochsenfleisch hingehalten, daß es sich zu ihm hinwendete. Dann hat er es in seine Schmiede gesperrt, bis ich abgeführt war. So hatte er mir noch mein letztes, meinen Hund abwendig gemacht."

4. Du sollst nichts begehren von dem, was deinem Nächsten ist.

„Alles hatten sie mir geneidet! Meine Freunde, meine Gesellschaft, meine Bekannten, die zu mir auf meinen Hof gekommen waren, alles! Meine Stellung, meinen Namen, mein Glück! Und

dann haben sie mir alles genommen! Nur der Hund ist mir treu geblieben; denn er ist zu mir zurückgekehrt."

Da ergreift den jüngeren heiliger Zorn, und mit lauter Stimme ruft er in das Dunkel der Nacht hinein:

Micha 2, 1. 2.

(1) Wehe denen, die Schaden zu tun trachten und gehen mit bösen Tücken um auf ihrem Lager, daß sie es früh, wenn es Licht wird, vollbringen, weil sie die Macht haben!

(2) Sie reißen zu sich Äcker und nehmen Häuser, welche sie gelüstet; also treiben sie Gewalt mit eines jeden Hause und mit eines jeden Erbe.

(Micha) 2, 8. 9.

(8) Aber mein Volk hat sich aufgemacht wie ein Feind; denn sie rauben beides, Rock und Mantel denen, so sicher daher gehen, gleich wie die, so aus dem Kriege kommen.

(9) Ihr treibet die Weiber meines Volkes aus ihren lieben Häusern und nehmet stets von ihren jungen Kindlein meinen Schmuck.

(Micha) 3, 1. 2.

(1) Höret doch, ihr Häupter im Hause Jakob und ihr Fürsten aus dem Hause Israel, ihr solltet so billig sein, die das Recht wüßten!

(2) Aber ihr hasset das Gute und liebet das Arge, ihr schindet ihnen die Haut ab und das Fleisch von den Beinen.

(Micha) 7, 1. 2.

(1) Ach, es gehet mir wie einem, der im Weinberge nachlieset, da man keine Trauben findet zu essen und wollte doch gerne die besten Früchte haben.

(2) Die frommen Leute sind weg von diesem Land; und die Gerechten sind nicht mehr unter den Leuten. Sie lauern alle aufs Blut; ein jeglicher jagt den andern, daß er ihn verderbe.

5. Weib, Gesinde und Vieh anhalten, daß sie bleiben und tun, was sie schuldig sind.

Da kommen Leute aus dem Dunkel und sammeln sich um die Gruppe, und einer beleuchtet die Szene mit einer Fackel.

Und einer findet sich, der sie in sein Haus lädt, denn gastfreundlich sein ist Judenart, und außerdem hat im Fackellicht das Gesicht des Alten ihn so eigen angemutet. Nun bei der erznen Lampe Schein im Zimmer drin erkennt er den frühern Bewohner des Dorfes.

„Beruhige dich!" sagt der Bauer tröstend zu ihm. „Dein Weib ist im Elend verkommen. Knecht und Magd haben Stelle um Stelle gewechselt."

„Wie kann das mich trösten," antwortete er traurig, „daß auch sie das Glück nicht fanden. Das meine ist ja doch zerstört."

„Ich mache mir Vorwürfe," sagt der Einwohner des Dorfes und schaut zum Sternenhimmel empor. „Dein Weib hätte ich sollen zur Vernunft bringen, als ich die ersten vertraulichen Reden über den Zaun hörte. Mir ist nur damals nicht zum Bewußtsein gekommen, was das bedeutete. „Bleib bei deinem Mann!" hätte ich sagen sollen, „ihr zusammen findet euer Glück. Er ist gut und brav, bleib ihm treu! Halte dich zu ihm, und höre auf die Schmeichelreden nicht! Das bist du ihm schuldig. Es wäre für dich und für sie besser gewesen."

„Und ähnlich hättest du auch den Knecht und die Magd anhalten sollen zu bleiben," sagte der mittlere Mann, „sie hätten schon getan, was sie zu tun schuldig waren."

Da wendete sich der Alte zum Hund, streichelte ihn und sprach: „Und dir, so scheint mir, brauchte man gar nicht erst zuzureden, wenn die dich nur nicht mit Gewalt zurückgehalten hätten."

„Ein edles Tier ist treuer als ein schlechter Mensch," sagte der Prophet mit Nachdruck.

Der Wortlaut des 10. Gebotes:

Du sollst nicht begehren deines nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist.

Was ist das? (Oder: Wie erklärt das Dr. Martin Luther?)

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht sein Weib, Gesinde oder Vieh abspannen[1]), abdringen oder abwendig machen, sondern dieselben anhalten, daß sie bleiben und tun, was sie schuldig sind.

Der Kern des 10. Gebotes.

Das Unglück des armen Mannes ist durch seine Nächsten gekommen. Durch wen alles?

Durch das Oberhaupt der Gemeinde, das ihm sein Weib abgelockt hat.

Durch den Nachbar, der ihm das Gesinde abgedrungen hat.

Durch den Schmied, der ihm den Hund abwendig gemacht hat.

Durch die Einwohner, die ihm seine Freunde und Bekannten verhetzt haben.

Die Ursache ist die gleiche, wie beim 9. Gebot.

Das Verlangen nach dem, was einem andern gehört.

[1]) Spannen ist locken, vergl. Gespenst (das Lockende).

Wie hätten sich diese Leute alle sagen müssen? Zunächst der Oberste der Gemeinde!

Das ist das Weib des Nächsten. Sie ist tüchtig und brav. Ich will mir ein Weib suchen, das diesem ähnlich ist. Sein Weib aber ist mir fern. Ich habe nichts mit ihr zu schaffen.

Der Nachbar im gleichen Sinne.

Ich will mir zwei fähige Leute aussuchen, Knecht und Magd, und will sie heranbilden und erziehen, daß sie eben so tüchtig werden, wie die des Nachbars.

Und ähnlich mit dem Vieh, dem Hund.

„Nachbar, euer Hund gefällt mir. Wollt ihr ihn mir verkaufen? Nicht? Schade! Aber wenn ihr einen ähnlichen seht, seid so gut und sagt mir's, ich würde ihn gern erwerben!"

Das heißt ehrlich und recht gehandelt.

Aber er fand vielleicht nirgends, was er suchte, kein solches Weib, kein solches Gesinde, kein solches Vieh. Was dann?

Eins wissen wir. Das, was er nicht tun durfte. Er durfte nicht danach streben, dem Nächsten das Seine zu nehmen.

Warum ist sein Verlangen, sein Begehren nach Weib, Gesinde, Vieh nun zu verurteilen?

Weil er auf rechte, gesetzmäßige, edle Weise nicht dazu kommen kann, daß seine Wünsche erfüllt werden.

Was muß er also mit seinem Begehren tun?

Er muß es bekämpfen, unterdrücken, besiegen. Er muß auf die Erfüllung seiner Wünsche verzichten.

Gewiß, das mag schwer sein. Aber so erforderts die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit.

Sie haben alle denselben Fehler gemacht, den Ahab sich zu schulden kommen ließ.

Sie gaben ihrer Begierde immer neue Nahrung.

1) Sie dachten immer an das Gut, das sie haben wollten.

2) Sie malten es sich aus, wie schön es wäre, es zu besitzen.

3) Sie stellten sich die Schwierigkeit immer von neuem vor, aber sie konnten sich nicht dazu entschließen, zu verzichten.

Darum wird das Begehren so groß in ihnen, das so viele ins Unglück reißt.

So ist der Kern des Gebotes also derselbe wie beim 9. Gebote.

Du sollst nicht begehren.

Das heißt?

Sobald du etwas, das du sehnlich verlangst, nur auf unrechte Weise erlangen kannst, mußt du verzichten.

Und der Unterschied gegen das 9. Gebot?

Im 9. sind die Güter des Nächsten leblos. Haus und Erbe.

Im 10. werden lebendige Güter des Nächsten geschützt.

Daraus ergibt sich, daß der, welcher sich gegen das 10. Gebot vergeht, doppelt sündigt. Inwiefern?

Er nimmt nicht bloß dem Nächsten das Weib. Er verleitet das Weib auch dazu, daß sie ihren Mann verläßt.

Er nimmt ihm nicht bloß das Gesinde, er lädt auch dadurch eine Schuld auf sich, daß er es zum Treubruch verleitet.

Er nimmt nicht bloß dem Nächsten sein Vieh, er entfremdet es ihm auch und versucht, ein edleres Gefühl in dem Tiere zu ertöten.

Er macht den Nächsten ärmer und Weib, Gesinde, Vieh schlechter. Weise das nach!

Er beraubt den Nächsten um das Seine.

Er verdirbt den Charakter des Weibes, Gesindes, Viehes.

Er macht sich nicht glücklich und die andern unglücklich. Wieso?

Sich nicht glücklich, denn die Freude, die er erhoffte, ward ihm nicht.

Andere unglücklich: Er überredet sie zur Treulosigkeit und bringt sie vom Wege des Rechtes ab.

Am meisten aber den, den er beraubt hat um sein Glück.

Darum: Unterdrücke in dir jedes unrechte Begehren!

* * *

Die Gebote der Nächstenliebe

4. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren,
5. Du sollst nicht töten,
6. Du sollst nicht ehebrechen,
7. Du sollst nicht stehlen,
8. Du sollst nicht falsches Zeugnis reden,

diese fünf Gebote

sind im 9. und 10. Gebot zusammengefaßt in die vier Worte

Du sollst nicht begehren,

oder an anderer Stelle der Bibel:

Laß dich nicht gelüsten.

B. Ausgestaltung.

1. Das 10. Gebot als kulturgeschichtliche Urkunde.

1. Du sollst nicht begehren deines Nächsten **Weib.**

Als das mosaische Gesetz niedergeschrieben wurde, war das Weib das Eigentum des Mannes, Eigentum, von dem sich der Mann trennen konnte, wie er sich von anderm Eigentume trennte, wann es ihm gefiel. Heute ist die Frau

weder Eigentum des Mannes,
noch bloß seine Gehilfin, die um ihn sei,
sondern seine Lebensgefährtin mit den gleichen Rechten und Pflichten und der gleichen Freiheit[1]).

2. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, **Knecht, Magd, Vieh** oder alles, was sein ist.

Eine absteigende Reihe! Knecht und Magd und dann gleich das Vieh. Das klingt uns heute unerträglich. In früherer Zeit galten die Knechte und Mägde noch nicht als freie Menschen, als freie Persönlichkeiten. Sie können heute hinziehen, wohin sie wollen, und bleiben, bei wem sie wollen, bei wem es ihnen am besten gefällt, und wo es ihnen am wohlsten geht[1]).

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unserm Nächsten nicht sein Weib, **Gesinde** oder Vieh abspannen (ablocken).

3. Als freie Persönlichkeiten wollen sie sich oft auch nicht mehr Gesinde nennen lassen (Gesinde: Dienerschaft, die im Hauswesen niedere Dienste verrichtet).

Vielleicht, weil in den Wörterbüchern das Wort einem andern mit üblem Beigeschmack nahe steht: Gesindel (gemeine, liederliche, verächtliche Leute).

Doch hat die ursprüngliche Bedeutung durchaus nichts Herabsetzendes. Es kommt von dem Verbum sinan = reisen. Die mit dem Herrn auf die Reise gingen, seine Begleiter, sein Gefolge. Sinnen = die Gedanken reisen lassen, hängt damit zusammen.

2. Wechselfälschung.

Ein sehr großes Unternehmen sollte ihn endlich zum reichen Manne machen, dies erforderte mehrere große Auszahlungen, und Henning half ihm fortwährend; die letzte stand aus, da zog Henning sich zurück . . .

Das Unternehmen mißglückte. Klausen war fast ruiniert. Der Verfalltag des Wechsels war beinahe herangerückt, das Letzte mußte versucht werden, — da schickte er Agathe nach Stavnede. Henning war erstaunt, sie zu sehen; denn sie hatte erst vor kurzem einem Kinde das Leben geschenkt, und das Wetter war rauh und regnerisch. Er führte sie in das

---

[1]) Pfeifer S. 350 f.

grüne Zimmer, und sie erzählte ihm von der unglücklichen Spekulation und von den Wechseln.

Henning schüttelte den Kopf und sagte ruhig und milde, daß sie ihren Mann mißverstanden haben müsse, man schreibe den Namen andrer Leute nicht unter Wechsel, das sei nämlich ein Verbrechen, geradezu ein Verbrechen, welches das Gesetz mit Zuchthaus bestrafe.[1])

Nein, nein, sie habe ihren Mann nicht mißverstanden, sie wisse, daß es ein Verbrechen sei, gerade deshalb müsse er helfen; wenn er nur keine Einsprache gegen die Unterschrift erhöbe, würde alles wieder gut werden.

Ja, dann müsse er ja den Wechsel bezahlen, und das könne er nicht; er habe schon soviel Geld in Klausens Geschäft, daß er über seine Kräfte belastet sei. Er könne nicht.

Sie weinte und bat.

Sie solle aber doch bedenken, daß er ungeheuer an Klausen verloren habe. Als sie ihm erzählt, daß das Unternehmen mißglückt, sei ihm wirklich gewesen, als ob ihm jemand einen Schlag ins Gesicht versetzt habe, so überrascht und bestürzt sei er gewesen. Als er dies Wort gebraucht, sei ihm eingefallen, daß sie ihn einmal geschlagen habe, ob sie sich dessen erinnern könne. Nein? . . . es sei eines Tages gewesen, als er sie damit geneckt, daß Bryde . . . ob sie sich wirklich nicht erinnern könne?

Doch; sie habe ihn in liebenswürdigem Zorn auf die Backe geschlagen, auf diese Backe hier. Ja, ob er denn nicht helfen könne?

Hier in diesem Zimmer war es. Ach, das war eine andre Zeit, eine merkwürdige Zeit! Er glaube auch, daß er einmal um sie angehalten habe, es käme ihm so vor. Gesetzt den Fall, daß sie ihn genommen; aber es sei töricht, davon zu reden; nein, Bryde war ein so schöner Mann; daß er so traurig ums Leben kommen mußte, der hübsche Bursche!

Ja, ja, aber gab es denn wirklich keinen Ausweg? Keinen?

Sie solle das mit den Wechseln nur nicht glauben; das habe Klausen ihr nur so eingeredet, um aus ihm herauszulocken, ob er ihm nicht noch ein wenig helfen könne; das sei ein Kniff, Klausen war ja pfiffig, sehr schlau, sehr schlau.

Nein, es sei wirklich, wie sie sage. Käme sie mit einer abschlägigen Antwort zurück, so müßte Klausen nach Amerika flüchten; der Wagen, der ihn nach der Eisenbahnstation in Vöer bringen sollte, war schon herausgezogen, als sie sich auf den Weg hierher machte.

Nein, das habe er von Klausen nicht gedacht. Das sei der gemeinste Schurkenstreich! Den Mann in Ungelegenheiten bringen, der ihm immer und immer wieder geholfen hatte. Er müßte sehr schlecht sein. Es sei empörend, auf diese Weise Unehre über die Frau und das unschuldige Kind zu bringen. Sie solle nur hören, was die Leute sagen würden! Arme Agathe! Arme Agathe!

---

[1]) Auch nach deutschem Recht. Nach § 268 des Strafgesetzbuchs für das deutsche Reich bis zu 5 Jahren.

Sie warf sich ihm zu Füßen und flehte: „Henning, Henning, hab' Erbarmen mit uns!"

„Nein, und tausendmal nein, mein Name soll frei von Flecken bleiben; ich helfe keinem Verbrecher!"

Dann ging sie.

Henning setzte sich hin und schrieb an die Polizei in Vöer, daß man Klausen wegen Wechselfälschung anhalten solle, wenn er sich auf der Eisenbahnstation zeige. Ein reitender Bote wurde mit dem Brief abgeschickt.

Am Abend hörte er, daß Klausen abgereist sei, am nächsten Tage, daß man ihn in Vöer angehalten habe.

Agathe mußte sich zu Bett legen, als sie nach Hause kam; schwach wie sie nach der kürzlich überstandenen Krankheit noch war, hatte sie die Anstrengung und die starke Gemütsbewegung nicht ertragen können. Die Nachricht, daß man Klausen angehalten, brach sie vollständig. Die Krankheit nahm einen heftigen, fieberhaften Verlauf, und drei Tage später kam die Meldung nach Stavnede, daß sie tot sei[1]).

3. Von eigenem Grund und Boden.

1. Mein Vaterhaus.

Wo's Dörflein dort zu Ende geht,
wo's Mühlenrad am Bach sich dreht,
da steht im duftgen Blütenstrauß
ein Hüttlein klein, mein Vaterhaus.

Darin noch meine Wiege steht,
darin lernt' ich mein erst Gebet,
darin fand Spiel und Lust stets Raum,
darin träumt' ich den ersten Traum.

Da schlagen mir zwei Herzen drin
voll Liebe und voll treuem Sinn,
der Vater und die Mutter mein,
das sind die Herzen fromm und rein.

Drum tausch' ich für das größte Schloß,
wär's felsenfest und riesengroß,
mein kleines Hüttchen doch nicht aus;
denn 's gibt ja nur ein Vaterhaus.

Wie glücklich wohnt die Familie auf eigenem Grund und Boden! „Wohnen", das Wort hängt mit Wonne zusammen. Elend ist der, der außer Landes gehen mußte (elend = aus dem Lande).

Heimweh ergreift ihn nach der lieben Heimat, Weh nach dem trauten Heim.

2. Im steinernen Meer der Großstadt.

In einer engen Nebengasse im Hinterhause wohnt eine arme Familie, sechs Kinder in engem Raume. Der Jüngste, der 7jährige, ist blaß und abgezehrt, lungenleidend, wie der Arzt feststellt. „Aufs Land", sagt der Arzt. Warum schicken ihn die Eltern nicht? Kein Geld.

Aber die christliche Liebe ist heute noch nicht ausgestorben. 3 Monate kommt er in eine wundervolle Walderholungsstätte. Ganz frisch und munter ist er geworden. Aber nun muß er wieder in die dumpfen, lichtlosen Räume hinein.

Warum nehmen die Leute keine hellere, größere Wohnung? Die ist zu

[1]) Reclams Universalbibliothek Nr. 2880. (Jakobson, 6 Novellen.)

teuer. Ist das nicht schlecht von dem Hauswirt, den armen Leuten so viel Geld dafür abzunehmen? Und so streng es einzutreiben, wenn sie einmal mit der Miete rückständig sind? Doch vergeßt nicht: Der Mann muß sein Geld haben. Steuern, Reparaturen kosten Geld, schließlich braucht er das Geld auch, um davon zu leben. Er hat sein Vermögen in dem Hause angelegt.

Er hat das Haus teuer bezahlen müssen. Warum sind aber die Häuser in der Stadt so teuer? Weil der Grund und Boden so teuer ist.

Warum ist er teuer? Vor 50 Jahren noch war er als Ackerland 10-, 20-, 30mal so billig. Da hat ihn irgend ein geschäftskluger Mann angekauft. Er ahnte, daß der Boden hier im Preise in die Höhe gehen würde.

Dann hat die Stadt die Gegend vermessen, Straßen und Plätze anlegen lassen, die Wasserleitung hier herausgelegt, ebenso die Gasleitung, Schulen in der Nähe gebaut. Der Staat errichtete eine Postanstalt, eine Eisenbahn ward in der Nähe vorübergeführt.

Durch alles das wuchs der Wert des Bodens. Und nun ist er so teuer. Und nun müssen arme, arbeitende Leute so viel Miete bezahlen.

Wie ist da zu helfen?

Viele Mittel sind vorgeschlagen und durchgeprüft worden:

1. Baugenossenschaften, die das Land aufkaufen und in Erbpacht geben für billiges Geld.

2. Wertzuwachssteuer. Der Staat und die Stadt, die durch ihre Einrichtungen (Eisenbahn, Wasserleitung) den Wert des Bodens erhöht haben, nehmen beim Verkaufe einen Teil der unberechtigten Wertsteigerung.

3. Enteignung des Bodens für angemessenen Preis für die Zwecke allgemein nützlicher und notwendiger Bauten und Anlagen.

4. Aufkauf großen Grundbesitzes durch die Stadt selbst.

So versucht Staat und Gemeinde unberechtigtes Begehren zu hindern und zu mindern.

C. Anwendung.

1. Ein Junge steht auf dem Bürgersteig. Da fährt ein Mitschüler (sie besuchen beide eine höhere Schule) stolz auf seinem Fahrrade vorüber und grüßt ihn herablassend. Der Junge wünscht sich von ganzem Herzen: „Ach, wenn ich doch auch ein solches Fahrrad hätte! Das wäre doch zu fein."

Warum können wir nicht geradeso urteilen: das Begehren des Knaben ist unrecht?

In welchen Fällen nur würde das Begehren des Knaben zum Unrecht?

Warum soll er nicht einen solchen Wunsch haben?

1. Wenn er mit Neid und Mißgunst auf seinen Mitschüler blickte.
2. Wenn er daran dächte, ihm

sein Vergnügen zu verleiden oder gar sein Rad zu zerstören.

3. Wenn er versuchte, in den Besitz des Fahrrades seines Mitschülers zu kommen, vielleicht es ihm abzuschwindeln.

4. Wenn er darüber nachdächte, wie er auf unrechtmäßige Weise zu einem Rade kommen könne.

All das Schlechte trifft aber hier nicht zu.

Der Vater des Jungen hört von seinem Wunsche. Er sagt zu dem Sohne: „Nach meiner Schätzung müßtest du der 5. in der Klasse sein, du bist aber der 23. Also: Du kannst dich wohl noch etwas anstrengen. An dem Tage, an dem du der 5. wirst, kaufe ich dir ein Fahrrad.

Was kann er tun?

Er kann danach streben, daß er den Preis sich erringt.

Schöner wäre freilich die Sache anders gegangen.

Schöner wäre es gewesen, wenn der Knabe um der Sache willen und um seinen Eltern Freude zu machen gelernt hätte (also aus Interesse und aus Liebe), und der Vater hätte ihm dann ein Rad gekauft.

Dann hätte er nicht bloß um äußeren Lohn gearbeitet und solche Arbeit um der Sache willen ist mehr wert. Wenn er nun seinen äußeren Lohn nicht erreicht?

Dann ist das Arbeiten doch nicht vergebens gewesen. Er hat ja mancherlei gelernt.

2. So furchtbar heiß ist der Nachmittag, und Max sitzt im Zimmer, und die Kehle ist ihm wie ausgetrocknet. Da setzt die Mutter einen Teller Birnen auf den Tisch. „Die sind für den Vater", sagt sie, „er soll sich daran laben, wenn er von der Arbeit kommt. Daß mir keins an die Birnen geht!"

Max schaut hinüber. So saftig sind die Birnen! Merkwürdig! Jetzt will das Arbeiten gar nicht mehr gehen. Wie sagte doch Mutter? „Daß mir keins an die Birnen geht!" „Es ist doch niemand weiter im Zimmer. Und ich äße sie so gern. Wieviel sind es denn? 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7. Na, mit 6 hätte Vater wohl auch genug. Ich will mir eine nehmen. O, wie wird sie gut schmecken!" „Auch ist keiner weiter im Zimmer, niemand sieht es."

Er geht näher, nimmt eine nach der andern in die Hand, liebkost sie mit den Blicken und streicht darüber hin. „Die kleinste",

so denkt er, „die werde ich nehmen." Aber dann legt er sie wieder hin. „Der Vater arbeitet so fleißig. Er ist sicher hungrig und durstig. Aber ich bin auch durstig. Aber fleißig? Nein, faul!" Flugs sitzt er wieder bei der Arbeit.

„Wäre das wohl ehrenhaft, dem Vater eine Birne zu stehlen?" So gehen seine Gedanken weiter. „Und Mutter stellt sie mir auf den Tisch. Sie traut mir. Sollte sie sich in mir getäuscht haben?"

Er arbeitet eine Weile mit Bienenfleiß. Aber wieder gehen die Gedanken und Blicke zu dem Teller hinüber. „Sollte die Mutter die Birnen gezählt haben? Das tut sie nicht. Pfui, Max!" sagt er zu sich selber, nimmt den Stuhl und setzt ihn so, daß er den verführerischen Teller nicht mehr sehen kann.

Wir wissen noch nicht, wie die Sache ausgeht, aber wir wissen, was Max falsch und was er richtig gemacht hat. Was falsch?

1. Daß er die Birnen immer so anschaut, daß er sie zählt, daß er sie in die Hand nimmt.

2. Daß er immer darüber nachdenkt, wie gut sie schmecken. Daß er denkt: Für den Vater sind 6 genug. Daß er denkt: Mutter wird nicht wissen, wie viele es sind. Daß er denkt: Es ist niemand im Zimmer, keiner sieht es.

Was recht?

1. Daß er die Birne wieder hinlegt, daß er sich in seine Arbeit vertieft, daß er die Birnen schließlich liegen läßt.

2. Daß er daran denkt: Der Vater arbeitet fleißig, ist hungrig und durstig, daß er sich fragt: „Wäre das ehrenhaft?" Und: „Die Mutter traut mir. Sollte sie sich in mir getäuscht haben?"

Ihr seht, es gibt das Begehren hemmende Gedanken und fördernde, das Begehren hemmende Taten und fördernde. Lehre?

An wen hätte der Knabe auch denken können?

An den Jesusknaben und sein Vorbild, an Gott den Allgegenwärtigen.

Was noch tun können, wenn er sich ja zu schwach fühlte?

Aufstehen von seiner Arbeit und hinausgehen. Schließlich gar der Mutter sagen: „Bitte, nimm die Birnen weg!"

Wenn er aber die Versuchung siegreich besteht, so hat er viel für seine Seele gewonnen.

Er ist tapferer, standhafter geworden und wird manche andre Versuchung ebenso bestehen können im

Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, erzählt, daß ihr Vater bestimmt hatte, daß, wenn sie als Kind an dem gemeinsamen Essen teilnahm, viele Schüsseln mit feinen Speisen an ihr vorübergehen mußten. Grund? Absicht?

Leben. Schließlich wird er seiner ganz sicher werden, ein fester Mensch.

Grund: Das Kind sollte sich nicht den Magen verderben.

Absicht: Sie sollte sich gewöhnen, verzichten lernen.

Das könnt ihr auch üben. Ihr müßt nicht von jedem haben. Und dann: Es gibt viele Lebensfreuden, die Kindern noch verschlossen sind, Erwachsenen aber offen stehen. Lernt warten! Das Leben ist lang. Im Unterdrücken des Begehrens, im Warten aber stählt sich der Charakter!

Ihr aber wollt nun wissen, wie unsre kleine Geschichte weiter ging. Max widerstand. Er arbeitete ruhig weiter. Die Birnen blieben für den Vater. Er sah sie nicht mehr an.

Als aber der Vater nach Hause kam und sich die Birnen wohlschmecken ließ, gab er seinem Jungen eine der schönsten. Warum schmeckte doch die Birne so wunderbar? So herrlich wie noch keine!

3. Der Lehrer hielt eine Ansprache bei der Entlassung der Kinder aus der Schule über den Vers:

Dein wahres Glück, du Menschenkind,
o glaube doch mit nichten,
daß es erfüllte Wünsche sind!
Es sind: Erfüllte Pflichten.

Welche Beispiele wird er gebracht, welche Gedanken ausgeführt haben?

4. Du hast einen Freund, einen sehr begabten und sehr tüchtigen Menschen. Er ist Schlossergeselle und verdient den ortsüblichen Lohn. Du erfährst, daß eine besser bezahlte Stelle frei wird. Du denkst: Dorthin wird er passen!

Darfst du wohl ihm raten, dahin zu gehen? Welche Worte Luthers scheinen dem zu widersprechen?

„Wir sollen unserm Nächsten nicht sein Gesinde ablocken (abspannen), sondern sollen sie anhalten, daß sie bleiben und tun, was sie schuldig sind."

Aber welche Nachteile könnten ihm erwachsen, wenn er immer auf einer Stelle bliebe?

1. Finanzielle: Er bleibt auf seinem geringeren Lohne stehen.

2. Ideelle: Er lernt nichts Neues hinzu.

Also?

Doch nicht so ohne weiteres. Manches ist zu bedenken dabei. An Vergangenheit und Zukunft ist zu denken.

Es ist recht, ihm diesen Rat zu geben: „Wechsle du die Stelle!“

1. Ist er seinem jetzigen Meister vielleicht zu besonderer Treue verpflichtet?

2. Verbessert er sich wirklich? Wird er nicht diesen Schritt später bereuen?

Also: Wenn ihr ratet, bleibt euch eurer Verantwortung wohlbewußt!

5. Behaglich saß der alte Lehrer unter seinem großen Birnbaum im Garten und schaute hinab ins Dorf. Wie viele Geschlechter waren herangewachsen unter seiner Hand, unter seiner Fürsorge! Heute war sein Ehrentag. 40 Jahre war er nun im Amte. Bald würde er in den Ruhestand gehen.

Da hörte er einen frischen Schritt auf der harten Landstraße. Die Gartentür ging. Da stand sein Jüngster vor ihm, und bald flog er ihm an den Hals und küßte ihn. Ein prächtiger Junge.

„Wie geht's, wie geht's, Rolf?“

„Ach, mir geht es recht gut. Mir geht's so gut, daß ich ein glänzendes Anerbieten ausschlage, das mir gemacht worden ist. Ich sollte in eine große Firma eintreten, die in unsern deutschen Kolonien handelt.“

„Warum ausschlagen?“

„Ich dachte an deine Lehren, Vater! ‚Bleibe im Lande und nähre dich redlich!‘ ‚Zufriedenheit ist ein großes Glück.‘ Und: ‚Du sollst nicht begehren.‘ Ja, ich hätte ja ein tüchtiges Stück Geld verdienen können dabei, aber die Arbeit, die Unbequemlichkeit! Und dann fort von der lieben Heimat und von euch. Nein, nein. Der Absagebrief ist schon geschrieben. Ich habe ihn hier. Ich habe nur vergessen, ihn in den Bahnbriefkasten zu stecken.“

„Das ist gut.“

„Warum?“

„Weil wir erst darüber reden wollen, Rolf. Ich glaube, du hast mich gründlich mißverstanden.“

„Ich? Aber Vater, sagtest du nicht immer, wir sollten nicht mit Unzufriedenheit auf andre schauen, die mehr haben als wir. Theater, Konzerte, Bälle, Gott, was brauche ich das! Schöne Kleider, eine herrliche Wohnung — ich kann darauf verzichten. Und hast du uns nicht einfach und anspruchslos erzogen?“

„Alles richtig. Und doch hast du mich mißverstanden.“

„Wieso?"

„Du sollst zufrieden sein mit dem, was das Schicksal dir beschert. Ganz recht. Du sollst auch nicht neidisch und mit Mißgunst auf andre schauen. Natürlich nicht. Aber mit dir sollst du nicht so ohne weiteres zufrieden sein. Von dir sollst du immer mehr an Leistung verlangen. Und wenn sich dir eine Gelegenheit bietet, emporzukommen, dann zugefaßt! Wir wollen die Sache nachher genauer besprechen. Inzwischen erzählst du der Mutter von dem glänzenden Anerbieten. Sie wird zwar heimlich weinen wegen der Trennung, aber stolz wird sie doch sein auf ihren Jungen, wenn er den Mut hat zu höherer Arbeit."

Wieso erkennen wir hier den Unterschied zwischen rechter und falscher Zufriedenheit? Wende ihn auf deine künftigen Lebensverhältnisse an!

Und doch:

Zufrieden sein, ist große Kunst,
zufrieden scheinen — bloßer Dunst,
zufrieden werden — großes Glück,
Zufrieden bleiben — Meisterstück.

6. Ins Dorf kommt ein Händler. Er hat alles mögliche zu verkaufen. Die Bäuerin braucht mancherlei. Dem gewandten Mundwerk des Reisenden kann sie nicht widerstehen. Sie bestellt und bestellt für 60 Mk. Zuletzt unterschreibt sie einen Bestellschein mit ihrem Namen.

Dann kommen die Pakete. Mein Gott, wie viel! Und danach die Rechnung — für 160 Mk.! Wie kommt nur das? Sie schreibt hin. Aber da wird ihr die Antwort: „Wir haben einen Schein in den Händen mit ihrer Unterschrift. Darauf steht 160 Mk." Und so ist es auch.

Lehre: Alles lesen, genau lesen, ehe man es unterschreibt. Je redegewandter der Reisende ist, desto vorsichtiger sei du! Schreibe du auch nie den Namen eines andern auf einen Schein, das kann als Fälschung bestraft werden! Merk' dir das Sprichwort: „Was man schreibt, das bleibt!"

8. „Mutter, ich will meinen Dienst kündigen."

„Gefällt dir's nicht mehr dort?"

„Nein."

„Warum nicht? Du sagst doch, daß du gutes Essen bekommst und gut behandelt wirst."

„Daran hat sich auch nichts geändert. Aber der Lohn!"

„Du bekommst doch 18 Mk. und hast alles frei."

„Jawohl, aber Elli hat's viel besser. Sie hat öfter frei als ich und bekommt viel Trinkgeld. Was die für schöne Kleider hat! Ich will mich auch so kleiden. Ich bin jung und will mein Leben genießen."

„Was hat sie denn für eine Stelle?"

„Sie ist bei einem Restaurateur in Dienst und bedient gelegentlich die Gäste. Sie hat mir auch eine solche Stelle empfohlen. Die soll eine wahre Goldgrube sein. Da kann ich mir etwas Tüchtiges sparen, und dir kann ich auch ordentlich abgeben."

„Nein, Kind, daraus wird nichts. Du bleibst, wo du bist. Ich will dein Geld nicht."

Aber ist die Mutter nicht töricht, daß sie dem Kinde den Weg abschneidet zu der besseren Stelle?

Gewiß nicht. Sie weiß, daß es für ihr Kind eine bessere Vorbereitung fürs Leben ist, wenn sie in Dienst bleibt.

Das Mädchen hatte ja auch deutlich genug gesagt, was der Beweggrund ist.

Mehr frei will sie haben, schönere Kleider, das Leben genießen.

Welche Gefahren sieht die besorgte Mutter?

Daß ihr Kind in dem gefährlichen Berufe untergehen könnte, in dem ein ganz, ganz starker Charakter nötig ist.

Im stillen freut sich die Mutter doch über etwas, woraus sie erkennt, daß ihre Tochter noch ihr unschuldiges, unverdorbenes Kind ist.

Daß das Mädchen so offen ihren Wunsch und die Beweggründe der Mutter sagt.

Wie gefährlich, wenn sie heimlich die Stelle wechselte! Aber warum nimmt die Mutter nicht die Unterstützung der Tochter mit Geld an, das sie nötig brauchen kann? Die Mutter hat genug für ihr Kind gearbeitet. Nun umgekehrt!

Das ist die treue Mutterliebe, die nicht auf eigenen Vorteil sieht, die nur des Kindes Glück im Auge hat, mit der sie das unberechtigte Begehren des Kindes unterdrückt, auch wenn ihr selber Vorteile entgehen.

9. „Ausverkauf wegen Geschäftserweiterung", so steht mit großen Lettern an den Schaufenstern des größten Geschäfts. Alles drängt an die Scheiben.

Da sind die Lockartikel im Fenster ausgebreitet. Zettel sind dabei. Wahrlich, erstaunlich billig. Was beim Nachbar 10 Pfg. kostet, hier bekommst du es für 6. Warum sollte man da nicht hineingehen?

Und doch. Der Mann will mit einem Schein des Rechts das Geld andrer Leute an sich bringen. Zwar: An manchen Waren (an solchen, von denen die Leute den Preis wissen) büßt er direkt ein.

(1.) Damit will er dem Nachbar das Geschäft ruinieren und ihm die Kundschaft ablocken, abdringen, abwendig machen. Er bereichert sich auf Kosten des Nachbarn.

(2.) Die Schleuderartikel im Schaufenster sind billig, die andern im Laden ebenso teuer wie in andern Geschäften oder gar teurer. Damit bereichert er sich auf Kosten der Angelockten.

(3.) Allmählich, wenn die Nachbargeschäfte zugrunde gerichtet sind, gehen die Preise wieder in die Höhe[1]).

10. (1.) Vor der Fabrik stauten sich die Menschen. Aus dem dunklen Knäuel leuchteten die weißen Papierfetzen von Zeitungen und Extrablättern. Stimmengeschwirr erklang wie das dumpfe, tausendfache Summen eines aufgeregten Bienenschwarms.

„'s geht los, Leute, 's geht los!"

Der Rindsmetzger kam mit seinem kuhbespannten Leiterwagen vorüber, auf dem im Stroh die Kälber lagen. „Sagt's nur euren Frauen: Geborgt wird bei mir von heute an nix mehr! Kein Pfund Hackfleisch. Ich kann euch net mäste, wenn ihr nix schaffe wollt! Der Bäcker aach net!"

„Wir kriege Geld aus England!" schrie es hinter ihm her. „Aus Belgien!" „Und üwwerall!" „Wir hawwe Geld auf der Sparkasse!" „Es is Geld in der Streikkasse!"

„Genug: $2^3/_4$ Millionen!" schrie irgendwo eine Stimme. Die Summe wirkte unheimlich ... unwahrscheinlich ... berauschend ...[2]).

(2.) Am Abend war Versammlung. Die Leute waren trunken vor Aufregung. Nur einer widerriet. „Es ist wahr, der Lohn ist gering. Die Zeiten sind schlecht. Aber auch für die Fabrikanten", sagte er. „Jedes Kind weiß, daß unser Fabrikherr keine Seide spinnt. Manches Jahr hat er nichts verdient. Trotzdem hat er ausgehalten wie ein Soldat auf dem Posten; ist alt und grau geworden und hat uns jeden Samstag den Lohn auf Heller und Pfennig hingelegt. Wenn wir ihn jetzt mitten in den Aufträgen sitzen lassen, dann ist's mit ihm zu Ende. Einmal ist die Fabrik schon abgebrannt. Wenn wir jetzt die Arbeit niederlegen, zünden wir sie ihm zum zweiten Male an, bildlich gesprochen. Und denkt an eure Frauen, eure Kinder! Wollt ihr den Ast absägen, auf dem ihr sitzt?"

Es war ein furchtbarer Lärm bei seinen Worten. Aber sie blieben doch nicht ohne Wirkung. Viele besannen sich. Sie senkten die Köpfe und dachten an vergangene Zeiten. An Streiks, die verloren waren,

---

[1]) Vergl. Pfeifer, Ethik 316.

[2]) Vergl. König und Kärrner. Roman von Rudolf Stratz. Woche 1914. Heft 22, S. 910.

an Hunger und Elend, an Tränen und Bitten daheim. An schreckliche Tage.

So kam's, daß die meisten der älteren Arbeiter, die Weib und Kind daheim hatten, am nächsten Tage doch zur Arbeit kamen. Sie mußten manchen Spott erdulden. Aber sie hielten durch. Und während die andern Fabriken in der Runde still lagen, rauchten hier die Essen und fröhliches Gehämmer klang in die Stille.

(3.) $1\frac{1}{2}$ Jahr war vergangen, da erschien vor dem Fabrikherrn eine Abordnung der Arbeiter. Der älteste Arbeiter der Fabrik an der Spitze. Sie stellten ihm die Lage vor. „Alles ist teurer geworden, Brot, Fleisch, Miete. Wir wollen mehr Lohn. Die Fabrik ist emporgeblüht, während viele der andern zugrunde gingen. Haben wir nicht auch unsern Anteil daran? Die wir von früh bis abends arbeiten mit all unserer Kraft? Die wir aushielten in Treue in den Zeiten der Not?"

„Ich muß mich beraten mit meinen Leuten", sprach der Fabrikherr. „Kommt übermorgen wieder!"

Er beriet mit seinen 2 Söhnen. Der ältere war ganz für Lohnerhöhung. Der andere dagegen. „Wir sind jetzt in guter Lage", sagte er, „die müssen wir ausnützen. Jetzt erhöhen, das kostet uns Tausende. Mögen sie sich einschränken! Wir haben uns in den schlechten Zeiten auch einschränken müssen", so der jüngere. Der ältere entgegnete: „Wir können eine Erhöhung bewilligen, also wollen wir's auch tun. Gewiß, es mindert unsern Gewinn. Manches muß bleiben. Die Erweiterung der Fabrik werden wir noch um ein Jahr verschieben müssen. Aber gleichviel. Wir können's, also tun wir's auch."

Der Vater entschied. „Ich werde die Lohnerhöhung bewilligen. Wir konnten vor $1\frac{1}{2}$ Jahren wirklich nicht. Wir wären damals zugrunde gegangen. Aber die Leute haben auch ein Recht ans Leben. Ich freue mich, daß ich heute in der Lage bin."

Nicht oft mag's so im Leben verlaufen[1]). Aber es ist ein erfreuliches Bild.

Woher mag das kommen?

So haben sie Verständnis gewonnen für einander.

Und Treue um Treue.

Arbeiter und Arbeitgeber halten zusammen und helfen einander in der Not.

Hier hat der eine nicht bloß den Feind im andern gesehen, sondern sich in des andern Lage versetzt.

Es war recht, daß der Fabrikherr nicht auf die Worte des ersten Sohnes

---

[1]) Vergl. den Verlauf in „König und Kärrner"!

hörte. Sie hatten zu ihm gehalten. Er hielt auch zu ihnen.

Was hat das mit dem 9. Gebot zu tun? Wie lautet es in verkürzter Form?

Du sollst nicht begehren.

Da meinen manche, das solle heißen: Du sollst mit jedem Lohn zufrieden sein. Du sollst nicht mehr Lohn begehren.

So ist's nicht gemeint. Der Arbeiter muß an seine Familie, an seine und seiner Kinder Zukunft denken.

Aber worauf muß er Rücksicht nehmen?

Auf die Möglichkeit der Erfüllung seiner Wünsche, auf die Lage des Marktes, auf das Schicksal der Fabrik und des Fabrikanten.

Der alte Arbeiter hat nach einem Wort Luthers im 9. Gebote gehandelt.

Wir sollen ihm (dem Nächsten) dasselbe (sein Erbe oder Haus) zu behalten förderlich und dienstlich sein.

Nach welchem Worte Luthers aus dem 7. Gebot die Arbeiter?

Wir sollen ihm (dem Nächsten) sein Gut und Nahrung helfen bessern und behüten.

Und nach welchem Worte des 10. Gebotes?

Wir sollen dieselben (die Mitarbeiter, die Untergebenen, die Nächsten) anhalten, daß sie bleiben und tun, was sie schuldig sind.

Auf welche edle menschliche Eigenschaft soll das ganze Verhältnis gegründet sein?

Auf die Treue.

Treue um Treue.

Der Beschluß der Gebote.

A. Grundlegung.

I. Die alttestamentliche Auffassung.

Zur Einstimmung.

Wir stehen am Ende der Betrachtung der Gebote und lenken unsern Blick zurück auf den hochragenden Berg Sinai.

1. Die Gesetzgebung.

Wir versenken uns noch einmal in den biblischen Bericht über den gewaltigen Tag der Gesetzgebung.

1. Die Naturvorgänge

2. Mose 19, 16. 18. 19.

2. Die Gebote.

Zuerst die Pflichten gegen Gott.

a) Das erste: **2. Mose 20,** 1—5a;
b) Drohung und Verheißung: **(2. Mose 20.)** 5b. 6.
c) Das zweite: **(2. Mose 20),** 7.
d) Das dritte: **(2. Mose 20),** 8—11.

Nun die Pflichten gegen die Nächsten.

(2. Mose 20), 12—17.

Wir stellen in den Mittelpunkt unserer Gedanken

Verheißung und Drohung,

die wir noch einmal lesen, **(2. Mose 20),** 5b. 6.

Wir betrachten: Segen und Fluch der Taten und Gesinnungen.

2. Der Tanz um das goldene Kalb.

1. Wir erinnern uns, wie das Volk die Gebote hielt.

2. Mose 32, 1—6.

2. Wir erleben noch einmal, welches Gefühl den großen Führer Moses ergreift, als er sein Volk so sieht.

(2. Mose 32), 15—19.

3. Und wir sehen, wie er das abtrünnige Volk bestraft.

(2. Mose 32), 20.

4. Und wir hören, wie er die Gottgetreuen zusammenruft.

(2. Mose 32), 26.

5. Aber es gab viele, denen es beim Opferschmause besser gefiel, und andre, die trotzig in ihrem Abfall beharrten. Die läßt Moses furchtbar strafen durch die treuen Kinder Levi.

(2. Mose 32), 27. 28.

Wie leuchteten des Moses Augen in heiligem Zorn! Wie schwollen ihm die Adern auf der Stirn! Wie rötete sich sein Angesicht!

Wie gewaltig und furchtbar war der Mann zu schauen! So stellten sie sich Gottes Angesicht vor, jetzt in diesem Augenblicke, da er von dem Frevel seines Volkes erfuhr.

Und wie sie des Moses Eifer sahen, schnell bereit zur rächenden Tat, und nicht locker, nicht los lassend die, so er strafen will, da verstanden sie die Worte vom eifrigen Gott:

2. Mose 20, 5b.

3. Des Moses Ermahnung.

I.

In der Zucht dieser Gebote hat Moses mit gewaltiger Hand das Volk durch die Wüste geführt 40 Jahre lang. Dies Volk war nicht fähig, ein Land zu erobern und mit Kraft zu behaupten, dies Volk, das sich weichmütig und undankbar zurücksehnte nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Ein neues Geschlecht wuchs heran, zäh und unverwöhnt, durch die harte Schule des Lebens erzogen und durch die starke Hand des Moses und — durch Gottes Gebote.

Nun hat der große Führer sein Werk getan. In harter Arbeit, in Kampf und Entbehrung hat er ein neues Geschlecht erzogen in der Wüste, ein zähes, dankbares, fröhliches Geschlecht, würdig und geschickt, in das gelobte Land zu ziehen[1]).

Nun kann er scheiden. Aber noch einmal legt er seinem Volke ans Herz, was ihm die Hauptsache ist: das Gesetz des Herrn, die Gebote.

5. Mose 5.

1—5. Erinnerung an die Gesetzgebung.
6—21. Erinnerung an die Gebote.

---

[1]) Kernlieder der Kirche in Stimmungsbildern von Lehmensick. Verlag von Schambach, Dresden-Blasewitz. 2. Auflage, S. 10 f.

6—8. 9a. An das erste.
9b. 10. An Drohung und Verheißung.
11. An das zweite.
12—15. An das dritte.
16—21. An das 5. 6. 7. 8. 9. 10.
22. Erinnerung an die Gesetzestafeln.
32—33. Schlußmahnung.

So legt Moses am Ende seines Lebens noch einmal dem Volke die Gebote vor. Und er stellt ihnen

Segen und Fluch

vor Augen, die aus den Geboten kommen.

An euch liegt es! Jeder hat es in der Hand. Glück denen, die die göttlichen Gebote halten! Unglück denen, die sie übertreten!

4. Eine geschichtliche Erfahrung.

1.

444 Jahre waren ins Land gegangen[1]). Ahab regierte in Israel. Ich will euch noch einmal erzählen, was wir früher von ihm gelesen haben[2]).

1. Naboth, der in Jesreel wohnte, besaß einen Weinberg, nahe beim Schloß von Samarien.

Ahab schlug vor: „Überlaß ihn mir! Er liegt mir bequem zum Gemüsegarten. Ich gebe dir einen besseren oder bar Geld, wie du willst."

Doch Naboth antwortete: „Mein Väter-Erbe wird nicht vertan. Da sei Gott vor!" Und war nicht herumzubringen.

2. Übelgelaunt ging Ahab heim, legte sich auf sein Bett und schaute finster.

Da fragte Isebel: „Was ist mit dir? Warum issest du nicht?"

„Ach, dieser Naboth!" erwiderte Ahab. „Gibt seinen Weinberg nicht!"

Da höhnte Isebel: „Und du bist König in Israel?" Dann lachte sie auf: „Iß du nur ruhig! Ich will dir den Weinberg schaffen."

3. Sie schrieb einen Brief in des Königs Namen. Und sie siegelte den Brief mit des Königs Siegel. Und sie sandte nach Jesreel an

---

[1]) Moses vielleicht um 1320.
Ahab — 876.
444.

Vergleiche Ostermai, Tögel & Neuberg. Biblisches Lesebuch, Klinkhardt, Leipzig 1911, Seite 247 und 248.

[2]) Siehe II, 142 f. (9. Gebot).

[3]) Nach Kaegi, Die Bibel. Eine moderne Bearbeitung und Nachdichtung, Delphin-Verlag, München, Bd. 1, S. 131. (1. Kön. 21, 1—29.)

die Vornehmen. In dem Briefe stand: „Feiert ein Fasten! Und Naboth soll die Versammlung leiten."

4. Am Fasttag traten zwei Fremdlinge auf. Und sie verklagten den Naboth: „Dieser hat Gott und den König gelästert." Da führte man Naboth vor die Stadt und steinigte ihn.

5. Isebel konnte dem Ahab melden: „Jetzt nimm ihn an dich, den Weinberg Naboths! Naboth ist nicht mehr." Und der König erging sich darin mit Freuden[1]).

Plötzlich stand vor dem Könige mitten im Weinberge der Prophet Elia, von Gott gesandt.

Ich, der Herr dein Gott,
bin ein eifriger[2]) Gott.

Elia sprach: „Du hast gemordet! Und du willst nun rauben."

(Ich bin aufmerksam auf) **die,**
so mich hassen.

„Hör' Jahwes Wort: Naboths Blut haben Hunde geleckt. Hunde werden auch dein Blut lecken."

Gott drohet zu strafen
alle,
die seine Gebote übertreten.

2.

Ahab, der König von Israel, zog mit dem König von Juda (Josaphat) gen Rama in Gilead gegen Jehu.

Es kam zur Schlacht. Und ein Syrer spannte den Bogen und traf den König Ahab zwischen Panzer und Gurt.

König Ahab befahl seinem Wagenlenker: „Bring mich hinweg!" Doch als er sah, wie heiß man kämpfte, da hielt er stand. Und Ahab blieb vor dem Feind aufrecht. Und blieb den ganzen Tag. Und sein Blut floß aus dem Wagen. Am Abend starb er. Bei Sonnenuntergang ging's durch die Reihen: „Der König ist tot. Der König!"[3])

Und da sie den Wagen wuschen, leckten die Hunde sein Blut.

* * *

Jehu aber hielt prunkenden Einzug in Jesreel[4]).

Isebel, die Königin-Mutter, stand am Fenster, geschminkt und geschmückt. Und rief ihm zu: „Da kommt der Königsmörder!"

---

[1]) Bis dahin Text nach Kaegi.
[2]) Ursprünglich: auf die Verehrung anderer Götter eifersüchtiger Gott.
[3]) Bis dahin nach Kaegi. (1. Kön. 22, 1—37.)
[4]) Nach Kaegi. (2. Kön. 9, 30–37.)

Jehu schaute hinauf. Er rief ihren Dienern: „Werft sie herab!“ Da warfen sie sie zum Fenster hinaus, daß sie zerschellte auf dem Pflaster. Alles wurde mit Blut bespritzt. Und Rosseshuf zertrat sie.

Aber Jehu trat in den Palast und setzte sich an den gedeckten Tisch und aß und trank. „Seht einmal nach der Verruchten!“, sagte er zwischenhinein. „Man mag sie begraben; sie ist eines Königs Tochter gewesen.“

Man fand aber nur noch den Schädel, die Füße und die Hände. Niemand hätte sagen können: „Das ist Isebel.“ Hunde waren darüber gewesen.

(Ich bin ein Gott)
der die Sünde heimsucht.

3.

In Samarien waren noch 70 Prinzen.

Jehu schrieb an die Räte der Stadt: „Wenn ihr gehorchen wollt, morgen sähe ich gern die Prinzen hier in Jesreel.

Da fing man die Prinzen und tötete sie und schickte alle 70 Köpfe in Körbe verpackt nach Jesreel.

Jehu ließ sie vorm Tor die Straße entlang in Reihen legen. Am Morgen trat er unter das Volk und hielt eine Rede. „Euch trifft keine Schuld. Ich habe Isebel und Joram getötet. Die 70 aber zeigen uns, was Jahwe will[1].“

(Ein Gott)
der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern.

So erlebten die Juden in Israel an dem Schicksal des Hauses Ahab die Wahrheit des göttlichen Fluches.

Einen eifrigen Gott sahen sie.

Denn Ahab hatte sich als ein Mann erwiesen, der Gott nicht liebte, der absichtlich gegen Gottes Gebot, den Mitmenschen nur Gutes zu tun, handelte, der Gott haßte. Und noch mehr Isebel! Inwiefern?

Gott suchte die Sünde heim. Er suchte das Heim der Sünde, die

Kaum hat Ahab den unrechtmäßig erworbenen Besitz des so frevelhaft hingemordeten Naboth eingenommen, da erscheint auch schon Elia, von Gott gesendet.

Sie hatten einen einfachen, ehrlichen Mann um sein Hab und Gut gebracht und dann ihn töten lassen.

---

[1]) Kaegi S. 144. (2. Kön. 9, 24—27. 10, 1—17.)

Sünder, auf und vernichtete sie. Zunächst Ahab.

Aber das ist doch ein schneller, schöner, ehrenvoller Tod.

Noch furchtbarer traf Gottes rächende Hand die Anstifterin des Frevels.

Ja, auch die Nachkommen, die Prinzen, die Kinder und Kindeskinder von Ahab und Isebel traf der Fluch der Sünde. Furchtbar war ihr Schicksal!

Und weswegen das alles?

Ahab ward im Kriege verwundet und starb.

Für Ahab nicht. Er mußte den Todesschrei des Naboth im wildesten Schlachtgetümmel hören. Und — die Hunde leckten sein Blut.

Isebel ward aus dem Fenster gestürzt.

Sie wurden ermordet, und es wurden ihre Köpfe dem neuen Könige geschickt.

Wegen des Frevels von Ahab und Isebel.

Da ward vor den sehenden Augen der Juden wahr das gewaltige Wort von den Gottlosen.

Psalm 73, 19.

Die Gottlosen gehen unter
und nehmen ein Ende mit Schrecken.

Und sie erkannten ihren Gott aus der Geschichte von Ahab und Isebel und sprachen:

Psalm 5, 5.

Du bist nicht ein Gott,
dem gottlos Wesen gefällt:
Wer böse ist,
bleibet nicht vor dir.

Und sie lernten verstehen die Sinaiworte:

Ich, **der Herr dein Gott,**
bin ein eifriger Gott,
der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern.

Sie lasen Gottes Drohung und ihre Erfüllung, und die sie aufgeschrieben hatten, die hatten's getan zu dem Zwecke, den Menschen Furcht vor dem Zorne des gewaltigen Gottes zu erwecken, der die Bösen straft.

Und Luther will, daß das die Wirkung auch in unsrer Seele sein soll. Darum sagt er in seiner Erklärung:

Gott drohet zu strafen alle, die diese Gebote übertreten,
darum sollen wir uns fürchten vor seinem Zorn und nicht (gegen) wider solche Gebote tun.

Und in der Tat:

Furchtbar sind die Folgen der Sünde,
furchtbar ist die Strafe des rächenden Gottes, die den Sünder trifft.
Herr, hilf uns, daß schwere Schuld unsrer Seele fern bleibe unser Leben lang! Amen.

5. Das Schicksal des Volkes.

Wieder waren nun nach des Ahab Zeit etwa 111 Jahre[1]) vergangen. Wie stand's da mit der Gottesfurcht des Volkes im Nordreiche Israel?

Etwas wissen wir schon[2]).

Wir sahen den Amos stehen an der Holzwand der Scheune. Wir erlebten den Betrug der Getreidehändler und lasen

Amos 8, 4—6[3]).

Die so frevelten, fürchteten sie sich vor Gott?

Amos trifft sie beim Opferfeste zu Bethel und hört ihren Gesang:

Uns kennt Gott allein
von allen Völkern,
uns hat er auserwählt,
auf unsrer Seite steht er,
für uns tritt er ein[4]).

Das also ist ihr Festgesang! In stolzem Übermute meinen sie: Uns kann es nicht fehlen. Und sie singen weiter:

Für sein Volk wird der Herr eine Zuflucht,
eine Burg für die Kinder Israel[5]).

Das Volk meint: Gott hat uns auserwählt. Er ist unser mächtiger Schutz. Am Sinai hat er einen Bund mit uns gemacht. Er hat versprochen, uns zu schützen. Wir können leben, wie wir wollen, wenn wir nur unsre Gaben und Opfer darbringen. Dann haben

---

1) Moses vielleicht um 1320.
Ahab etwa „ 876.
Amos „ „ 765.
111.

2) Siehe 7. Gebot II, 59.

3) Hier ist Gelegenheit, auch die Bestechung **Am. 5, 7. 10—15.** und die Schwelgerei **Am. 6, 4—6** kennen zu lernen. (Siehe Lehmensick, Der Prophet Amos. Monatsblätter für den evangel. Religionsunterr. 1910. 1—3. S. 17ff.)

4) S. 21 der Monatsblätter 1910.

5) **Joel 3, 21** (S. 21 der Monatsblätter 1910).

wir unsere Verpflichtung erfüllt. Er wird dann auch seine Verpflichtung erfüllen und uns schützen[1]).

Ihr fühlt selbst die Verirrung.

So ist es doch nicht. Gott will Güte, Reinheit der Seele, Rechttun. Den Guten will er schützen, nur den Guten. Den Bösen soll seine rächende Hand treffen.

I.

So sagte den Israelitern im Nordreich auch der Prophet Amos: Höret dies Wort, welches Jahwe gegen euch ausspricht, ihr Söhne Israels, gegen das ganze Geschlecht, welches ich aus Ägypten heraufgeführt habe:

„Euch allein hab' ich mich offenbart
von allen Geschlechtern der Erde.
Darum fordere ich Rechenschaft von euch,
von allen euren Vergehungen."

Ein Strafgericht, furchtbar und gewaltig, verkündet der Prophet:

Der Herr brüllet von Zion her,
von Jerusalem läßt er seine Stimme erschallen.
Da werden die Auen der Hirten verwelken
und der Gipfel des Karmel verdorren[2])
Der Behendeste soll nicht entfliehen,
dem Stärksten soll es nicht an Kraft fehlen,
der Tapferste soll sein Leben nicht retten,
der Schütze soll nicht Stand halten,
der Schnellfüßige nicht entwischen,
der Reiter sein Leben nicht retten,
der Mutigste unter den Kriegern,
nackt soll er fliehen an jenem Tage.
Der Herr hat's gesagt[3]).

Und furchtbar wird's aussehen in den verödeten Städten:

Darum spricht der Herr, der Heerscharen Gott:
„Auf allen Plätzen soll Wehklagen erschallen,
auf allen Straßen ruft man Weh.
Zum Trauerfest ruft man den Landmann herein,
zur Leidfeier bestellt man die Klagemänner.
Aus allen Weinbergen tönt der Jammer,
wenn ich durch eure Mitte schreite."
Der Herr sagt es[4]).

---

[1]) Monatsblätter S. 44. [2]) Am. 1, 2. [3]) Am. 2, 14—16. [4]) Am. 5, 16. 17.

„Darum, o Israel, will ich dir also tun,
und weil ich dir also tun will,
so stelle dich deinem Gott gegenüber, Israel!"

Denn siehe, er ist's, der die Berge gebildet
und den Wind geschaffen,
der dem Menschen seine Gedanken offenbart,
der das Morgenrot in Finsternis wandelt
und einherschreitet über die Höhen der Erde,
der Herr der Heerscharen, Gott ist sein Name.
Der das Siebengestirn schuf und den Orion,
der die Finsternis wandelt in Morgenlicht
und den Tag in Nacht verdunkelt,
der die Gewässer des Meeres herbeiruft
und sie ausgießt über die Fläche der Erde.
Herr ist sein Name[1]).

II.

1. Noch nicht 44 Jahre waren vergangen, da brach das Unglück über Israel herein.

Salmanasser, der Assyrerkönig, zog heran nach Israel. Der israelitische König huldigte ihm und entrichtete ihm den schuldigen Tribut. In Hoffnung auf die Hilfe Ägyptens fiel der König Hosea ab. Aber ehe die Ägypter Hilfe brachten, war Samaria eingeschlossen und Hosea ins Gefängnis gelegt.

Salmanasser war gestorben. Nun zog sein Nachfolger, der Assyrerkönig Sargon, mit gewaltiger Heeresmacht heran. Er belagerte Samaria 3 Jahre lang. Hungersnot und Krankheit brachen aus. Immer neue Angriffe machten die Assyrer. Fahrbare Mauerbrecher mit eisernen Widderköpfen brachten sie heran[2]).

Vergeblich verteidigten sich die Israeliter mit Pfeilen, Lanzen und Schleudern. Die Assyrer kamen doch an die Mauer, legten Bresche und erstiegen sie auf Sturmleitern. Und nun stürmten die Feinde in die Stadt.

Gold und Silber ward geplündert. Weder Kinder noch Frauen wurden geschont. Die Vornehmen wurden in Fesseln gelegt. Klagen, Fluchen, Beten klang durcheinander. Und nun kam der Abschied von der geliebten Heimat. Das war im Jahre 722 v. Chr.

---

[1]) Amos 5, 8.

[2]) Siehe Reukauf & Heyn, Geschichte des Alten Bundes, S. 177. Wunderlich, Leipzig 1902.

30000 wurden nach Assyrien geführt. Das niedere Volk blieb im Lande und vermischte sich mit den heidnischen Ansiedlern aus Assyrien. So entstanden die Halbisraeliten: die Samariter.

* * *

2. 134 Jahre später erreichte auch das Südreich Juda das Schicksal[1]).

Der König Zedekia[2]) schloß einen Vertrag mit dem ganzen Volk zu Jerusalem, daß man Freiheit für die Sklaven ausrufen wolle, daß ein jeder seine Sklavin und seinen Sklaven, die Hebräerinnen oder Hebräer wären, freilassen sollte, kein Judäer sollte einen Hebräer leibeigen halten.

Da gehorchten alle Obersten und alles Volk, die diesen Bund eingegangen waren, daß ein jeder seinen Sklaven und seine Sklavin freigeben und sie nicht mehr leibeigen halten sollte und ließen sie frei.

Aber später holten sie die Sklaven und Sklavinnen, die sie freigelassen hatten, wieder zurück und machten sie mit Gewalt wieder zu Sklaven und Sklavinnen.

Da erging das Wort des Herrn an Jeremia, den Propheten:

Ihr habt nicht auf mich gehört,
Freilassung auszurufen.
So will ich nun Freilassung ausrufen lassen
für das Schwert,
für Pestilenz
und Hunger.
Ich will euch zum Entsetzen machen
für alle Königreiche der Erde.
Ich will euch in die Gewalt der Feinde geben,
daß eure Leichname zur Speise dienen sollen
den Vögeln unter dem Himmel
und den Tieren auf Erden[3]).

Die Babylonier kamen ins Land.

Als die Hungersnot in Jerusalem überhand genommen hatte und die Bevölkerung nichts mehr zu essen hatte, wurde Bresche in die Stadt gelegt, und der König Zedekia und alle Krieger flohen des

---

[1]) Siehe Ostermai, Tögel, Neuberg, Bibl. Lesebuch 192. Klinkhardt, Leipzig.

[2]) Über ihn vergleiche den geschichtlichen Roman von Ernst Trampe, Ein König in Juda, 2. Auflage. Berlin, Maaß und Planck.

[3]) Jer. 34, 8—22.

Nachts durch das Tor zwischen den zwei Mauern am Königsgarten, während die Chaldäer rings um die Stadt lagen, und zogen weiter in der Richtung nach der Wüste.

Aber die Truppen der Babylonier jagten dem Könige von Juda, Zedekia, nach und holten ihn ein in den Steppen von Jericho, nachdem ihn alle seine Truppen verlassen hatten.

Und sie griffen den König Zedekia und führten ihn vor den König von Babel nach Ribla, der sprach ihm das Urteil: die Söhne Zedekias schlachtete man vor seinen Augen, den König Zedekia aber ließ er blenden, in Ketten legen und nach Babel bringen[1]).

Und der oberste der babylonischen Leibwächter kam nach Jerusalem, verbrannte den Tempel Jahwes, den königlichen Palast und alle Häuser und ließ die Mauern rings um Jerusalem niederreißen.

Den Rest des Volkes aber, die in der Stadt Übriggebliebenen und die Überläufer, führte er hinweg nach Babel und ließ nur von den geringen Leuten etliche zurück als Winzer und Ackerleute[2]).

Lage und Stimmung der Gefangenen[3]).

Gedenke, Herr, wie es uns ergangen ist; schau her, und sieh an
unsre Schmach!

Unser Erbbesitz ist Fremden zugefallen, unsre Häuser Ausländern. Vaterlose Waisen sind wir geworden, unsre Mütter Witwen.

Unser Wasser müssen wir kaufen, unser Holz mit Geld bezahlen.

Mit dem Joch auf dem Halse werden wir getrieben.

Wenn wir schon müde sind, läßt man uns doch keine Ruhe. Knechte herrschen über uns; niemand entreißt uns ihrer Hand. Fürsten wurden durch ihre Hand gehenkt, der Vornehmen Ansehen für nichts geachtet.

Die Jünglinge nehmen sie zum Getreidemahlen, und Knaben straucheln unter der Last von Holz.

Nicht mehr sitzen die Alten unterm Tore; verklungen ist das Saitenspiel der Jünglinge.

Darüber ist unser Herz siech geworden, darob unsre Augen trübe,
wegen des Zionsberges, der verwüstet ist, auf dem sich Füchse tummeln.

Unsers Herzens Freude hat ein Ende genommen, unser Reigen ist in Wehklagen verwandelt.

---

[1]) Hier kann das Bild von Röber: „Zedekia und die Juden werden in die babylonische Gefangenschaft geführt", benutzt und gewürdigt werden. Siehe Monatsblätter für den evangelischen Religions-Unterricht. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1914, Heft 7: Lehmensick, Bilderklärung.

[2]) Meltzer, Lesestücke aus den prophetischen Schriften des Alten Testamentes S. 45. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 1898.

[3]) Klagelieder 5. Vorher kann gelesen werden Klagelieder 1, 1—12.

Die Krone ist uns vom Haupte gefallen. Weh' uns, daß wir so gesündigt haben!

Weh uns, daß wir so gesündigt haben! Welch ein andrer Klang als zur Zeit des Amos!

Damals Übermut und keckes Selbstbewußtsein und stolze Selbstgerechtigkeit.

Nun gebrochener Mut, Trauer und Selbstvorwürfe.

Das hat das Schicksal getan, das furchtbare, das Gott gesandt hat.

Die Eroberung des Nordreiches Israel durch die Assyrer: 722. Die des Südreiches Juda durch die Babylonier (134 Jahre später): 586.

Daß dieses Schicksal recht aufgefaßt ward, das ist das Ergebnis der jahrzehntelangen mühevollen Arbeit der Propheten. Jetzt hatten die Juden Zeit, über sich nachzudenken. Wieso?

Da saßen sie am Abende beieinander traurig und mit gesenkten Blicken und dachten an die vergangene Zeit.

Eine Frage vor allem erfüllte ihre Seele. Welche?

Wie hat es doch nur so kommen können, daß Jahwe sein Volk, sein Land, seinen Tempel den Heiden preisgab [1])?

Da erinnerten sie sich der Prophetenworte.

Alles Unheil, das Israel und Juda traf, war Strafe für die Sünde. „Wir selbst", so mußten sie sich sagen, „wir selbst sind schuld."

Die Kinder, die heraufwuchsen und so bitter leiden mußten in der Verbannung, und deren Kinder und Kindeskinder, die so gut nach Gottes Wort lebten, hatten eine ernste Frage auf dem Herzen.

Warum müssen wir leiden? Wir haben doch nichts Schlimmes getan, was Gott an uns rächen könnte!

Da gaben ihnen die Alten Antwort. Auch sie hatten ja das nationale Unglück nicht verschuldet.

Auch wir müssen die Sünden der Väter büßen.

Und sie malten ihnen das Bild des zornigen Gottes, wie er vor ihren Seelen stand, der sich nicht beruhigt mit einem Geschlecht, der auch nicht bloß die Kinder straft.

Sondern auch die Kindeskinder.

134 Jahre waren seit dem Untergange des Nordreichs Israel vergangen. Wieviel Menschengeschlechter also (jedes zu 33 Jahren)?

Vier: Kinder, Enkel, Urenkel und Ururenkel.

---

[1]) Cornill, Einleitung in das A. T. (S. 130). Freiburg i. B., Mohr, 1891.

Und noch immer litten die aus dem Nordreiche. „Das ist Gottes Hand!“ sagten sie.

Eine Kette des Fluches! Von wieviel Gliedern?

Er straft die Sünde an den Kindern, Enkeln, Urenkeln und Ururenkeln.

Von vieren.

So handelt Gott.

(Der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern) bis ins 3. und 4. Glied.

Das erschütterte ihre Seelen aufs tiefste. Der Untergang des Staates und des Volkstums erweckte zudem Interesse für das Entschwundene. Es galt, sich aufzurichten durch die Betrachtung der alten Größe, sich zu erinnern an die Vergangenheit. Welche großen Gestalten tauchen da in den Erzählungen der Alten auf?

Abraham,
Josef,
Moses,
David,
Salomo.

Da wurden die historischen Bücher des A. T. geschrieben, ein großes, zusammenhängendes Geschichtswerk, die Geschichte des Volkes Israel von der Erschaffung der Welt bis zur Zerstörung Jerusalems.

Diese Geschichte der Vergangenheit soll eine Warnung und Richtschnur für die Zukunft sein.

Denn deutlich erkennen die lauschenden oder lesenden Juden aus dieser Geschichtsdarstellung ihres Gottes Hand.

Die heraufwachsen, sollen die Fehler vermeiden, die die Väter gemacht haben.

Sie erlebten das, was Luther so viel später schrieb:

Darum sollen wir uns fürchten vor seinem Zorn und nicht (gegen) wider seine Gebote tun.

6. Ein freundliches Bild aus der Vergangenheit.

Konnte der gewaltige Gott nur strafen?

Die Vergangenheit lehrte es anders.

Wenn der Abend sich herniedersenkte auf die babylonische Ebene und die Nacht hereinbrach und die Sterne des Himmels mit ihrem stillen Glanze herniederschauten und man nichts hörte als das leise Rauschen des gewaltigen Flusses, da saßen sie beieinander, eng gedrängt, die Kinder der Juden, und lauschten den Erzählungen der Alten aus alter Zeit.

„Und Jahwe befahl dem Abraham: Verlaß deines Vaters Haus! Geh aus Geschlecht und Vaterland, wohin ich dir sage!“ Da zog

Abraham aus. Und Lot zog mit ihm, der Sohn seines Bruders Haran.

Sie kamen ins Land Kanaan. Da kündete Jahwe: „Dies ist das Land, das ich dir gebe." Abraham sagte: „Herr, wozu? Kinderlos muß ich dahin. Und der Sohn meines Knechtes muß Erbe sein."

Da hieß ihn Jahwe emporsehen: „Zählst du die Sterne? So wird deine Nachkommenschaft sein. Ich will dich zum großen Volke machen. Ich will segnen, die dich segnen, verfluchen, die dir fluchen[1])."

Gott verheißt Gnade und alles Gute allen, die seine Gebote halten.

Zwischen den Hirten Lots und Abrahams war immer Zank. Abraham sprach: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir. Wir müssen uns trennen, sonst wird kein Frieden. Willst du zur Rechten, so geh ich zur Linken."

Lot hob seine Augen auf und sah, wie die Gegend am Jordan fruchtbar war wie Ägyptenland. Dahin zog er und ließ sich in Sodom nieder[2]).

Und Gott der Herr schenkte dem Abraham einen Sohn. Und Gott segnete ihn mit allem. Und er machte ihn zum großen Volke. Und niemand konnte seine Nachkommen zählen. Und Abraham ward für alle ein Segen. Und wird es noch sein durch die Jahrhunderte.

Wie sagt doch Gott, der Herr?

Denen, so mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl bis ins tausendste Glied.

So saßen sie unter dem Sternenhimmel in der weiten babylonischen Ebene und lauschten den alten Erzählungen der Alten aus grauer Vorzeit.

7. Der Zweifel.

In der babylonischen Hauptstadt war's, an einem der wenigen Festtage der Babylonier. Da war einer der Juden hereingekommen, die prächtige Stadt der Feinde sich anzusehen. Er wollte sehen, wie Israels Feinde wohnten.

Täglich hatte er sehen müssen, wie stolz und hochmütig die Sieger, die Babylonier, herabsahen auf das geknechtete Volk der Juden, manche Gewalttat hatte er erleben müssen gegen Alte, Gebrechliche, denen im Sonnenbrande die Hand vom Pfluge gesunken war. Und er hatte sie prahlerisch ihrer Macht sich rühmen hören.

---

[1]) Kaegi S. 15. (1. Mos. 12, 1—4. 15, 1—5.)
[2]) Nach Kaegi S. 17. (1. Mos. 13, 1—12.)

„Das kann doch nicht gut ausgehen, bei dem gerechten Gott! Ihr Reich muß zerfallen. Ich muß einmal zur Hauptstadt. Ich muß sehen, wie's bei ihnen steht. Sie müssen reif sein zum Untergang."

* * *

Und nun sah er die feste Stadt. Und er sah ihre Paläste, Türme, Mauern. Und er sah sie dahinschreiten im Festschmuck, aufrecht und stark, und sah ihre gewaltigen Krieger.

Da ward's ihm traurig zu Sinn. Was nützte alle Treue, was nützte es ihm, wenn er in seiner Unschuld dahin lebte, geplagt mit täglicher Plage, reinen Herzens das schwere Unglück seines Volkes tragend, ja in steter Lebensgefahr?

Seine Seelenstimmung gibt ein Psalm kund[1]).

Wegen der Prahler ereiferte ich mich;
da sah ich, daß es den Gottlosen so wohl ging.
Sie sind in keiner Todesgefahr,
sondern stehen fest wie ein Palast.
Sie geraten nicht ins Unglück wie andre Leute
und werden nicht wie andre Menschen geplagt.
Darum ist Hochmut ihr Halsgeschmeide,
Gewalttat umhüllt sie als Gewand.
Soll es denn umsonst sein, daß ich mein Herz rein halte
und meine Hände in Unschuld wasche?
Ich bin täglich geplagt,
und meine Strafe ist alle Morgen da.

Nun hört, welchen Trost der Zweifler findet, nachdem er tief und lange nachgedacht hat:

Israel hat dennoch Gott zum Trost,
Wer nur reinen Herzens ist.
Ich aber wäre fast gestrauchelt,
mein Fuß wäre beinahe ausgeglitten.
Ich hätte auch beinahe so gesagt wie sie,
aber damit hätte ich alle deine Kinder ins Unrecht gesetzt.
Da sann ich nach, daß ich's begreifen möchte,
aber es war mir zu schwer.
Bis ich in die Geheimnisse Gottes eindrang
und auf ihr Ende merkte.
Ja, du stellst sie auf schlüpfrigen Boden
und stürzest sie in Trümmer.
Wie werden sie plötzlich zu nichte!
Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken,

[1]) Ps. 73. S. Bibl. Lesebuch S. 142.

wie ein Traum, den man gering schätzt,
wenn man erwacht.
Als ich verbittert war
und es mir wehe war in meinem Herzen,
da war ich unverständig,
ich war wie ein unvernünftiges Tier.
Dennoch bleibe ich stets an dir;
denn du hältst mich bei meiner rechten Hand,
du leitest mich nach deinem Rat
und nimmst mich endlich mit Ehren an.
Wenn ich nur dich habe,
so frage ich nichts nach Himmel und Erde.
Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet,
so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.

Wo (in welcher Zeit) sucht also der fromme Jude seinen Trost?

In der Zukunft.

Wieso?

Er sagt: „Noch ist nicht aller Tage Abend. In der Zukunft wird es sich zeigen, da werden die Gottlosen dennoch Unglück erfahren."

Bisher hatten die meisten Juden die Lösung des Zweifels in der Vergangenheit gesucht.

Wem es gut geht, der genießt den Lohn seiner guten Taten oder den seiner Vorfahren, das Glück ist der Lohn.

Wem es schlecht geht, der hat selbst gesündigt oder seine Eltern, und das Übel ist die Strafe.

Das war ihre Grundanschauung, wie auch das

Buch Hiob

uns deutlich zeigt.

Da sehen wir ihn sitzen in Staub und Asche, schwerkrank und mit Schwären bedeckt. Und er beklagt den Tod seiner Söhne und Töchter, deren Haus ein Sturmwind umgebrochen hat und die unter den Trümmern begraben sind, und seiner Knechte und Mägde und seiner Eselinnen, Schafe und Kamele, die das Himmelsfeuer des Blitzes und das Schlachtschwert der Feinde vernichtet hat. Sein Glück dahin! In Staub und Asche sitzt er und klagt und weint. Und seine Freunde?

Eliphas mahnt (**Hiob 4**, 7—9):

Bedenke doch, wann ist ein Unschuldiger umgekommen?
Wo wurden die Gerechten je vertilgt?

Soviel ich sah, haben solche, die Unheil pflügten
und Elend säeten, es auch geerntet.

Durch den Odem Gottes sind sie umgekommen,
durch seinen Zornhauch wurden sie vertilgt.

Bildat wirft ihm vor (8, 3. 11—13):

Meinst du, daß Gott unrecht richte
oder der Allmächtige das Recht verkehre?

Kann Rohr wachsen, wo es nicht feucht steht,
oder Schilf aufschießen ohne Wasser?

Noch steht es in seinem frischen Trieb, nicht reif zum Schneiden,
aber vor allem Gras verdorrt es.

So geht es allen denen, die Gott vergessen,
und die Hoffnung der Bösen wird zunichte.

Zephar belehrt ihn (11, 13—16):

Wenn du dein Herz zubereitest
und deine Hände zu ihm aufhebst,
wenn du den Frevel, der an deiner Hand ist, entfernst
und in deinem Zelte kein Unrecht hegst,
so kannst du dein Antlitz ohne Tadel aufheben,
du wirst fest dastehen und dich nicht fürchten.
Dann wirst du dein Unglück vergessen
und so wenig daran denken, wie an verlaufenes Wasser.

Eliphas spricht noch einmal und schmäht den Hiob (22, 4—9):

Meinst du, wegen deiner Gottesfurcht strafe er dich
und gehe mit dir ins Gericht?
Nein, deine Bosheit ist zu groß
und deiner Missetaten ist kein Ende.
Du hast wahrscheinlich deine Brüder ohne Ursache gepfändet,
du hast Nackten das letzte Kleid ausgezogen,
du hast die Müden nicht mit Wasser getränkt,
hast den Hungrigen dein Brot versagt.
Du hast im Lande Gewalt geübt
und prächtig darinnen gesessen,
die Witwen hast du mit leeren Händen fortgehen lassen,
die schwachen Arme der Waisen zerbrochen.

Von welchem Gedanken also lassen sie sich nicht abbringen?

Das Leid, das Hiob erduldet, ist eine gerechte Strafe Gottes, folglich muß Hiob viele schwere Sünden getan und unverzeihliche Schuld auf sich geladen haben.

Darum ermahnen sie ihn. Welche Mahnung werden sie an ihn richten? Und dann?

Geh in dich, bekehre dich! Ändre, bessere dich!

Dann wird Gott dein Unglück wenden.

Damit rühren sie an einen alten alttestamentlichen Gedanken, den der Prophet Hesekiel ausgesprochen hat.

Hesekiel 18, 23. 24. 26. 27.

So können wir eine gewisse Entwicklung in der Grundanschauung erkennen. Erst?

Zuerst: Den Bösen trifft Gottes Fluch.

Den Guten erfreut Gottes Segen.

Dann regt sich der Zweifel. Er ist aus der Erfahrung geboren, besonders in der Gefangenschaft.

Die Juden sehen, wie es dem Gottlosen (dem Babylonier) gut geht, wie sie aber selbst, obwohl sie gut und recht leben, in Elend (im Auslande, so die wörtliche Bedeutung des Wortes) und im Unglück leben.

Sie suchen die Lösung des Zweifels in der Zukunft.

Es wird kommen, daß den Gottlosen noch seine Strafe trifft, der Gerechte noch seinen Segen erlebt.

Das ist die prophetische, geläuterte Auffassung. Daneben gibt es aber eine andre. Die Anhänger dieser suchen die Lösung nur in der Vergangenheit.

Wer Unglück leidet, der muß einst Böses getan haben. Das Unglück ist immer die Strafe seiner Sünden oder die der Vorfahren.

Wem es gut geht, der ist von Gott gesegnet als Lohn für seine Gerechtigkeit, seine Rechtschaffenheit vor Gott, sein gutes Leben[1]).

Jesu Lehre.

1. Grundfrage:

Wie ist Unglück der Menschen zu beurteilen?

1. **Ev. Joh. 9,** 1—3.

Die allgemeine jüdische Weltanschauung vom Zusammenhang zwischen Sünde und Übel quälte auch die Jünger. Woraus aber sehen wir das?

Es gibt für sie nur zwei Möglichkeiten: Sünde des Blinden oder Sünde seiner Eltern. Denn wo Unglück ist, da ist für sie als Ursache Sünde.

Eine klare und schlichte Antwort gibt Jesus auf die Frage nach dem Warum, der Ursache der Blindheit.

Weder er noch seine Eltern haben gesündigt.

„Ihr müßt alles", so meint der Herr, „unter dem Gesichtspunkte des Zweckes, des Wozu auffassen."

Die Werke Gottes sollen an diesem Blinden offenbar werden.

---

[1]) Mit gutem Erfolge kann an dieser Stelle auch der 37. Psalm gelesen werden.

Das Folgende (V. 6) zeigt, wie das gemeint ist.

Der Herr hilft dem Blinden wieder zu seinem Augenlichte.

Nicht eine Gelegenheit zu Grübeleien sollen die Jünger erblicken in einem Unglücklichen, sondern eine Gelegenheit zum Handeln. In welcher Richtung?

Eine Gelegenheit zu helfen.

Und so wird durch sie die Herrlichkeit Gottes offenbar. In diesem Sinne sind wir alle Gottes Jünger.

Auch wir sollen Unglück ansehen als eine Gelegenheit, zu helfen (1).

2. In Siloah war ein Turm eingestürzt und hatte 18 Menschen erschlagen. Nach dem üblichen jüdischen Urteil schloß man: Diese 18 Leute müssen besonders große Sünder gewesen sein. Hier stellt der Herr nicht in Abrede, daß ein Zusammenhang möglich wäre zwischen der Sünde der Leute und ihrem Tod.

Aber er ist empört über die kühle Selbstzufriedenheit, mit der die Mitmenschen über die Sünde der andern grübeln und kritteln.

Nach des Herrn Wort haben sie etwas Besseres zu tun.

Lukas 13, 4. 5.

Also?

Das Unglück andrer soll sie bringen zu ernster Selbstprüfung und zu ernstlicher Buße (2).

So auch uns.

2. Grundfrage:

Wie sollen wir's auffassen, wenn der Schuld auf Erden die Strafe folgt?

Als der Herr in die Stadt Jerusalem einzieht, umjubelt und froh begrüßt vom Volke mit Hosianna-Rufen und mit Palmenblättern auf den Wegen, da hätte man erwarten können, daß auch des Herrn Herz froh gewesen wäre. Aber — der Herr weint.

Lukas 19, 41—44.

Hier ist also der Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe deutlich. Aber der Herr fühlt nicht die Genugtuung: „Ihr habt nicht zu mir gehalten, dafür geht es euch schlecht."

Tiefes Mitleid erfüllt seine Seele.

Und so soll's auch in unserem Herzen sein.

Die Unglück trifft, unabwendbares Unglück, die sollen unseres teilnehmenden Herzens gewiß sein, selbst wenn sie das Unglück verschuldet haben (3).

Wenn's aber noch Zeit ist, das Unglück abzuwenden? Da ist eine Mahnung an Lehrer, Eltern, Geistliche, ja alle Erwachsenen, auch an Geschwister und treue Freunde. Jesus ist aller Vorbild.

Da gilt's, so wie er mit Rat und Mahnung bei der Hand zu sein, zu warnen und bessern (4), zu retten. Vielleicht ist noch Umkehr möglich.

Also?

Andern helfen, sich prüfen, andre bemitleiden, warnen.

3. Grundfrage:

Wie löste der Herr die Zweifel über das Glück der Gottlosen und das Unglück der Guten?

Wir wissen, die Juden suchten die Lösung in der Vergangenheit.

Und in der Zukunft auf Erden.

Der Unglückliche ist ein Sünder.

Den Sünder wird die Strafe noch treffen, dem Gerechten der Lohn noch zu teil werden.

Auch der Herr gibt eine Lösung. Zuerst für die Gegenwart. Wir heben aus der schimmernden Perlenschnur der Seligpreisungen die letzte heraus.

Matthäus 5, 10. 11.

Sich freuen und frohlocken sollen sie trotz der Verfolgung, ja gerade über die Verfolgung. Und wie soll ihre Stimmung sein in allem Leid?

Fröhlich und getrost.

Ein doppeltes Bewußtsein gibt ihnen diesen Seelenfrieden, diese Freudigkeit:

Das Bewußtsein, ein gutes Gewissen zu haben.

Das Bewußtsein, Gott schaut auf uns mit freundlichen Augen herab.

Eine zweite Lösung hat der Herr bereit für die, welchen es hart aufs Gemüt fällt, daß der Gerechte oft sein ganzes Leben leiden muß. Sie ist angedeutet in Vers 12.

Einst, nach diesem irdischen Leben, wird die Vergeltung kommen.

In zwei großartigen Bildern hat der Herr diese große Sehnsucht der Menschheit plastisch gebildet, in den Bildern vom Schalksknecht und vom ungetreuen Knecht.

Matthäus 18, 28—35.

Wir lesen ferner:

Matthäus 25, 20. 21.

Wie tief hat der Herr das Problem des Verhältnisses von Schuld und Strafe erfaßt und wie klar dargestellt!

Treu und tätig sein im Dienste Gottes, die anvertrauten Güter, Leben und Gesundheit, Begabung und Gelegenheit im Sinne Gottes ausnutzen, das ist nach Jesu Wort unsere Aufgabe. (Das Wort Talent [= Anlage, Begabung] stammt aus diesem Gleichnisse.)

4. Grundfrage:
Welches Gebot ist das Hauptgebot?

Es ist in einem Vorraum des Tempels. Der Herr steht an dem Pulte, die Rolle des Gesetzes in der Hand. Alle spannen auf sein Wort. Aber ehe er zu reden beginnt, öffnet sich die Tür in den Angeln, und einer der Pharisäer tritt herein und heran an den Herrn.

Matthäus 22, 34—40.

In der Tat eine interessante Frage! Wieviel Gebote zählen wir?

Zehn [1]).

Und die Juden hatten noch einen Wust von Gesetzen und Übergesetzen zu erfüllen („Aufsätze" der Pharisäer, aufs Gesetz darauf gesetzt, nennt sie einmal der Herr). Wie da ausfinden! Warum ist die Frage also wohlberechtigt?

Alles konnte man nicht erfüllen, jede kleine und kleinste Einzelheit. Daß wir nur die Hauptsache nicht versäumen!

Zweierlei gehört dazu, Gott zu lieben. (Denkt an die Liebe zu euren Eltern!)

Einmal kindliches Vertrauen (hinnehmen, dankbar und willig, was Gott schickt). Und dann ernstliches Streben (erfüllen wollen, was Gott verlangt).

Der zweiten Forderung ist ein Maßstab für die Nächstenliebe hinzugefügt. Wie sehr sollst du deinen Nächsten lieben?

So wie mich selbst.

Und genauer gibt es der Herr noch an einer andern Stelle:

Matthäus 7, 12.

Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch.

Es ist eine herrliche Antwort, die der Herr gegeben hat. Aus dem Wort von der Angel der Tür können wir erraten, von welcher Handbewegung sein Wort begleitet war.

Von dem energischen Zeigen nach der Tür.

[1]) Die Frage der verschiedenen Zählungsmöglichkeiten hat nur theoretischen Wert. Ihre ausführliche Erörterung entfernt die Gedanken der Kinder vom Ziel der Behandlung der Gebote (Gewissensschärfung und Veredelung im Sinne Jesu).

Was soll das heißen?

Wie eine Tür, aus den Angeln gelöst, stürzen würde, so stürzen Gesetz und Propheten haltlos zusammen, wenn man Gottesliebe und Nächstenliebe herausnimmt. In diesen beiden Geboten hängt das Gesetz und das Prophetenwort fest und bewegt sich sicher hin und her.

In der Tat, erst wer zur Gottesliebe herzliche Menschenliebe fügt, erst der ist ein guter Mensch.

Ihr auf diesem Stern die Besten,
Menschen all' im Ost und Westen,
wie im Süden so im Nord:
Wahrheit suchen, Tugend üben,
Gott und Menschen herzlich lieben,
das sei unser Losungswort! (Bundeslied.)

Und wenn es mit einem Worte gesagt sein soll, so sei es mit dem Worte des Paulus:

Römer 13, (8. 9. 10a.) 10b.

Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

„Vor allem Liebe! Kernspruch der Gebote,
wie leuchtet deine Flammenschrift, die rote[1])!

5. Grundfrage:

Aus welchem Beweggrunde sollen wir Gottes Gebote erfüllen?

Im A. T. ist's im Wesentlichen die Furcht vor Gottes Zorn und vor der angedrohten Strafe, die vom Bösen abhält, dann aber die Aussicht auf Lohn, auf Gottes Segen.

Anders der Herr **Matthäus 5,** 48.

(1) „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Damit stellt er das große Strebeziel der Christen auf. Um seiner eigenen Vervollkommnung willen soll er sich bemühen, besser und immer besser zu werden.

(2) Und den zweiten Beweggrund nennt er uns

Matthäus 23, 8c.

Ihr aber seid alle Brüder.

Darum sollen wir die Gebote erfüllen. Sie dienen dem Wohle

[1]) Aus dem Fahnenspruch (zur Weihe der Frankenberger Seminarfahne).

aller. Brüder müssen zusammenhalten. Ein Bruder kann vom andern Gutes und Freundliches erwarten. Jesus will, daß wir bedenken, daß alles Leid den Mitmenschen so weh tut als uns selbst.

(3) Und endlich den dritten Grund nennt uns der nächste Vers.

Matthäus 23, 9.

Einem Vater ist man dankbar, vor einem Vater hat man Ehrfurcht, einen Vater hat man lieb, darum sollen wir Gottes Gebote erfüllen.

Also? Zur eignen Vervollkommnung, aus Liebe zu den Mitmenschen, aus Dankbarkeit gegen Gott.

6. Grundfrage:

Wie sollen wir uns aber zu der Frage stellen nach dem Lohn des Guten?

Darum sollen wir uns nicht sorgen: „So wird euch solches alles zufallen."

Matthäus 6, 33.

„Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!"

Trachtet, gut zu werden ganz im Sinne Gottes, trachtet danach, Gottes Wohlgefallen zu erlangen, trachtet danach, hineingerechnet zu werden in die Schar der guten Menschen, dann wird der Lohn, der irdische und himmlische, der Segen Gottes nicht ausbleiben.

Nehmt das euch zu Herzen!

Du aber, himmlischer Vater, segne unser Streben, daß wir mit jedem Tage vollkommener, den Menschen lieber und dir wohlgefälliger werden! Amen.

B. Ausgestaltung.

I. Der Fluch der Sünde.

(Den Bräutigam hatte er ihr erschossen, den Mann beim Gericht angezeigt, daß er ins Unglück und in den Tod kam.

Und ihm war doch alles gut ausgegangen bis zuletzt. War er nicht reich, angesehen, tüchtig? Stand er nicht besser, stolzer, freier da als sie, deren Lebensglück er in seinem Hasse, in seiner Rache vernichtet hatte?

Und da redete die Welt von Vergeltung! Und nun war sie noch gestorben, die er mit seinem Hasse und seinem Rachegefühl verfolgt hatte bis heute. Er mußte doch eine Befriedigung empfinden.)

„Am Tage vor dem Begräbnis ging Henning nach Hagestedhof. Das Wetter war dunkel und neblig, das Laub fiel in Massen, in der Luft lag ein scharfer, erdiger Geruch.

Man führte ihn in das Sterbezimmer, die Fenster waren mit weißen Tüchern verhängt, am Kopfende brannten ein paar Lichter. Der Blumenduft der vielen Kränze und der Geruch des Sargfirniß verbreiteten eine schwüle Atmosphäre.

Er wurde beinahe feierlich gestimmt, als er sie in der phantastischen, weißen Totenkleidung daliegen sah. Über das Gesicht war ein weißes Tuch gebreitet; er ließ es liegen. Die Hände waren über der Brust gefaltet; sie hatten ihr weiße Baumwollhandschuhe angezogen. Er faßte ihre Hand, zog den Handschuh ab und schob ihn in seine Brusttasche. Dann betrachtete er neugierig die Hand, bog die Finger und hauchte sie an, wie um sie zu erwärmen. Lange hielt er ihre Hand in der seinen; es wurde dunkler und dunkler im Zimmer; draußen nahm der Nebel zu. Dann beugte er sich auf ihr Antlitz herab und flüsterte: „Fahr wohl, Agathe! Ich will dir etwas sagen, bevor wir scheiden; ich bereue doch nicht, was ich getan habe". Dann ließ er ihre Hand los und ging . . .

Es war so still, nur ein leiser Laut vom Wasser da unten; — aber er konnte sein Herz nicht hören; es schlug doch, aber so matt, so matt, — wie? Das klang wie ein Schuß! und noch einer! Er schüttelte den Kopf, lächelte und murmelte: „Nein, nicht zwei, nur einer." Er war so müde, aber ausruhen — er hatte keine Zeit zum Ausruhen. Er blieb einen Augenblick stehen und sah sich um: es war nicht viel zu sehen, der Nebel bildete eine Mauer um ihn herum, Nebel oben, Nebel rund umher, unten Sand; in gerader Linie lagen seine Fußspuren hinter ihm; mitten hinein in den Nebelkreis reichten sie, weiter nicht; er ging wieder ein wenig, nein, weiter als bis zur Mitte kamen sie nicht, aber hinter ihm, dort, wo er gegangen, da war ein Kreis seiner Fußspuren. — Er war doch sehr müde; es war der Sand, in dem das Gehen so schwer hielt — jeder der Fußstapfen hatte etwas von seinen Kräften gekostet, ja, es war eine Reihe von Gräbern seiner entschwundenen Kräfte, — und nach der andern Seite hin lag der Sand eben und glatt und wartete, — ein Schauer überlief ihn: Jemand schreitet über mein Grab — jemand geht in meinen Fußspuren, es bewegt sich dahinten im Nebel wie Frauenkleider, da drinnen in dem weißen Nebel bewegt sich etwas wie Frauenkleider, da drinnen in dem weißen Nebel bewegt sich etwas Weißes.

Wieder schritt er so kräftig zu, wie er nur konnte. Seine Knie zitterten, es wurde ihm schwarz vor Augen, aber vorwärts mußte er, fort durch den Nebel; denn das da drinnen verfolgte ihn beständig. Es kam näher und näher, die Kräfte waren nahe daran, ihn zu verlassen, er schwankte von einer Seite auf die andere, seltsame Blitze fuhren an seinen Augen vorüber, scharfe schneidende Laute klangen ihm im Ohr, der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Lippen öffneten sich vor Entsetzen; dann brach er im Sande zusammen. Und hervor aus dem Nebel kam es, formlos und doch erkennbar, schwer und langsam schlich es über ihn. Er versuchte, sich zu erheben, da packte es ihn mit feuchten, weißen Fingern an der Kehle . . .

Als Agathe am nächsten Tage begraben werden sollte, mußte das Gefolge eine Weile warten; aber aus Stavnede kam niemand, ihr das letzte Geleite zu geben[1]).“

II. Der Segen des Guten.

Jubiläum ist heute. 25 Jahre ist der kaiserliche Rat nun im Amte. Er überdenkt sein Leben.

(1.) 50 Jahre ist's her, da hatte er jeden Morgen vorm Ofenloche gesessen und der Mutter Feuer gemacht mit seinen vor Kälte zitternden, halb erstarrten Fingern. Da hatte er immer die Ofentüre offen gelassen, und bei dem flackernden Feuer hatte er sich im Stenographieschreiben geübt.

Mutter hatte das nicht sehen dürfen. Sie hatte nichts davon gehalten. „Ich hab's nicht gelernt und Vater auch nicht, und wir haben unsern Weg auch gefunden“, so hatte sie immer gemurrt. Gewiß, sie hatte es gut gemeint. Aber sie hatte die neue Zeit nicht verstanden.

Licht hatte er nicht brennen dürfen, denn sie waren sehr arm gewesen, und lernen hatte er doch wollen, ach so gern.

(2.) 30 Jahre ist's her, da hatte er, der Schlossergeselle, in der Zeitung gelesen von einer guten Stelle in einer Glockengießerei. Er hatte sich gemeldet, kühn und mit gutem Mute. Hatte er doch alle seine freie Zeit verwendet, zu lernen und sich zu vervollkommnen. Freilich, eine regelrechte Vorbildung hatte ihm gefehlt. Aber der Glockengießermeister hatte doch einen Blick für die Menschen und war ein guter Menschenkenner, und so war er einem alten ausgedienten Praktiker und einem jungen unerfahrenen, hochmütigen Studierten vorgezogen und angenommen worden.

Und er hatte sich's zur Bedingung gemacht: „Auf der Technischen Hochschule will ich weiter lernen, dazu muß ich Zeit bekommen.“ Und vor 25 Jahren, da hatte ihn der Professor kommen lassen, nachdem die Prüfungsarbeiten abgeliefert worden waren: „Ihre Arbeit ist die beste. Sagen Sie, was gedenken Sie zu werden?“ „Ich? Ich bin Schlosser. Was sollte wohl aus mir werden?“ Der Professor hatte sinnend zum Fenster hinausgeschaut, dann hatte er bedächtig gesagt: „Kommen Sie in 4 Wochen wieder! Ich werde die Sache in die Hand nehmen.“ Und so hatte er ihn hierher ins Amt gebracht.

Und hier hatte er gezeigt, was er kann und wie im Lernen, nun im Leisten und Wirken seine Pflicht getan und darüber hinaus mit Eifer und Treue.

Da lagen die Glückwunschbriefe der Seinen, der Mutter und der Schwester, denen er das kleine Häuslein im Heimatorte gekauft und denen er durch seine treue Fürsorge einen stillen Lebensabend bereitet hat. Da lagen die Briefe der Freunde, denen er Treue gehalten.

Mit fröhlichem Aufblick nach oben beginnt er diesen Tag, den festlich-

---

[1]) Aus Jakobson (6 Novellen), Der Schuß im Nebel. Reclam, Universalbibliothek Nr. 2880, Leipzig.

frohen, an dem er, sein Leben überschauend, doppelt empfindet, wie Gott seine Lebensarbeit gesegnet hat.

Viele Ehrungen werden ihm an diesem Tage zuteil, Abordnungen, Drahtgrüße, Glückwunschbriefe, Musik und ein frohes Festmahl im Freundeskreise.

(3.) Und dann kommen die Kinder! Alle tüchtig, alle brav und alle dankbar. Wie freut er sich ihrer! Alle haben sie sich emporgerungen. Und er hat ihnen den Grund gelegt. Gottes Segen hat auf seiner Arbeit geruht und hat sich auch auf den Lebensweg der Kinder gebreitet. Und Enkel sind emporgeblüht. Er legt seine Hände auf ihre blonden Locken. „Gottes Segen auf Kind und Kindeskind!" Das zieht ihm durch die Seele. Nur eine müßte diesen Tag erlebt haben, die von ihrer treuen Arbeit nun schon so lange ruht, dort draußen unter dem grünen Hügel!

(4.) Müde von all dem Vielen sitzt er in später Nacht in seinem Zimmer allein. Da fällt ihm, als er in alten Papieren kramt, ein Buch in die Hände. Sein Stammbuch.

Und sinnend liest er den sinnigen Vers, den sein alter Lehrer ihm einst zur Erinnerung und zur Mahnung ins Album geschrieben:

Auf dem verschlungnen Pfade des Lebens die Richtung zu finden,
hat sich dem schwankenden Geist einzig die Lehre bewährt:
„Denke mit Ehrfurcht an Gott, an die Menschen mit Liebe und mit Ernst an die Pflicht! Laß es dann gehen, wie's will!
Sind die Menschen nicht treu, so bleibt es der gütige Gott dir,
und aus den Dornen der Pflicht sprossen die Rosen des Heils."

C. Anwendung.

I. Denke immer an die schlimmen Folgen böser Taten[1])!

1. Vor der Tür eines Wirtshauses steht schwankend ein Trinker, ein Trinker im letzten Stadium. Stier sind seine Augen, lallend klingen die Worte, durch die er Bier und Branntwein verlangt. Die Hände und die Finger zittern, mit denen er nach der Bierausgabe hinweist. Der Wirt verweigert ihm neuen Alkohol. Da faßt den Mann die Wut, er schreit wild auf, bricht in Raserei aus. Er bekommt einen Tobsuchtsanfall, in dem er unsinnig um sich schlägt. Leicht fesselt man den durch den Alkohol Schwachgewordenen und schafft ihn zum Arzt. „Trinkerwahnsinn mit Gliederzittern" (Delirium tremens) konstatiert der. „Hier ist nicht mehr zu helfen. Schafft den Mann ins Irrenhaus!"

[1]) Vergleiche: „König, Der Alkohol in der Schule" (Straßburg, Bull) und „Pfeifer, Ethik in der Volksschule" (Leipzig, Wunderlich) und „Eger, Jugendlehre" (Gießen, Töpelmann).

Eine furchtbare Drohung liegt in der furchtbaren Szene. Ihr könnt sie mit den Worten des Katechismus sagen.

„Gott drohet zu strafen alle, die diese Gebote übertreten, darum sollen wir uns fürchten vor seinem Zorn und nicht wider solche Gebote tun."

Aber in welchem Gebote steht denn, daß man keinen Alkohol trinken soll?

Im fünften: „Du sollst nicht töten", denn da ist auch gemeint: „Du sollst dich selbst nicht töten, nicht vergiften, du sollst dir an deinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun."

Eine furchtbare, entsetzliche Mahnung für die, die aus den Fenstern dieses Wirtshauses der Szene zuschauten. Welche bange Frage steigt in jedem auf?

Gehst du auch diesem Schicksal entgegen?

Da sagt einer nach längerem Schweigen: „Ach was, was kommt auf mich an, ich habe lange genug gelebt." Der Mann hat seine Familie zu Hause. Auch für ihn hat der Katechismus ein Wort bereit.

Das Wort von dem Gott, „der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern".

„Wenn nicht um deinetwillen, um ihretwillen laß ab von diesem Leben!" so ruft ihm Gott zu. Möge er's beherzigen!

2. Ein Mann, der Sonnabends seinen Wochenlohn in das Wirtshaus trägt. Seht die Kinder an! Wie bleich und hohlwangig! Jeder Herzlose verspottet sie noch, die armen! Der älteste Sohn möchte sich gern emporarbeiten. Er bewirbt sich hier und da. Niemand will ihn in Dienst nehmen. Er trägt ja den Namen seines Vaters. Man traut ihm nicht. Wie ein Bleigewicht hängt dieser Name an ihm und zerrt ihn immer wieder in die Tiefe. Einmal hatte er eine schöne Stelle. Entlassen wurde er, als man erfuhr, wer sein Vater war. Ein Trinker und Liedrian!

Drei Lehren enthält unsre Geschichte. Die erste?

Halte dich recht im Leben, daß die Deinen nicht unter deiner Schuld leiden!

Dann für andre. Sie sollen nicht lieblos und ungerecht urteilen.

Versuch's doch mit einem solchen Sohne! Mit Vorsicht und Umsicht natürlich, mit Aufsicht und Kontrolle. Aber hilf dem Armen empor!

Und für den Sohn?

Sei doppelt gewissenhaft, doppelt fleißig und sorgfältig in deiner Arbeit! Du mußt empor trotz alledem!

3. Auf dem Weihnachtsmarkt steht in dem bunten Leben und Treiben ein kleiner Knabe. Die Wangen sind von der Kälte gerötet,

die Hände zittern ihm. Er friert in seinem dürftigen, geflickten Röckchen. Mit bittender Stimme bietet er seinen selbstgefertigten Christbaumschmuck den Vorübereilenden an. Kaum kann er's vor Kälte mehr aushalten, aber er denkt an seine fünf kleineren Geschwister und vor allem an seinen Liebling, das Kleinste im Wickelbettchen. „Milch, viel Milch", hat der Arzt gesagt, sonst muß das Kind sterben. Mutter kann's nicht allein mehr ermachen mit ihrer Arbeit, mit ihrer Aufwartung früh und nachmittags und mit ihrem Waschen in der Nacht. Und Vater — die Tränen kommen dem armen Kleinen — der Vater sitzt wegen Diebstahls im Gefängnis. Wie mag er an die Seinen denken jetzt, in der Weihnachtszeit. „Ich bin der Älteste, der Größte", sagt sich der Knabe und beißt die Zähne zusammen, „ich muß für uns alle einstehen."

Eine trübe Illustration zu dem Worte: „Ich suche die Sünden der Väter heim an den Kindern."

Die armen unschuldigen Kinder müssen hungern und frieren durch die Schuld des Vaters.

Und nun etwas Erfreuliches in dem trüben Bild.

Das Pflichtbewußtsein des braven Knaben.

An ihm wird sich sicher auch der Segen des Wortes erfüllen. Welcher?

„Denen, die mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl."

Inwiefern sicher?

Wenn die Gesinnung des Knaben fest genug ist, dann wird er sich aus dem Sumpfe, in den die Familie geraten ist, emporarbeiten.

Vielleicht noch mehr!

Vielleicht gelingt's ihm mit Gottes Hilfe, auch den Seinen, den Geschwistern und der Mutter, später noch emporzuhelfen.

Der Spruch (Ps. 37, 37) wird sich dann an ihm erfüllen: „Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchem wird's zuletzt wohl gehen."

Nach einem fleißigen, tüchtigen, gewissenhaften Leben wird der Schandfleck ausgelöscht sein auf dem Schilde seiner Ehre. Was er durch Fleiß, Können und Sparsamkeit sich an Gut und Geld erworben hat, wird ihm ein gutes Leben sichern.

In solch schrecklicher Notlage muß ein Kind des Wortes gedenken (Röm. 8, 28): „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." Zum Besten? Inwiefern in unserm Falle?

Zum Fleiß, zur Charakterstärke, zur Gewissenhaftigkeit.

Alle Dinge?

Die Not, die Schande, die Hilflosigkeit der Familie.

Zu denen aber, die ihn so verachtet haben, wird er einmal später wie Joseph beim Wiedererkennen seiner Brüder sprechen können.

„Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen" (1. Mos. 50, 20).

Und wenn er dann allgemein geachtet, vielleicht als tüchtiger Meister in einer andern Stadt, in seinem Stübchen sitzt und an sein Leben zurückdenkt und an den, der's so gelenkt hat, dankbare Gefühle werden ihn erfüllen, und vielleicht spricht er mit Jesaja, des Propheten Worten (Jes. 28, 29).

Des Herrn Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.

4. Die Sonntagsglocken läuten. Ihr Klang tönt auch ins Gefängnis hinein. Welche Gefühle wecken sie darin!

Der Dieb denkt zurück an seine erste Unehrlichkeit, der Mörder an seine erste Roheit, der Verleumder an seine erste Lüge. O, was könnten sie alles erzählen zur Lehre und Mahnung für andre! Hütet euch vor dem ersten Schritt!

Warum?

1. Eine Lüge macht die andre nötig.

2. Man gewöhnt sich das Lügen an. (Wer sündigt, wird der Sünde Knecht.)

3. Aus der Sünde kommt das Unheil.

Wenn ihr ins Unglück kommt, was müßt ihr euch genau überlegen?

Ob wir nicht auch einen Anteil der Schuld haben.

Aber das ist doch keine Frage!

Doch.

Ein Ziegelstein fällt vom Dache.

Der, den er trifft, kann nichts dafür.

Teuerung und Arbeitslosigkeit kommt über ein ganzes Land.

Die Einzelnen, die da betroffen werden, konnten das Unglück sicher nicht abwenden.

Ein Kind spielt auf einer stillen Straße, auf der das Automobilfahren verboten ist, und wird überfahren.

Niemand kann sagen: „Recht so! Dich trifft eine gerechte Strafe."

Eine ordentliche Frau und brave Kinder werden vom Vater verlassen.

Sie verdienen Mitleid und nicht Hohn und Spott.

Aber jeder muß sich die Mitschuld überlegen. Weise das an den einzelnen Fällen nach!

Ziegelstein — vielleicht ein leichtsinniger Dachdeckerlehrling.

Teuerung und Arbeitslosigkeit —

vielleicht vorher Hochmut und Genußsucht.

Das überfahrene Kind — der unvorsichtige Chauffeur.

Die verlassene Familie — die Kneipgenossen des liederlichen Mannes.

Und denen, die schuld sind, erwächst kein Segen aus ihrer Tat. Und eine andre Frage muß sich jedem Betroffenen aufdrängen: „Hast du keine andre Schuld auf dem Gewissen?" (Unglück als Erziehungsmittel.)

Die Sonntagsglocken läuten. Ihr Klang tönt auch zu denen, die am Gefängnis vorübergehen. Sie fragen: „Bist du nicht schuld? Gar nicht schuld?"

5. Klug und geschickt war er, der Kaufmann, und hatte eine glückliche Hand. Sein Geschäft war das erste am Platze. Sein Kundenkreis und seine Einnahme wuchs.

Da kam der Übermut. Den großen Herren wollte er's gleich tun. Frühschoppen ward gehalten im nahen Hotel jeden Tag. Eine Jagd ward gepachtet. An der Börse ward spekuliert. Da gab's oft Zank und Streit im Hause.

Da kam der Rückgang des Geschäfts, endlich der Zusammenbruch. Alles ward verkauft. Nur das Nötigste blieb ihnen.

Inwiefern beleuchtet dieses Lebensbild den Beschluß der Gebote?

1. Schuld und Strafe.

2. Die Schuld des Vaters ward heimgesucht an den Kindern.

Welche Mahnung enthält sie?

Sei dankbar im Glücke und steigere noch, wo du kannst, deine Tüchtigkeit!

Welchen Grund führt es uns vor die Seele, warum wir Böses meiden sollen?

1. Schon um unser selbst willen, das Böse hat böse Folgen.

Die schlimmste?

2. Wir werden selbst böse.

Aber ihr wißt, daß es noch andre Gründe gibt.

3. Die üblen Folgen, die andre treffen, die Meinen, Freunde, Brüder und Schwestern.

4. Es ist gegen Gottes und der Menschen Gesetz und Willen.

Darum meidet das Böse, es trägt böse Frucht!

6. Droben stand der Geistliche auf der Kanzel. Ernst klang seine Stimme, denn er sprach vom verlorenen Sohn. Und das Thema seiner Predigt war:

Jedes Laster ist ein guter Versprecher, aber ein schlechter Wort=halter.

Was verspricht's dem Dieb?	Reichtum, sorgloses Leben, Freude.
Was gibt es ihm?	Gefängnis, Schande oder wenigstens schwere Sorge und Gewissensqual.
Dem Unmäßigen?	Es verspricht: Genuß und Freude. Gibt: Krankheit und Kummer.
Dem Rachsüchtigen?	Befriedigtsein im Gemüte verspricht's und gibt dauernde Reue.

Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke (Gellert).

II. Achte im Leben darauf, wie glücklich Gutestun macht!

1. Ein Bettler erzählt:

„Das Wirtshaus Eures Bruders war das letzte, in dem ich damals noch anklopfen wollte, nachdem ich überall mürrisch abgewiesen worden war[1]). Ich schleppte mich kaum mehr bis vor das Tor. In Eurem Hofe wurde ich gelabt, sonst wäre ich wegmüde und hungernd auf der Landstraße zusammengebrochen. Aber der Herr Theobald hat mich nicht als Bettler behandelt, er fühlte meine Scham und ging ihr aus dem Wege. Als ich dann gestärkt wieder aufbrechen wollte, da trat er zu mir und sagte: ‚Habt Ihr es gar so eilig, daß Ihr ganz und gar vergeßt, daß es Winter ist, und ohne einen[2]) warmen Rock davongehen wollt?' Dabei nahm er einen langen, starken Rock vom Nagel an der Wand und hing ihn mir um die Schultern. Das Kleid war fein, und mein Rücken krümmte sich unter der Last von Eures Bruders Güte. Er wartete aber nicht ab, der edle Mann, und benützte meine Sprachlosigkeit, um mich hinauszuschieben. Er klopfte mir nur noch mit einem kräftigen ‚Lebt wohl!' auf die Schulter und entfernte sich eilig ... Da stand ich nun draußen im Schnee, und warm war mir außen und innen, und ich segnete das Haus, in das mich mein letzter glücklicher Zufall geführt hatte. Ich wußte gleich, daß es mir nie wieder so gut gehen würde im Leben, und staunte dankbar darüber, daß ein Fremder mir so tief, so brüderlich wohlgetan hatte. Seitdem habe ich seiner immer gedacht, und von dieser Stunde an hatte ich, selbst wenn ich meine traurigsten Lieder aufspielte, eine Heiterkeit in der Brust, die mich nie wieder verlassen hat."

---

[1]) Der Wirt zum silbernen Lachen. Novelle von Siegfried Trebitsch. Dresdner Nachrichten, 21. September 1913.

[2]) Im Original steht: ohne Euren warmen Rock.

Die gute Tat ist bald erzählt.	1. Der Wirt labte den Armen. 2. Er gab ihm einen warmen Rock.
Das ist nett und brav. Warum konnte aber der Bettler diese Tat nie in seinem Leben vergessen?	Weil sie so rücksichtsvoll und so zart getan worden war. Nämlich: 1. Er beschämt den Bettler nicht. 2. Er kleidet das, was er bei der Übergabe sagt, in eine Art Vorwurf: „Habt Ihr es gar so eilig, daß Ihr vergeßt, daß es Winter ist, und ohne einen warmen Rock davongehen wollt?“ 3. Er wartet den Dank nicht ab, sondern schiebt den Armen zur Tür hinaus.
Ein großer Segen ging aus dieser Tat für den Beschenkten hervor.	1. Warm außen und innen, segnete er das Haus, in dem ihm ein Fremder so brüderlich wohlgetan hatte. So erlebte er noch einmal in sich den Glauben an die Menschen. 2. Eine frohe Erinnerung blieb ihm für sein ganzes Leben, er war heiter und fröhlich, auch wenn er seine traurigsten Lieder spielte.
Segen erwuchs auch dem Bruder des Wirtes aus der Tat.	Froh und stolz hörte er das Lob seines guten Bruders.

Und wie wird sich der Geber gefreut haben, wenn er davon gehört hat! Und wie hat er sich ohnedies gefreut bei seiner Tat!

Nun werdet ihr das Wort verstehen, das ein Tischler sprach, als er einen alten Mann, seinen früheren Herrn, aus Barmherzigkeit in sein Haus aufgenommen hatte und von seiner Frau deswegen ausgezankt wurde. Er antwortet ihr: „Wenn ich einmal alt bin, will ich doch auch noch eine andre Erinnerung haben, als bloß die, daß ich die Stuhlbeine für die Leute eingeleimt habe[1]).“

2. „Wenn er so begabt und so brav ist, wie Sie mir schreiben, dann will ich den Jungen aufnehmen. Ich will ihn erhalten und bilden und so lange für ihn sorgen, als er sich fähig und würdig erweist.“

So schrieb der Direktor eines Landerziehungsheims, und Walter ward einer seiner tüchtigsten Schüler, jahrelang. Aber eines Tages

---

[1]) Räder, „Der Verschwender“.

verlor Walter alle Lust und wollte abgehen. Ihn drückte der Gedanke, daß er noch nichts verdiene, daß er von andern abhänge und ihnen zur Last liege.

Da schrieb ihm sein Lehrer: „Wenn dich das drückt, so nimm dir vor, daß, wenn du einmal groß bist und dein Ziel erreicht hast, du ebenfalls einen begabten Jungen zum Studium verhelfen willst! Und wenn das noch nichts hilft, so nimm dir vor: zwei, damit das Gute auf Erden gemehrt werde." Das half. Walter beendete sein Studium.

Inwiefern lag eine feine Empfindung dem törichten Gedanken des Knaben zugrunde? (Aus welchem Grunde wollte er sein Studium abbrechen?)

Wieso war's doch töricht?

Er fragte sich: „Darf ich jahrelang Wohltaten so ohne Gegenleistungen von andern annehmen?"

Wer mitten in seiner Laufbahn abbricht, aus dem wird höchst, höchst selten etwas.

Wenn W. den Rat seines Lehrers befolgt und den Vorsatz einmal ausführt, wie kann man da vom wachsenden Segen des Guten reden?

1. Er selbst ist durch die freundliche Tat des Direktors emporgehoben worden.

2. Diese Wohltat wird auch noch andern zu teil.

Vielen Menschen ist die Lebensfreude dadurch erhöht worden.

Den Eltern und Verwandten der drei Schüler, den Schülern selbst, dem Direktor und den Lehrern.

3. Während sie miteinander sprachen, nahm Hans sein Notizbuch heraus. „Ja", sagte er, „am Donnerstag, da paßt mir's. Da treffen wir uns also." Als er das Buch schloß, flatterte ein rötlicher Streifen heraus. Karl fand ihn und hob ihn auf, als der andre fort war: Briefmarken!

Die paßten ihm gerade. Er steckte sie zu sich. Er wollte ja seinem Onkel einen Geburtstagsbrief schreiben, und sein Taschengeld war gerade rein alle. Da kam ihm der schlechte Gedanke: „Die behalte ich." Aber schon war der Kampf in seiner Seele. „Wie kannst du! Es ist unrecht Gut!" Und wieder: „Aber billig! Und Hans hat genug. Er vermißt sie gar nicht."

Wie ging's aus?

Ein paar Tage später schrieb der Onkel: „Dein Geburtstagsbrief hat mich diesmal besonders gefreut. Du hast ihn in der rechten Stimmung geschrieben, so frei, so froh und gut. Mir kamen die Tränen. Ich mußte meiner eigenen Jugend denken."

Ihr könnt erraten, was inzwischen alles sich ereignet hatte.

4. So krank war die Mutter — nahe am Tode. Unermüdlich, in treuer Liebe, saß die Tochter an ihrem Bett und pflegte sie. Kaum konnte die Mutter reden. Aber die Tochter sah ihr alles an den Augen ab.

Wie freute sich die Tochter, als die Mutter endlich, endlich auf dem Wege der Besserung war, als der Arzt wieder Hoffnung gab, und als der frohe Tag kam, daß sie wieder im Sonnenscheine sitzen konnte! Wie freuten sich beide!

Und als die Mutter wieder gesund war, da wendete sie daran, was sie nur konnte, ihrer Tochter Freude zu machen. Sie kaufte ihr ein Kleid, ein Buch, sie ließ sie das Weißnähen lernen und das Plätten. Da weinte die Tochter. Aber die Mutter sagte: „Das ist der Lohn für deine treue Pflege."

Woran hat die Tochter bei der Pflege keinmal gedacht?

An irgend welchen Lohn.

Warum pflegte sie ihre Mutter? (Aus welchem Gefühl? Zu welchem Zwecke?)

Aus Liebe und aus Dankbarkeit, damit die Mutter gesund wird.

Und als die Mutter gesund war, woran hatte die Tochter ihre größte Freude?

An der Wiedergenesung der Mutter.

Neben dem Dankgefühle gegen Gott konnte sie auch ein wenig stolz sein.

„Das ist auch mit mein Werk", konnte sie denken, „weil ich bei ihr die Nächte gewacht habe."

Aber sie war gar nicht stolz.

Sie sagte sich: „Das ist doch selbstverständlich, daß ich meine liebe Mutter pflege."

Worüber ist sie dann ganz erstaunt gewesen?

Darüber, daß die Mutter von Lohn sprach für ihre Pflege und ihr das Kleid schenkte.

Die kleine Geschichte ist sehr lehrreich. Sie zeigt uns, warum und mit welchen Gedanken wir das Gute tun sollen.

1. Um des Guten willen, aus Liebe, um andre Menschen und Gott zu erfreuen.

2. Ohne an Lohn zu denken, als selbstverständlich, ohne Überhebung und Stolz.

Und wenn sich unsre guten Taten lohnen, wie sollen wir das aufnehmen?

Dankbar, unsre Liebe soll noch größer, unser Streben noch eifriger werden, gut zu sein und gut zu handeln.

5. Da sitzt am Sonntagnachmittag ein Mädchen in älteren Jahren am Fenster und schaut trübselig durch die Scheiben in den rieselnden Regen, auf die nassen Straßen und an den grauen Himmel. „Da

bin ich nun fleißig und sparsam gewesen und bin doch nicht reich geworden. Da hab' ich so mäßig gelebt und bin doch krank geworden. Ich habe manche Wohltat getan mit dem Wenigen, das ich erübrigen konnte, aber Dank hab' ich kaum geerntet. Da bin ich tugendhaft und gut geblieben und doch nicht glücklich geworden. Ich bin nicht zänkisch und unverträglich und sitze doch einsam am Fenster und schau in den rieselnden Regen."

Eine nachdenksame Sache!

Wir nehmen an, daß alles wahr ist. Was sagt ihr dazu?

1. Gutsein bringt oft äußeren Lohn — nicht immer.
2. Unglück kommt auch ohne Schuld.
3. Noch ist nicht aller Tage Abend. Es kann noch viel Gutes in ihr Leben kommen.
4. Sieh hinein ins Elend der Sünde! Wärst du nicht innerlich noch ärmer, noch zerissener und unglücklicher, wenn du nicht gut geblieben wärst?
5. Und haben wir nicht die christliche Hoffnung auf ein besseres Einst?

6. Und nun schaut selber ins Leben hinein, ihr Kinder, und beobachtet, wie das Gute seine Frucht trägt im Leben und das Böse seine Strafe!

Und wo es noch nicht so ist, da helft mit, daß es immer mehr so werde!

Ihr selber aber tut das Rechte, ohne nach rechts und links zu blicken nach Lohn oder Strafe, tut das Gute, weil es gut und recht ist! Dann werdet ihr am ehesten glücklich werden.

* * *

Wir hören den Anfang vom Wahlspruche unseres Kaisers:

„Stark sein im Schmerz,
nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos,
zufrieden mit dem Tag, wie er kommt,
in allem das Gute suchen
und Freude an der Natur und den Menschen haben,
wie sie nun einmal sind,
für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen trösten,
welche schön ist,
und aus Herz und Können immer sein Bestes geben,
auch wenn es keinen Dank erfährt.

Wer das lernt und kann, ist ein Glücklicher, Freier und Stolzer, und immer schön wird sein Leben sein."

* * *

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
ein breiter Weg durch Auen,
allein sein Fortgang bringt Gefahr,
sein Ende Nacht und Grauen.

Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
läßt nichts als Mühe blicken,
doch weiter führet er zum Heil
und schließlich zum Entzücken.

* * *

Und würd' dir alle Erdenpracht
und aller Weisheit Blüte,
das, was dich erst zum Menschen macht,
das ist allein die Güte.

* * *

Gib, daß ich tu' mit Fleiß,
was mir zu tun gebühret,
wozu mich dein Befehl
in meinem Stande führet!

Gib, daß ich's tue bald,
zu der Zeit, da ich soll!
Und wenn ich's tu, so gib,
daß es gerate wohl!

* * *

Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY
3 9306 01027332 0

49006 IN STORAGE
BV
4655
.L4
v.2

Lehmensick, F.

Anschaulicher Katechismus-unterricht.

DATE | ISSUED TO

IN STORAGE
49006
BV
4655
.L4
v.2